



Wie wollen wir gelebt haben?

Bildungsmaterialien und Methoden für
den sozial-ökologischen Wandel

Geschichten des Gelingens

Inhalt

- S. 05 **01.** Alle unter einem Solardach
- S. 07 **02.** Alma Maters Wandlungsreisende
- S. 09 **03.** Auf den Dächern im Paradies
- S. 11 **04.** Austeilen und Einstecken
- S. 13 **05.** Bauer schafft Aufwind
- S. 15 **06.** Bayerische Blütenpracht
- S. 18 **07.** Biete halben Rotkohl
- S. 20 **08.** Brot, Salz und Gemeinwohl
- S. 22 **09.** Der Fluch der Dinge
- S. 24 **10.** Der Himmel über Rostock
- S. 26 **11.** Der kleine Bauer und die große Raupe
Nimmersatt
- S. 28 **12.** Die Befreiung der Stadttomaten
- S. 30 **13.** Die Demokratisierung der Fruchtbarkeit
- S. 32 **14.** Die Häuser denen, die sie nutzen
- S. 34 **15.** Die Leichtigkeit des Meins
- S. 36 **16.** Die Rückkehr der Textilindustrie
- S. 38 **17.** Du und ich und alle, die hier wohnen
- S. 40 **18.** Ein Dorf im Großstadthaus
- S. 42 **19.** Eine Kiste für alle
- S. 44 **20.** Eine Stadt ackert solidarisch
- S. 46 **21.** Ein Viertel des Bundesgebiets befreit!
- S. 48 **22.** Fast Harder Greener Please
- S. 50 **23.** Gekommen, um zu bleiben
- S. 52 **24.** Gelassenes Fortkommen statt rasenden
Stillstands
- S. 54 **25.** Gemüse aus dem Stadtpark
- S. 56 **26.** Geschachteltes Geben und Nehmen
- S. 58 **27.** Halbinseln aus Stroh
- S. 61 **28.** „Hände in der Erde und Kopf in der Welt“
- S. 63 **29.** Häuser zu Kraftwerken!
- S. 65 **30.** Heiß, köstlich und begehrt
- S. 67 **31.** Hopp Schwiiz!
- S. 69 **32.** Hühner unter Strom
- S. 71 **33.** Im Dienste ihrer Bürgerschaft
- S. 73 **34.** Künstlerische Ressourcen
- S. 75 **35.** Lastwagen mit Lustfaktor
- S. 77 **36.** Liquide Demokratie
- S. 80 **37.** Mit Bienen hoch hinaus
- S. 83 **38.** Mit Gehzeugen gegen Stehzeuge
- S. 85 **39.** Mit LötKolben gegen Müllberge
- S. 87 **40.** Nackte Tatsachen auf offener Straße
- S. 90 **41.** Reiseziel postfossil
- S. 92 **42.** Rote Rüben soll man küssen
- S. 94 **43.** Schweres Gepäck fürs Geschäft
- S. 96 **44.** Strategen der Ermutigung
- S. 98 **45.** Superwohnort, nicht nur für Supermenschen
- S. 100 **46.** Tintenkillerfreie Zone
- S. 103 **47.** Unternehmer mit Karotten locken
- S. 105 **48.** Urbane Landwirtschaft auf Rädern
- S. 108 **49.** Urbane Wälder statt Schutt und Ödnis
- S. 110 **50.** Von welchen, die loswandern, die Welt
zu verändern
- S. 113 **51.** Was in der Zwischenzeit geschieht
- S. 115 **52.** Weder Hülle noch Fülle
- S. 117 **53.** Wir sind die Stadt
- S. 119 **54.** Wir sind Verbindung
- S. 121 **55.** Zeit für Long-Minute-Reisen

Welche Geschichten zu welchen Methoden gehören

02 Bilder von morgen im Heute

- | | | | |
|-------|---|--------|--|
| S. 09 | 03. Auf den Dächern im Paradies
über Dachgärten in Gaza | S. 58 | 27. Halbinseln aus Stroh
über den Architekten Dirk Scharmer |
| S. 13 | 05. Bauer schafft Aufwind
über die Gemeinde Wildpoldsried | S. 63 | 29. Häuser zu Kraftwerken!
über den Solar-Architekten Rolf Disch |
| S. 22 | 09. Der Fluch der Dinge
über die Archétekten | S. 67 | 31. Hopp Schwiiz!
über Verein Neustart Schweiz |
| S. 30 | 13. Die Demokratisierung der Fruchtbarkeit
über das <i>Ithaka-Institut</i> | S. 69 | 32. Hühner unter Strom
über den Biolandhof <i>Freudenthal</i> |
| S. 34 | 15. Die Leichtigkeit des Meins
über den Minimalisten Joachim Klöckner | S. 73 | 34. Künstlerische Ressourcen
über <i>Performance Electrics</i> |
| S. 40 | 18. Ein Dorf im Großstadthaus
über die Bau- und Wohngenossenschaft <i>KraftWerk1</i> | S. 83 | 38. Mit Gehzeugen gegen Stehzeuge
über <i>fairkehr</i> |
| S. 46 | 21. Ein Viertel des Bundesgebiets befreit!
über das <i>100ee Regionen</i> und <i>RegionTwin</i> | S. 98 | 45. Superwohnort, nicht nur für Supermenschen
über die <i>Wohnsiedlung Burgunder</i> |
| S. 50 | 23. Gekommen, um zu bleiben
über das <i>Grandhotel Cosmopolis</i> | S. 108 | 49. Urbane Wälder statt Schutt und Ödnis
über <i>Urbane Wälder Leipzig</i> |
| S. 54 | 25. Gemüse aus dem Stadtpark
über die <i>Essbare Stadt Andernach</i> | S. 117 | 53. Wir sind die Stadt
über <i>Nexthamburg</i> |
| S. 56 | 26. Geschachteltes Geben und Nehmen
über <i>Giveboxes</i> | | |

03 Zurück aus der Zukunft

- | | | | |
|-------|---|--------|---|
| S. 32 | 14. Die Häuser denen, die sie nutzen
über das <i>Mietshäuser Syndikat</i> | S. 94 | 43. Schweres Gepäck fürs Geschäft
über <i>FahrWerk</i> |
| S. 75 | 35. Lastwagen mit Lustfaktor
über <i>Carla Cargo</i> | S. 110 | 50. Von welchen, die loswandern, die Welt zu verändern
über <i>Funkenflug</i> |
| S. 92 | 42. Rote Rüben soll man küssen
über die <i>Kommune Niederkaufungen</i> | | |



Einfach mitmachen?

- | | | | |
|-------|--|--------|--|
| S. 11 | 04. Austeilen und Einstecken
über den Leihladen <i>*Leila</i> | S. 52 | 24. Gelassenes Fortkommen statt rasenden Stillstands
über den <i>Verein zur Verzögerung der Zeit</i> |
| S. 18 | 07. Biete halben Rotkohl
über <i>Foodsharing</i> | S. 61 | 28. Hände in der Erde und Kopf in der Welt
über das <i>Allmende-Kontor</i> |
| S. 34 | 15. Die Leichtigkeit des Meins
über den Minimalisten Joachim Klöckner | S. 58 | 26. Mit Lötkolben gegen Müllberge
über das <i>Repair Café</i> Stuttgart |
| S. 40 | 18. Ein Dorf im Großstadthaus
über die Bau- und Wohngenossenschaft <i>KraftWerk1</i> | S. 115 | 52. Weder Hülle noch Fülle
über <i>unverpackt kiel</i> |
| S. 42 | 19. Eine Kiste für alle
über das <i>Kartoffelkombinat</i> | S. 121 | 55. Zeit für Long-Minute-Reisen
über <i>Langsamreisen</i> |
-



Stadt der Zukunft

- | | | | |
|-------|--|--------|---|
| S. 05 | 01. Alle unter einem Solardach
über die <i>Solar-Bürger-Genossenschaft</i> | S. 63 | 29. Häuser zu Kraftwerken!
über den Solar-Architekten Rolf Disch |
| S. 09 | 03. Auf den Dächern im Paradies
über Dachgärten in Gaza | S. 71 | 33. Im Dienste ihrer Bürgerschaft
über die <i>2000-Watt-Gesellschaft</i> Zürich |
| S. 11 | 04. Austeilen und Einstecken
über den Leihladen <i>*Leila</i> | S. 80 | 37. Mit Bienen hoch hinaus
über <i>Melbourne City Rooftop Honey</i> |
| S. 15 | 06. Bayerische Blütenpracht
über die Regionalwährung <i>Chiemgauer</i> | S. 83 | 38. Mit Gehzeugen gegen Stehzeuge
über <i>fairkehr</i> |
| S. 22 | 09. Der Fluch der Dinge
über die <i>Archétekten</i> | S. 85 | 26. Mit Lötkolben gegen Müllberge
über das <i>Repair Café</i> Stuttgart |
| S. 24 | 10. Der Himmel über Rostock
über den Freifunk-Verein <i>Opennet Initiative</i> | S. 87 | 40. Nackte Tatsachen auf offener Straße
über den <i>Shared Space</i> in Bohmte |
| S. 32 | 14. Die Häuser denen, die sie nutzen
über das <i>Mietshäuser Syndikat</i> | S. 90 | 41. Reiseziel postfossil
über den <i>SauberBus</i> Hamburg |
| S. 38 | 17. Du und ich und alle, die hier wohnen
über das Nachbarschaftsnetzwerk <i>Polly & Bob</i> | S. 105 | 48. Urbane Landwirtschaft auf Rädern
über <i>Fleet Farming</i> |
| S. 40 | 18. Ein Dorf im Großstadthaus
über die Bau- und Wohngenossenschaft <i>KraftWerk1</i> | S. 109 | 49. Urbane Wälder statt Schutt und Ödnis
über <i>Urbane Wälder</i> Leipzig |
| S. 44 | 20. Eine Stadt ackert solidarisch
über die Solidarische Landwirtschaft <i>Stadt, Land, ...Beides</i> | S. 113 | 51. Was in der Zwischenzeit geschieht
über die <i>ZwischenZeitZentrale</i> Bremen |
| S. 54 | 25. Gemüse aus dem Stadtpark
über die <i>Essbare Stadt</i> Andernach | | |

08 Schule des Gelingens

S. 100 **46. Tintenkillerfreie Zone**
über die *Evangelische Schule Berlin Zentrum*

11 Weniger brauchen dürfen

S. 34 **15. Die Leichtigkeit des Meins**
über den Minimalisten Joachim Klöckner

12 Geschichten erzählen für den Wandel

S. 26 **11. Der kleine Bauer und die große Raupe Nimmersatt**
über die *BioBoden Genossenschaft*

14 Vom Denken und Machen

S. 48 **22. Faster harder greener please**
über die *Green Music Initiative*

16 Hochschulstrukturen nachhaltig verändern

S. 07 **02. Alma Maters Wandlungsreisende**
über *Greening the University*

01 . Alle unter einem Solardach

Ute Scheub, Januar 2012

Bürgerenergiegenossenschaften sind schwer im Kommen. Die *Solar-Bürger-Genossenschaft* in Freiburg vereint verschiedene Solarprojekte unter einem Dach und erspart anderen die Mühe der Neugründung.

Es begann alles mit einem Weltrekord. Auf dem Dach eines Speditionsunternehmens im hessischen Bürstadt dehnten sich im Jahr 2005 Solarmodule auf der Fläche von acht Fußballfeldern, insgesamt rund 45.000 Quadratmetern – seinerzeit die weltgrößte Dachflächenanlage der Welt. Der *Sonnenfleck*, wie das Projekt genannt wurde, war maßgeblich das Werk von Erhard Renz.

Der 57-jährige Frühpensionär mit dem schütterten Haar und dem fröhlichen Lachen lebt in Bürstadt nur acht Kilometer vom Atomkraftwerk Biblis entfernt. Dass er wenige Tage vor dem Super-GAU in Tschernobyl eine Tochter bekommen hatte, verstärkte damals seine Abneigung gegen die Atomkraft nur noch mehr. Der Industriekaufmann, der bei *Daimler Benz* im Rechnungswesen arbeitete, wollte zeigen, dass es auch anders geht, und machte sich ab den 1990er-Jahren für Windenergie stark. Doch sein Engagement für einen Windpark an der Nordsee frustrierte ihn: Viele Beteiligte „hatten nur Interesse an der Rendite“. Seit 2000, dem Jahr der Verabschiedung des *Erneuerbare-Energien-Gesetzes* und der damit verbundenen erleichterten Förderung von Solarenergie, engagierte sich Erhard Renz auch für Solaranlagen, hielt Vorträge, dachte sich lustige Solarwettbewerbe zwischen Kommunen aus und wurde Schritt für Schritt zum „Sonnenflüsterer“ – so heißt auch seine Webseite. Das Weltmeisterdach in Bürstadt war zwar das größte Projekt, bei dem der unermüdliche Freizeitaktivist mitgemischt hat, aber nur eines von vielen.

Was den Überzeugungstäter Renz an seinem „Sonnenfleck“ aber letztlich doch störte, war die Pro-Kopf-Mindestbeteiligung von 50.000 Euro. Die Menschen, die in seine Vorträge strömten, hatten nicht so viel Geld. Auf einer Solarmesse in Freiburg sprach er deshalb Burghard Flieger an, einen ausgewiesenen Experten für Genossenschaften, der auch Qualifizierungsseminare für Gründungswillige anbietet. Zusammen erarbeiteten Renz und Flieger ein Genossenschaftsmodell, bei dem Engagierte sich schon mit 100 Euro beteiligen konnten. „100 Euro hat fast jeder, und wer einmal in ein Solardach investiert hat, bleibt der Branche treu“, so die Erfahrung von Renz. Anfang 2005 gründeten die beiden mit weiteren elf Mitstreitern die *Solar-Bürger-Genossenschaft*. Zu Beginn des Jahres 2012 hat die Genossenschaft 120 Mitglieder, die mehr als 800 Anteile zu je 100 Euro halten. Auch Prominente sind darunter, etwa der Kabarettist Arnulf Rating. „Den hab’ ich nach einem Auftritt bei uns in der Gegend drei Stunden lang vollgeflüstert“, lacht der „Sonnenflüsterer“.

Die *Solargeno*, wie sie abgekürzt heißt, war die dritte deutsche Bürgersolargenossenschaft überhaupt und die erste bundesweit aktive. Sie löste einen wahren Gründerboom aus. Seit 2008 vermehren sich „Genos“ rasant, Ende 2011 waren es rund 300, davon allein in Baden-Württemberg 45. Und 2012, glaubt *Solargeno*-Vorstandsmitglied Burghard Flieger, werden es noch mehr. Schließlich ist 2012 das von der UNO ausgerufene *Internationale Jahr der Genossenschaften* – 150 Jahre, nachdem Friedrich Wilhelm Raiffeisen und Hermann Schulze-Delitzsch dieses Modell der Solidarökonomie in Deutschland eingeführt haben. Also, trotz der FDP- verursachten Kürzung der Solarstromförderung: Noch mehr Solarmodule auf noch mehr Dächern werden noch mehr Genossen und Genossinnen erfreuen.

Ganz einfach war der Weg auch für die *Solargeno* nicht, bei ihren Projekten gab es immer wieder technisch oder organisatorisch bedingte Verzögerungen. Doch eine besondere Eigenschaft von Genossenschaften verhilft

ihnen in der Regel zu Erfolg: Sie können neue Standorte erschließen, an die Einzelpersonen oder Unternehmen nicht herankommen. Gerade in ländlichen Regionen finden sich jede Menge Speicher, kommunale Gebäude, Supermärkte oder Kirchen, die „eins aufs Dach“ verdienen. Dachbesitzer können die Flächen gratis vergeben oder vermieten, wenn sie sich nicht selbst engagieren möchten.

Auch die Freiburger *Solar-Bürger-Genossenschaft* hat nunmehr drei Anlagen auf Großdächern in unterschiedlichen Regionen am Laufen: eine auf dem Feuerwehrhaus von Bürstadt, eine auf der Christoph-Graupner-Schule in Darmstadt und seit Ende 2011 die größte und neueste auf dem Werk von *Gummi-Mayer* im pfälzischen Landau, die mehr als eine halbe Million Kilowattstunden pro Jahr ins Netz einspeisen wird. „Ich bin beseelt von diesem Projekt“, bekannte Dachbesitzer Mayer bei der Anlageneinweihung und wünschte sich „Sonnenschein in den Seelen aller Beteiligten“. Mit diesem dritten Projekt konnte die *Solargeno* ihre Stromproduktion immerhin verzehnfachen, und weitere Solardächer sowie gemeinschaftlich betriebene Blockheizkraftwerke in Freiburg und Umgebung sind laut Burghard Flieger in Vorbereitung.

Jeden Morgen geht die Sonne auf, und wenn die Solardächer einmal arbeiten, werfen sie jährlich rund vier bis sechs Prozent Rendite ab – auf 20 Jahre Laufzeit gerechnet. Das erste Ziel der *Solargeno* aber ist nicht die Rendite, sondern, so die Satzung, „eine Demokratisierung der Energiewirtschaft und die Förderung der Energiewende hin zu einer nachhaltigen Energieversorgung mit Bürgerbeteiligung“. Nicht Offshore-Windkraft und das Sahara-Mammutprojekt *Desertec*, sondern nur die dezentralen erneuerbaren Energien ermöglichen den nötigen „Systemwechsel“, heißt es ergänzend auf der Webseite. „Man muss sie nicht suchen, freilegen und ausgraben, dann an einen zentralen Ort bringen, um sie wieder zu verteilen, sondern kann sie unmittelbar dort gewinnen, wo sie gebraucht werden.“ Überall, auf dem kleinsten Dach, kann man Sonne ernten.

Allerdings verstößt die *Solargeno* in einem Punkt gegen das strikt regionale „Kirchturmprinzip“ des Genossenschaftserfinders Raiffeisen. Sie verstehe sich „auch als Dachorganisation für Projekte von lokalen Gruppen, die vor Ort ihre eigene Anlage realisieren wollen, ohne dafür selbst den Weg der Genossenschaftsgründung zu gehen“, heißt es in der Satzung. Wenn eine Bürgerinitiative nur ein einziges Solarprojekt realisieren wolle und den bürokratischen Aufwand scheue, dann sei sie bei der *Solargeno* richtig, erläutert Erhard Renz. Auch Beratung, Qualifizierung und Vernetzung seien bei ihnen zu bekommen, ergänzt Burghard Flieger. Ein Dach für alle Dächer gewissermaßen. Vielleicht irgendwann noch ein Weltrekord?

www.solargeno.de

www.energiegenossenschaften-gruenden.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/solar-buerger-genossenschaft

02 . Alma Maters Wandlungsreise

Cecilia Antoni, Januar 2018

Weil Hochschulen den drängenden sozial-ökologischen Problemen oft hinterherhinken, wollen ihnen die eigenen Studierenden auf die Sprünge helfen. Was als *Greening the University* in Tübingen begann, hat sich als bundesweite Bewegung im *netzwerk n* verknüpft.

Drei Tage lang sollte es dauern: Nichts durfte weggeräumt werden. Am letzten Tag des Experiments war der Eingangsbereich der Universitätsbibliothek in Tübingen so zugemüllt, dass die Umweltkoordinatorin Hedwig Ogrzewalla hochrechnen konnte, was allein die Entsorgung der leeren Pappbecher die Uni im Jahr kostet: 16 000 Euro.

Rund 1,6 Millionen Einwegbecher fallen jährlich auf dem Gelände der *Eberhard-Karls-Universität* in Tübingen an. Einigen Studierenden stinkt das gewaltig, der Bibliotheksleitung schon lange. Im Wintersemester 2015/16 wurde der Bechermüll zum Seminarthema im „*Studium Oecologicum*“. Das ist jenes interdisziplinäre Kursprogramm der Uni Tübingen, das 2009 von der Studierendeninitiative *Greening the University* initiiert wurde und seitdem Raum für die wissenschaftliche und partizipative Auseinandersetzung mit Fragen rund um nachhaltige Entwicklung bietet. Inhalte und Methodik werden von Studierenden und Dozenten gemeinsam konzipiert, die Form ist offen und diskursiv angelegt. Obendrauf gibt es bei erfolgreicher Teilnahme ECTS-Punkte.

„Müllfreie Uni – Nur Zukunftsmusik oder tatsächlich möglich?“, so lautete der Titel des Seminars rund um die Becherberge. Der Kurs war auch der Anstoß zweier *Greening-the-University-Aktivistinnen*, das Problem in ein breiteres Bewusstsein zu rücken. Unterstützt von der Abfallbeauftragten der Universität, der Umweltkoordinatorin und einem erfahrenen Moderator von Zukunftswerkstätten begannen Franziska Steinhage und Merle Reuter gemeinsam mit den am Seminar teilnehmenden Studierenden nach Lösungen zu suchen. Die Online-Petition „Einwegbecher weg – eine tü-go Kampagne“ war ein nächster Schritt; sie lief bis Februar 2016.

Dass die einzelnen Schritte manchmal eher Teil eines Marathonlaufs als der kurze Anlauf zum Weitsprung sind, weiß Johannes Geibel, der als Student von 2007 an für vier Jahre bei *Greening the University* aktiv war. „Die Idee war, Projekte aufzubauen, sie eine Zeitlang zu begleiten und dann in die Struktur der Uni zu überführen, damit sie langfristig fortgeführt werden können“, erklärt der heute 30-jährige Volkswirt und Politikwissenschaftler die Herangehensweise von damals. Der Plan ging auf: Das von Geibel und seinen Mitstreitern durchgesetzte EMAS-zertifizierte Umweltmanagementsystem für den ganzen Hochschulbetrieb sowie das Gremium für Nachhaltigkeit, dem Studierende, Professorinnen, die Universitätsleitung und Verwaltungsmitarbeiter gleichberechtigt angehören, gibt es an der Uni Tübingen bis heute. Die vielen kleinen Schritte haben sich gelohnt.

Als die Tübinger *Greening-the-University-Aktivistinnen* 2009 zusammen mit anderen Hochschulgruppen für ihre jeweiligen Engagements am Rande der *UNESCO World Conference on Education for Sustainable Development* in Bonn ausgezeichnet wurden, fanden die Preisträger, man müsse sich zusammentun, um den Wandel an den Hochschulen im ganzen Land gezielter vorantreiben zu können. Ein Jahr später gründeten sie dafür das *netzwerk n*. Seit 2012 ist es ein eingetragener gemeinnütziger Verein, und Johannes Geibel ist sein Vorstandsvorsitzender.

netzwerk n hat sich seitdem gleich auf mehrere Beine gestellt. Damit sich die derzeit 100 Initiativen, Netzwerke und Dachorganisationen, 15 internationalen Studi-Organisationen und rund 650 engagierte Studierende in derzeit 45 Gruppen austauschen können, wurde die *plattform n* aufgebaut. Online können sich die einzelnen Initiativen hier auch intern organisieren, Arbeitsmaterialien für ihre Gruppe hochladen, Termine und Aufgaben verwalten.

Im analogen Raum assistieren hingegen die sogenannten „Wandercoaches“ beim Vorankommen. Das vom *Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF)* geförderte Projekt „Zukunftsfähige Hochschulen gestalten“ ermöglicht studentischen Nachhaltigkeitsinitiativen, sich begleiten zu lassen, wenn ihr Handeln ins Stocken geraten ist oder die Gruppe sich selbst im Weg steht. 15 inhaltlich und methodisch geschulte Wandercoaches stehen dafür bereit. Sie sind selbst Studierende, doch aufgrund vieler eigener Projektinitiativen besonders erfahren. Jedem ihrer Einsätze geht eine vierwöchige Aufwärmphase voran. In dieser Zeit kommunizieren die Coaches mit ihren zukünftigen Gastgebern intensiv über die Online-Plattform, um einen Eindruck zu erhalten, wohin die Reise gehen soll. In einem anschließenden Workshop geht es in die Tiefe: Motivationen werden hinterfragt, Strukturen angeschaut, die Projektentwicklung analysiert. „In erster Linie können wir allen Gruppen einen großen Motivationsschub geben“, sagt Henrike Lindemann, die das Wandercoaching von Berlin aus koordiniert. „Sie sehen dadurch viel mehr, was sie tatsächlich alles machen können.“

Einem eindrücklichen Beweis dafür begegnet man zum Beispiel an der Uni Magdeburg. Bereits eine Woche nach dem Coaching hatte die dortige Gruppe einen Termin mit der Leitungsebene ihrer Hochschule vereinbart und bald darauf etablierte die Uni ein eigenes „Green Office“ für Einsparungen im betrieblichen Ressourcenverbrauch – inklusive einer von der Universitätsleitung finanzierten Stelle. Wenn das kein Weitsprung ist!

Sich mit Gleichgesinnten treffen und in die Wissenschaftspolitik einmischen – das ist das dritte Standbein von *netzwerk n*: Auf der dreitägigen „konferenz n“, die ebenfalls zum geförderten *BMBF*-Projekt gehört und jährlich unter dem Motto „Hochschule weiter denken“ stattfindet, tauschen sich Studierende mit Professorinnen, Mitarbeitern der Hochschulverwaltung, Wissenschaftspolitikerinnen und Verantwortlichen aus den zuständigen Ministerien aus. Sie stellen eigene Initiativen vor und schmieden neue Wandelpläne. Dass „Hochschule weiter denken“ auch ganz wörtlich gemeint sein kann, zeigt der auf der Konferenz vorgestellte Ideenwettbewerb *yooweedoo* der Kieler *School of Sustainability*, die der *Christian-Albrechts-Universität* zu Kiel angegliedert ist. Hier werden sozial-ökologische Projekte und Gründungen bundesweit mit Startkapital unterstützt. Eines dieser Projekte ist *Goldeimer*. „*Goldeimer*“ sind mobile Komposttoiletten, die umweltschädliche Chemietoiletten auf Großveranstaltungen ersetzen sollen. Was Festivalbesucher ausscheiden, wird zu Humus kompostiert, soll den natürlichen Nährstoffkreislauf wieder schließen und zuletzt dem Boden zugefügt werden. Erst 2013 als Studierendenprojekt initiiert, hat sich *Goldeimer* innerhalb eines Jahres zu einem brotgebenden Sozialunternehmen entwickelt. Auch Schritte aus der Uni heraus sind erlaubt.

Die Tübinger Pappbecher werden mittlerweile zwar wieder täglich entsorgt, doch hinter den Universitätsmauern hat es angefangen, gewaltig zu brodeln. Die Umweltkoordinatorin Hedwig Ogrzewalla hat angeregt, die Uni Tübingen zur ersten Pappbecher-freien Universität in Deutschland zu verwandeln. Das könnte klappen. Allerdings nur, wenn die Studierenden zu Semesterbeginn weniger Porzellanbecher aus den Cafeterias in ihren persönlichen Hausrat überführten. Dann würde das Studierendenwerk auf den Einsatz von Einwegbechern verzichten.

www.netzwerk-n.org

www.greening-the-university.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von *FUTURZWEI* unter:

www.futurzwei.org/greening-the-university-teil2

03 . Auf den Dächern im Paradies

Sharif H. AlSharif, Juni 2015

Die demografische Krise verwandelt Gaza in eine Betonwüste, an Grünflächen mangelt es. Auf den städtischen Dächern Landwirtschaft zu betreiben, ist eine kleine Antwort auf ein großes Problem.

„Ein Modell zu schaffen, das vielerorts von Menschen im Gazastreifen angewendet werden kann, ist lohnenswert und einfach zu erreichen. Denn es ist beeindruckend simpel“, erklärt Ahmed Saleh. Der Agraringenieur hat einen ersten Schritt zur Lösung einer Reihe schwerwiegender Probleme unternommen, mit denen sich die Bevölkerung des Gazastreifens konfrontiert sieht. Das Gebiet steht seit 2007 unter israelischer Blockade, weshalb die Lebensmittelversorgung von 44 Prozent der Bewohner laut den *Vereinten Nationen* unsicher ist. Mit 4.500 Menschen pro Quadratkilometer ist der Gazastreifen eines der am dichtesten besiedelten Gebiete im Nahen Osten und insgesamt nur 365 Quadratkilometer groß. Auch für die Landwirte des Gazastreifens ist die Lage schwierig. Daten der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der *UN* zeigen, dass durch den Krieg im Jahr 2014 über 16.203 Dunam – d. h. über 16 Quadratkilometer – Ackerland, Gewächshäuser und Bewässerungsanlagen zerstört wurden.

Darüber hinaus befinden sich die meisten landwirtschaftlichen Flächen nahe der „Pufferzone“, einem Grenzgebiet zwischen dem Gazastreifen und dem Staat Israel, das von Letzterem im Jahr 1994 eingerichtet wurde. Diese Barriere macht es für Landwirte sehr schwierig, ihr Land zu erreichen. Laut einem Bericht der *UN*-Organisation *UNRWA* aus dem Jahr 2012, der die Situation palästinensischer Flüchtlinge behandelt, wird der Gazastreifen bis 2020 unbewohnbar sein. Der Bericht sagt ein Bevölkerungswachstum auf 2,13 Millionen Menschen voraus, was einer Bevölkerungsdichte von 5.835 Menschen pro Quadratkilometer entspricht. Wenn sich die politischen und wirtschaftlichen Umstände nicht ändern, wird die Grundinfrastruktur nicht mehr ausreichen, um den Bedarf der wachsenden Bevölkerung nach Elektrizität, Wasser und Sanitäreinrichtungen zu decken. Dies wird sich auch in der Unmöglichkeit niederschlagen, in Gaza ausreichend Lebensmittel für den eigenen Bedarf zu produzieren.

Auf der Suche nach einer Lösung legte Ahmed Saleh, ein Einwohner des Gazastreifens, seinen eigenen Dachgarten an, um auf dieser Fläche Gemüse anzubauen. Dem promovierten Agraringenieur kam diese Idee erstmals, als er verschiedene Ansätze für Dachgärten und städtische Landwirtschaft untersuchte und mit anderen Agrarspezialisten forschte und kommunizierte. Als Ahmed Saleh von der Theorie zur Praxis überging, verfolgte er ein Zwei-Schritte-Modell, um optimale Ergebnisse zu erzielen: Zuerst sammelte er Schrott und Abfall wie alte Reifen und Holzkisten, um sie als Pflanzgefäße zu verwenden. Zudem entwickelte er ein effektives Bewässerungssystem, indem er einen Hauptwassertank über recycelte Wasserrohre mit den Pflanzbehältern verband. Im zweiten Schritt düngte er die Erde mit Hühner- und Fischabfällen. In der Folge pflanzte er testweise Salat, Oregano, Sellerie, Zwiebeln, Tomaten, Paprika und Auberginen an. So versuchte er, die Pflanzen zu ermitteln, die unter den lokalen Bedingungen am besten gedeihen. Erste Ergebnisse zeichneten sich bald ab: Einige Pflanzen wuchsen stetig, wohingegen andere eingingen. Durch seine Forschungsarbeit verbesserte Ahmed Saleh seine Nutzpflanzen kontinuierlich. Nach einiger Zeit konnte er erkennen, aus welchen Gründen einige Pflanzen starben, und seine Erträge steigern. Eines Tages wird er in seinem Dachgarten

möglicherweise eine Fischzucht starten, die sowohl als Bewässerungssystem für die Pflanzen als auch zur Düngung (mithilfe der Fischabfälle) dienen könnte.

„Dieser einfache Garten steht für deutlich mehr, als es zunächst scheint“, sagt Ahmed Saleh. Dachgärten könnten nicht nur ganzen Familien ermöglichen, sich selbst mit Lebensmitteln zu versorgen – auch landwirtschaftliche Chemikalien und Pestizide, die viele Krankheiten verursachen, können vermieden werden, erklärt Saleh. Des Weiteren bieten Gärten wie Salehs eine gesunde Möglichkeit, Spannungen abzubauen. Soziale Bindungen können gefestigt werden, da der Erfolg eines Gartens von gemeinsamen Bemühungen abhängt. Außerdem: „Kinder lieben es, Dinge anzupflanzen und zu beobachten, wie ihre Anstrengungen zu etwas Greifbarem werden. So können auch ihr Zugehörigkeitsgefühl und ihre Einsatzbereitschaft gesteigert werden“, fügt Saleh hinzu. Bei durchschnittlichen Kosten von 500 US-Dollar auf 50 Quadratmeter Dachfläche sind Dachgärten durchaus wirtschaftlich, vor allem wenn man all die Vorteile bedenkt. Da langfristig ganze Familien versorgt werden können, kann der Gartenbau die alltäglichen Lebensmittelausgaben stark reduzieren. Das Modell ist zudem sehr flexibel. Pflanzen können vertikal oder horizontal wachsen, und indem sie die Anzahl der Behälter erhöhen oder mehr Dachfläche nutzen, können Familien üppige Ernten einfahren.

Obwohl Ahmed Saleh seine Idee gerne vielerorts angewendet sehen möchte, ist eine isolierte Anstrengung in diese Richtung noch nicht genug. Um die Umsetzbarkeit solcher Gärten zu steigern, wird die Zusammenarbeit mit lokalen Organisationen und Unterstützern wird essentiell sein, denn es geht ja darum, mehr Gärten nach Salehs Beispiel anzulegen. Salehs Nachbarn und viele andere Menschen sind offen für diese Idee und möchten sie mit eigenen Händen auf ihren eigenen Dächern umsetzen. Das Dachgärtnern zu einer Bewegung zu machen, wäre eine Antwort auf viele verschiedene wirtschaftliche und soziale Auseinandersetzungen, die im Gazastreifen in naher Zukunft eine Rolle spielen werden.

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTUREPERFECT unter:

<http://www.goethe.de/ins/cz/prj/fup/de14562469.htm>

04 . Austeilen und Einstecken

Dana Giesecke, August 2012

100 kleine Dinge lagern im Berliner Leihladen **Leila* und warten auf Nutzer. „Nicht Besitz, sondern Zugang“ lautet der Ansatz des ehrenamtlichen Teams.

Wer etwas besitzen will, streift durch die Geschäfte des Prenzlauer Bergs und kauft sein Glück in Tüten. Einen Sinn dafür, wann es genug ist, und einen Mechanismus, der anzeigt „Schluss, jetzt reicht es“ – beides ist weder von der Wirtschaft vorgesehen noch im Gehirn eingebaut. Und obwohl wir mehr als genug konsumieren, obwohl wir von allem mehr haben, als wir jemals ver- und gebrauchen können, trotzdem kaufen, bestellen, ersteigern und ergattern wir besinnungslos weiter. „Ich shoppe, also bin ich“, schreibt der Soziologe Zygmunt Bauman und warnt, dass der Konsum eine höchst einsame Angelegenheit ist.

Wer hingegen nur hin und wieder etwas benutzen und dabei nicht sozial isoliert sein möchte, geht zu **Leila*. Diesen Laden hat Nikolai Wolfert – ein viel jüngerer und weit weniger bekannter Soziologe als Zygmunt Bauman – zusammen mit einer bunten *Transition-Town*-Truppe in drei Souterrain-Räumen im südlichen Prenzlauer Berg eröffnet.

Hier wird nicht gekauft, sondern ausgeliehen und geborgt. Es geht nicht um Besitz, sondern um Zugang: Ob Spielzeug, Freizeit- oder Campingartikel, ob bestimmte Küchenutensilien oder Heimwerker- und Gartenzubehör – hier gibt es viel Nutzbringendes, das man ein- oder mehrmals gebrauchen kann, ohne es gleich sein Eigen nennen zu müssen. Bollerwagen, Leiter, Wok, Keimapparat, Einrad, Frisbee, Isomatte, Lastenrad oder Krücken – alles Dinge, die man nicht permanent benötigt. Sogar ein blaues Mountainbike wurde hier geparkt und wartet auf einen neuen Nutzer. Der Clou: Diese wunderbaren Gegenstände, diese prächtigen Ressourcen, gehören der Allgemeinheit. Denn bei **Leila* wird gemeinschaftlich und sozial konsumiert.

Im Leihladen **Leila* sitzt Nikolai Wolfert mit einem Glas Holunder-Limonade in der Hand. „Lei“ steht für Leihen und „La“ für Laden, erklärt Wolfert, aber **Leila* sei noch mehr, ein sozialer Treffpunkt nämlich. Wolfert und die anderen Initiatoren haben **Leila* ganz eindeutig nicht als Geschäft, sondern als einen angesagten Ort des „anderen“ Berlins konzipiert. Umsonstläden und Giveboxes, wo Gegenstände ihre Besitzer wechseln, ohne dass Geld fließt, gibt es schon mehrfach in der Hauptstadt. Doch dort werden die freien Gaben schnell wieder zu Eigentum, nur eben von jemand anderem. Im Leihladen **Leila* hingegen wird privates Eigentum in ein Gemeingut überführt. Das ist neu. Und ein Versuch.

„Kein Laden, sondern eine Mitmach-Aktion“, beschreibt Wolfert den Grundgedanken, „Ich bringe etwas, was ein anderer holt und im besten Fall auch wiederbringt, damit ein weiterer es erneut abholen und wiederbringen kann. Die Dinge haben hier eine feste Bleibe, sie kursieren nur kurzzeitig in der Welt, kehren aber wieder in ihre Heimat zurück. Hier im Leihladen schaffen es Menschen, miteinander zu kooperieren.“ Das **Leila*-Prinzip ist simpel: Ein jeder kann Mitglied werden. Die Höhe des Beitrages bestimmt man selbst. Indem man mindestens einen Gegenstand in den **Leila*-Pool gibt, erhält man die Berechtigung, andere Dinge zu entleihen.

Nicht-Habenwollen, Nicht-Besitzen und Teilen gehören für die Initiatoren zum größeren politischen und ökologischen Projekt des Ausstiegs aus der Überflussgesellschaft: Bei **Leila* wird das Privateigentum als universelles Prinzip des Kapitalismus in Frage gestellt. Deswegen führt das Team auch keinen Laden mit herkömmlichem Geschäftsgebaren, sondern „mit Gemeinsinn und so“. Der Soziologe Nikolai Wolfert ist, wie es scheint, bei **Leila* für den geistigen Überbau verantwortlich.

Deswegen hat er die „Kleine Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral“ von Heinrich Böll an den Eingang gepinnt. Darin wird die Begegnung eines Touristen mit einem Fischer geschildert. Der Fischer, am Hafen entspannt auf das Meer blickend, erhält vom Touristen die Empfehlung, sich doch eine Flotte mit mehreren Booten anzuschaffen. Denn mit solch einer Flotte könne er beruhigt im Hafen sitzen und die Sonne genießen, sagt der Tourist. Aber das könne er doch heute auch schon, lautet die Antwort des Fischers. Und wie der Fischer am Ufer sitzt Wolfert auf seinem Sofa und schaut auf sein Meer von ausleihbaren Gegenständen. In drei Räumen horten sich die Sachwerte zum Teil bis zur Decke und erinnern jeden Gast daran, dass im eigenen Keller ebenfalls zahlreiche Besitztümer auf die Befreiung aus der Bedeutungs- und Verwertungslosigkeit warten.

Wer glaubt, diese Idee sei sentimentaler Sozialkitsch, und Räume mit einem Haufen Kram könnten keine Interessenten anziehen, der irrt. Nach Kundschaft muss hier niemand Ausschau halten. Erst kommt jemand, der was bringt, dann einer, der nur guckt, ein dritter, der zwei Gartenstühle ausleiht, und ein vierter, der sich mal kurz aufs Sofa setzen oder mit Wolfert eine Partie Tischtennis spielen will. Und schon schaut wieder jemand zur Tür herein. Es ist eine Dame vom Stadtteilhaus, die das Sorgentelefon für Senioren betreut: „Nikolai, wir haben da noch so ein kleines Schränkchen, braucht ihr das vielleicht?“ Wolfert ist dankbar für jede Art von Unterstützung: ganz egal, ob materielle oder finanzielle Spenden. Außerdem sucht er ehrenamtliche Mitstreiter und braucht noch einen Telefonanschluss. Telekommunikationsfirmen haben das Teilen wohl noch nicht für sich entdecken können.

Weil hier permanenter Betrieb herrscht, ist der erste Raum des Leihladens – Küche, Büro und Bibliothek in einem – auch mehr ein kommunikatives Zentrum als ein Geschäft. Wer sich mit gesellschaftlichem Wandel, der *Transition-Town*-Initiative oder mit Permakultur beschäftigen möchte, kann hier eine Auswahl an Büchern einsehen und natürlich sofort mit Wolfert losdiskutieren.

Fünf weitere Ehrenamtliche betreuen neben Wolfert den Leihladen; ein Strauß ihrer gemeinsamen Ideen harrt der Umsetzung. Man möchte künftig Lesungen veranstalten, sich mit dem Thema der Gemeingüter, oder englisch Commons, auseinandersetzen und die Internet-Präsenz zu einem virtuellen Leih-Ring ausbauen. „Es bewegt sich was!“, stellt Wolfert fest und verweist auf die vielen neuen gesellschaftlichen Sharing-Modelle wie Couchsurfing, Carsharing oder Bookcrossing, die vielerorts Anhänger finden.

„Besitz macht besessen“, sagt Nikolai Wolfert, „wir stellen uns unsere Welt mit Kram voll und sind nur noch mit dessen Unterhaltung und Instandsetzung beschäftigt.“ Ja, Besitz belastet. Deshalb bestätigt sich bei **Leila* nicht die Tragik der Allmende, sondern hier zeichnet sich der Luxus der Zukunft ab: Gegenseitigkeit und Solidarität.

Und während die Prenzlauer-Berg-Bohème darüber diskutiert, welcher Wohlstand wohl auch künftig Bestand haben könnte, hält Nikolai Wolfert an seiner Holunder-Limo aus dem Mauerpark und seiner Gemeinschaftsutopie des öffentlichen Eigentums fest. Dafür hat er sein soziologisches Beobachtungszentrum für Entprivatisierungsstudien verlegt. In seinen Leihladen.

www.leila-berlin.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/leila

05 . Bauer schafft Aufwind

Annette Jensen, Januar 2012

Wendelin Einsiedler hat ein Dorf im Allgäu auf den Energiespartrip gebracht. Weil alle davon profitieren, protestiert auch niemand gegen Windräder.

Am liebsten sitzt Bauer Wendelin Einsiedler auf seinem Balkon und schaut den Windrädern beim Drehen zu. „Windpapst“ nennen ihn die Leute in Wildpoldsried. Doch allzu viel Muße hat der CSU-Vorsitzende des 2.500-Einwohner-Dorfes im bayrischen Allgäu nicht. Denn der 55-Jährige mit den vielen Lachfältchen und dem rötlichbraunen Bart hat ein klares Ziel: Sein Dorf soll so wenig Energie wie möglich verbrauchen und so viel wie möglich erzeugen – beides, ohne das Klima zu belasten.

Während sich in anderen Orten Menschen gegen Windräder sträuben, spricht in Wildpoldsried niemand von einer „Verspargelung“ der Landschaft. Im Gegenteil. Der Grund ist einfach: Alle Einwohner hatten die Möglichkeit, sich am Bau finanziell zu beteiligen – und so profitiert heute ein Großteil der Haushalte von den Einnahmen. „Ein Investor von außen würde hier nie eine Genehmigung kriegen“, ist sich Einsiedler sicher. Auch Susi Vogl, die das Koordinationsbüro *Energie- und Klimaschutz* im Rathaus managt, betont die Vorteile: „Solche Bürgeranlagen stärken den Zusammenhalt im Ort, weil davon nicht RWE, e.on oder sonst wer profitiert.“

Für die Pachteinnahmen hat Wendelin Einsiedler ebenfalls eine Regelung ersonnen, die Konflikte unwahrscheinlich macht: Es kassiert nicht nur der Bauer, auf dessen Acker die Anlage steht, sondern auch alle Nachbarn im Umkreis von 300 Metern. „Wir haben den Konzernen schon viel abgezwickelt“, sagt der Landwirt – und das findet er richtig gut, weil das Geld jetzt vor Ort bleibt. „Die Großen arbeiten doch gegen alle Vernunft. Da muss man ja nur an die Gefahren der Atomkraft denken.“ Bei solchen Themen kann sich Einsiedler, der sich selbst als ruhigen Menschen beschreibt, auch richtig aufregen. „Man kann doch nur mit der Natur arbeiten und nicht gegen sie!“

Mitte der 1990er-Jahre interessierte sich in Wildpoldsried außer Einsiedler noch kaum jemand für den Klimawandel – inzwischen weiß jedes Kind bestens Bescheid. Energiesparen ist hier zum Volkssport geworden. Das liegt wohl vor allem daran, dass sich damit auch Geld verdienen lässt.

Wo es geht, greifen die Wildpoldsrieder auf eigene Ressourcen zurück. Um herauszufinden, wie gut oder schlecht ihre Häuser isoliert sind, beauftragten sie die örtlichen Ballonsportfreunde *Feuer und Flamme*. Die schwebten an einem schönen Wintertag hoch in den Himmel und schossen Fotos von den Dächern: Wo der Schnee geschmolzen war, war die Dämmung ersichtlich miserabel. Der Gemeinderat organisierte anschließend für alle Interessierten eine günstige Energieberatung. Auch zum Thema Heizungsumwälzpumpen, die häufig ununterbrochen laufen und dadurch viel Strom verschleißeln, machte der Gemeinderat den Bürgern ein Angebot: Ein Ratsmitglied, das hauptberuflich in einer Herstellerfirma für Heizungspumpen arbeitete, würde alle Haushalte besuchen, die das wünschten. Der Gutachter inspizierte dann tatsächlich die Anlagen aller interessierten Haushalte und handelte anschließend mit seinem Arbeitgeber für die massenhafte Erneuerung einen günstigen Preis aus.

Besonders erfolgreich war eine Aktion zum kollektiven Einkauf von Solarmodulen. Der Großauftrag bescherte den Beteiligten nicht nur einen fetten Rabatt, sondern veranlasste den Lieferanten auch, seine Firmenzentrale nach Wildpoldsried zu verlegen – wo er seither Steuern zahlt.

Alle Gemeindegebäude in Wildpoldsried werden heute mit Fernwärme aus bayrischen Holzpellets geheizt, und auch ein Großteil der Wohnungen und Privathäuser sind inzwischen an das Wärmenetz angeschlossen. Viele Bewohner der Straßen, in denen noch keine Leitungen liegen, drängen auf einen Ausbau des Netzes. Schließlich sparen diejenigen, die jetzt auf eine Ölheizung verzichten können, etwa die Hälfte der Betriebskosten.

Summa summarum erzeugt Wildpoldsried heute über dreimal so viel Energie wie es verbraucht – und im kommenden Sommer wird sich die produzierte Strommenge durch zwei 180 Meter hohe Windanlagen noch einmal deutlich erhöhen.

Wendelin Einsiedler und seine Mitstreiter wollen gar nicht mehr aufhören mit dem Optimieren. Sie haben mit der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen, mit dem regionalen Netzbetreiber und *Siemens* verhandelt – und alle gemeinsam testen nun in Wildpoldsried ein „intelligentes Stromnetz“, das die Balance zwischen Stromherstellung und -verbrauch verbessern soll und dadurch so manchen Leitungsneubau überflüssig machen könnte. Auch Elektrofahrzeuge kommen bei dem auf zwei Jahre angelegten Versuch zum Einsatz. Selbstverständlich sitzt auch Wendelin Einsiedler öfters hinterm Steuer eines E-Autos, das er sich mit zwei anderen teilt. „Wenn das mit Batterieautos klappt, dann sind wir hier wirklich autark“, frohlockt der 55-Jährige.

www.wildpoldsried.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/wildpoldsried

06 . Bayerische Blütenpracht

Aufgezeichnet von Ute Scheub, Juli 2012

Der bayerische *Chiemgauer* ist Deutschlands erfolgreichstes Regiogeld. Vom Trachtenverein über den Frauennotruf bis zu Geschäftsleuten und Mikrokreditunternehmern – alle profitieren von ihm.

„Gestatten, mein Name ist *Chiemgauer*. Ich bin mehr Schein als Sein, was im Übrigen nicht nur für mich, sondern für alle Geldscheine der Welt gilt. Sie wundern sich vielleicht, was für ein schickes grünes Kleid ich trage. Das tue ich aber nur, wenn ich ein Ein-*Chiemgauer*-Schein bin. Als Zwei-*Chiemgauer*-Schein bevorzuge ich ein orangefarbenes Outfit, als Fünfer ein gelbes, als Zehner bin ich rot, als Zwanziger blau und als Fünziger lila. Eine einzige Blütenpracht, nicht wahr?

Das sind aber nur Äußerlichkeiten. Mehr Schein als Sein, diese Parole gilt nicht für meinen Charakter, darauf lege ich Wert. Als Lokalpatriot fördere ich ausschließlich die Region Chiemgau – ja, genau, die mit den vielen Kühen auf grünen Weiden unter einem Himmel, der ebenso blauweiß kariert ist wie unser bayerisches Wappen. Und ich bin stolz darauf, das erfolgreichste deutsche Regiogeld zu sein. Regionalwährungen gibt es inzwischen viele, gut 30, und noch mehr sind in Gründung. Aber nur wir haben im Jahr 2011, unterstützt durch die rund 600 beteiligten Unternehmen, einen Umsatz im Wert von 6,5 Millionen Euro hingelegt.

Ich muss mich dafür aber auch anstrengen, ich rotiere den ganzen Tag wie verrückt. Im Ernst: Ich bewege mich zwei- bis dreimal so schnell wie der Euro. Und genau das ist mein Daseinszweck: zum Wohle der regionalen Wirtschaft zirkulieren, bis mir schwindelig wird.

Nehmen wir nur den heutigen Tag. Am Morgen hat eine Apothekerin in Rosenheim einen Teil ihrer eingenommenen Euros bei ihrer Kreissparkasse gegen *Chiemgauer* zum üblichen Kurs von eins zu eins eingetauscht – unter anderem mich. Sie ging damit zum Bioladen und kaufte Holundersekt. Leider konnte ich mich in der Ladenkasse nicht ausruhen, denn schon kam ein Buchhändler, kaufte ein Eis, und ich wanderte als Wechselgeld zuerst in sein Portemonnaie und dann in die Buchladenkasse. Schon wurde ich an eine Buchkäuferin weitergegeben, die im Café um die Ecke einen Tee trank und mich der Kellnerin reichte. Die musste später wegen Falschparkens zum Anwalt – schwupps, schon war ich wieder unterwegs. Der Anwalt gab mich an einen Möbelladen weiter, und der Möbelheini bezahlte seinen Muckikurs mit mir und einigen meiner Kollegen.

Der Besitzer des Fitness-Centers wollte nach Euroland verreisen und tauschte in der Raiffeisenbank einen ganzen Batzen von uns *Chiemgauern* in Euros zurück – gegen eine Gebühr von fünf Prozent. Zwei Prozent der Tauschgebühr fließen in die *REGIOS-Genossenschaft*, die damit die Kosten des *Chiemgauer*-Service deckt. Drei Prozent gehen in die Unterstützung gemeinnütziger Vereine und sozialer Einrichtungen – vom Trachtenverein über den Frauennotruf bis zu *Greenpeace* haben knapp 240 Vereine Spenden in Höhe von inzwischen rund 230.000 Euro oder *Chiemgauern* erhalten. Sie sehen also: Mein Leben ist höchst anstrengend, aber abwechslungsreich. Was man von meinen virtuellen Kollegen nicht behaupten kann, die per *Regiocard* die Besitzer wechseln. Aber ich kann's verstehen. Es kam schon vor, dass sich eine Handwerkerrechnung auf 36.000 *Chiemgauer* belief – wer will denn so viele von uns Scheinen zählen?

Mein Großvater war ein sozialreformerischer Geselle namens Silvio Gesell. Er hatte was gegen das Zinssystem, weil es wie eine gigantische Umverteilungsmaschine von unten nach oben wirkt. Wer heute eine Milliarde Euro besitzt, muss bei einer Jahresverzinsung seines Vermögens von fünf Prozent täglich 137.000 Euro

ausgeben, um *nicht* reicher zu werden. Auf solche Summen kommen nicht mal arme Kaufsüchtige, die das Geld ohne Sinn und Verstand beim Shopping raushauen.

Gesell ersann deshalb das „Freigeld“ oder „Schwundgeld“. Man könnte es auch „Schwunggeld“ nennen, weil es den Rubel am Rollen hält. Ein Teil seines Wertes geht perdu, wenn es nicht ausgegeben wird. So wird verhindert, dass es von Reichen gehortet oder für Spekulationsgeschäfte missbraucht wird. Ich als Ein-*Chiemgauer*-Schein verliere alle drei Monate zwei Prozent meines Wertes, wenn man mir nicht eine klebt – also eine Klebemarke im Wert von zwei Eurocent aufpappt. Die meisten Leute versuchen diese umständliche Prozedur natürlich zu vermeiden und geben mich schleunigst weiter. Faktisch haben wir *Chiemgauer* einen Negativzins von jährlich acht Prozent.

Dass das alles funktioniert, hat als erste die österreichische 4.000-Seelen-Gemeinde Wörgl im Jahr 1932 vorgeführt. Der Zentralregierung in Wien fiel damals angesichts von Weltwirtschaftskrise und Massenelend nur „sparen, sparen, sparen“ ein – kommt Ihnen das irgendwie bekannt vor? Wörgls Bürgermeister Michael Unterguggenberger fand das bescheuert: „Ich schränke mich ein und gehe barfuß (hilft das dem Schuster?). Ich schränke mich ein und reise nicht (hilft das der Bundesbahn?). Ich schränke mich ein und esse keine Butter (hilft das dem Bauern?).“ Der Sozialdemokrat ließ stattdessen im Gemeindeauftrag Straßen, Abwasserrohre, eine Brücke und eine Sprungschanze bauen; die Arbeiter bezahlte er mit dem Freigeld des Silvio Gesell, offiziell „Arbeitswertbestätigung“ geheißen. Aufdruck: „Lindert die Not, schafft Arbeit und Brot.“

Die Arbeiter gaben die Scheine eifrig in Läden und Bauernhöfen aus, die Erwerbslosigkeit in Wörgl sank, während sie im übrigen Österreich weiter stieg. Linke und Rechte feierten den Bürgermeister, Zeitungsreporter aus aller Welt berichteten über das „Wunder von Wörgl“. Bis die Nationalbank einschritt und vor Gericht die „Abstellung dieses Unfugs“ forderte. Die Bank gewann, Unterguggenberger verlor. Das Wunder war vorbei, die Gemeindearbeiter wurden entlassen, und die Nazis marschierten auch schon überall.

Die *Deutsche Bundesbank* hat mich nur deshalb nicht verboten, weil ich offiziell nicht als Geld, sondern als „vereinsinterner Regio-Gutschein“ gelte. So steht es auch auf meinem blütenreinen Outfit. Nur Mitglieder des *Regiogeld-Vereins* dürfen mit mir einkaufen. Anfangs waren es 30, inzwischen rund 3.500. „Durch den regionalen Waren- und Dienstleistungskreislauf erzeugt ein *Chiemgauer* ein Mehrfaches an regionaler Wertschöpfung als der Euro“, sagt mein Vater Christian Gelleri über mich.

Gelleri war ein junger Wirtschaftskundelehrer an der Waldorfschule Prien, als er im Jahr 2002 zusammen mit sechs Schülerinnen überlegte, wie man das Geld für eine neue Sporthalle zusammenkriegen könnte. Sie kamen auf folgende Idee: Die Eltern aller Schüler versprechen einigen Geschäften, bei ihnen mit einem selbstentwickelten Papiergeld einzukaufen, und die Unternehmen spendeten im Gegenzug einen Teil des dadurch gesteigerten Umsatzes an die Schule. Anfang 2003 erblickten die ersten 2.000 *Chiemgauer* das blauweiße Licht Bayerns.

Das Projekt war höchst erfolgreich und sprach sich schnell herum. Dem *Regiogeld-Verein* wurde 2007 die *REGIOS-Genossenschaft* zur Seite gestellt, in der mein Vater Gelleri nun als Vorstand arbeitet. Heute vergibt die Genossenschaft in Kooperation mit der *GLS Bank* sogar zinslose Mikrokredite für Existenzgründer in *Chiemgauern*, aber das ist ein anderes Kapitel, und ich will Sie ja nicht vollends verwirren.

Und wenn nun der Euro über den Jordan oder das Mittelmeer geht? Gelleri behauptet, zumindest das Chiemgau sei dafür gewappnet. Zwar wird bisher nur 0,2 Prozent des regionalen Bruttosozialprodukts in *Chiemgauern* abgerechnet, aber er glaubt, zur Not könnte man fast alles in der Region produzieren (*Chiemgauer* Getreide-Kaffee? Naja!) und mit uns bezahlen. Aber wir wollen ja nicht hoffen, dass es dazu kommt. Mein großer Bruder Euro sollte endlich aufwachen und sich ebenso wie ich der Realwirtschaft widmen, anstatt in den Finanzmärkten mit Hypergeschwindigkeit zu rotieren, bis ihm endgültig schlecht wird.“

Juli 2017: Der *Chiemgauer* hat zwar inzwischen mehrmals sein Kleid gewechselt, doch auch im aktuellen Dress zirkuliert er fröhlich weiter. Seit einiger Zeit sogar ganz sportlich als Geldkarte unter dem Namen *Regiopay*. Beinahe eine Million *Chiemgauer* sind mittlerweile im Umlauf. Die Verbraucherinnen und Unternehmen halten ihm die Treue, und so erfreut sich das erfolgreiche Regionalgeld bester Gesundheit und wird wohl noch viele Austausche miteinander vermitteln.

www.chiemgauer.info

www.regiogeld.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/chiemgauer

07 . Biete halben Rotkohl

Stefanie Müller-Frank, April 2014

Teilen ist gut, verteilen noch besser: Aus der Internetplattform *foodsharing.de* hat sich ein bundesweites Netz von Freiwilligen entwickelt, das abgelaufene Lebensmittel von Supermärkten abholt – und sie auf ungewöhnlichen Wegen weiterverteilt.

Früher, so wird ja gern erzählt, klingelte man noch bei den Nachbarn, um sich ein Ei zu leihen, wenn mal keins im Haus war. Ob es auch selbstverständlich war, ihnen das halbe Brot und die angebrochene Milch auf die Türschwelle zu stellen, bevor man in die Ferien fuhr? Heute reagieren Freunde oder Kolleginnen ja belustigt bis verwundert, wenn man sie fragt, ob sie nicht einen halben Rotkohl übernehmen wollen, weil man es nicht schafft, ihn alleine zu verkochen, aber auch nicht wegwerfen will.

Andererseits ist es nicht gerade klimafreundlich, den Rotkohl extra durch die halbe Stadt zu fahren – selbst wenn sich dort jemand freut, weil er gerade Klöße kocht und keinen Rotkohl zu Hause hat. An sich ist aber genau das die Idee von *foodsharing*: Über die Internetseite können registrierte Nutzer ihre überschüssigen Einkäufe teilen; also sich verabreden, um das abzugeben, was sie nicht mehr brauchen, oder gezielt nach Lebensmitteln zu suchen, die sie gern übernehmen würden. Von privat an privat und komplett kostenfrei.

An sich ist diese Idee ja auch so selbstverständlich wie sinnvoll: Ich habe Essen übrig – also gebe ich es an andere weiter. Im Dezember 2012 schaltete eine Gruppe Kölner Essensaktivisten die werbefreie Webseite *foodsharing.de* frei, ein Jahr später haben sich um die 35.000 private Nutzer in ganz Deutschland registriert. Finanziert wurde der Aufbau des Netzwerkes über eine Crowdfunding-Kampagne, vom nordrhein-westfälischen Umweltministerium und aus Spenden von Handelsketten, die anonym bleiben wollen. Noch funktioniere das Netzwerk nicht flächendeckend, erzählt Valentin Thurn, Filmemacher und Mitgründer von *foodsharing*. „Aber in den Universitätsstädten ist so ein Essenskorb innerhalb von ein paar Stunden weg.“ Die meisten Nutzer sind zwischen 20 und 40 Jahren alt, zwei Drittel von ihnen sind Frauen. Geteilt wird eigentlich alles – von Vorräten wie Reis oder Konserven bis hin zu Kühlware. Insgesamt 60 000 Kilogramm Lebensmittel wurden über die Webseite im ersten Jahr ihres Bestehens geteilt – und damit vor der Mülltonne bewahrt.

Aber stelle ich tatsächlich einen halben Rotkohl online und verabrede mich eigens, um ihn an jemand anderen weiterzugeben? Und mache ich das auch für die drei Bananen, die schon beginnen, braun zu werden, und die Milch, die übermorgen abläuft? „Für eine Milch durch die halbe Stadt zu fahren, das macht niemand“, sagt Valentin Thurn. „Und das ist ja auch nicht sinnvoll.“ Gedacht ist die Plattform für den Austausch auf lokaler Ebene, am besten in der unmittelbaren Nachbarschaft. Noch allerdings wohnen die Nutzer meist zu weit auseinander – oder, anders gerechnet: Das Angebot müsste von mehr Menschen genutzt werden, am besten natürlich auch von meinen Nachbarn.

Vielleicht ist die Internetseite noch nicht bekannt genug, vielleicht ist es vielen aber auch zu kompliziert, auf diese Weise Essen zu teilen. Was beim *Carsharing* oder *Couchsurfing* funktioniert, bietet sich für das Teilen von Lebensmitteln nicht im gleichen Maße an: Lebensmittel sind viel günstiger als ein eigenes Auto, nicht so aufregend wie ein fremdes Sofa – und bis auf Dosen und Eingemachtes sind sie auch nur zeitlich begrenzt haltbar.

So kamen einige der ehrenamtlichen Essensteiler aus Köln auf die Idee, die virtuelle Teilbörse durch eine nichtvirtuelle Verteilstation für Lebensmittel zu ergänzen. Sie organisierten einen regensicheren und mäusefesten Metallschrank, nannten ihn *Fairteiler* und installierten ihn auf der Fläche des Gemeinschaftsgartens *NeuLand* im Kölner Süden. Anders als auf der Teilplattform im Internet muss man sich hier nicht verabreden, sondern kann jederzeit vorbeikommen, seinen halben Rotkohl einfach da lassen und etwas anderes mitnehmen. Tatsächlich werde der Schrank regelmäßig frisch bestückt, erzählt *foodsharing*-Mitinitiator Valentin Thurn. „Und jeder kann sich hier bedienen – ob bedürftig oder nicht.“ Mittlerweile gibt es in Deutschland und Österreich schon über 40 *Fairteiler* dieser Art – in Cafés und Stadtgärten, in einer Markthalle und einem Erlebnisbauernhof.

Wer einen *Fairteiler* auf seinem Grundstück aufstellt, der muss allerdings wissen, dass er verantwortlich ist, falls sich mal jemand den Magen verdirbt. Bisher sei das zwar noch nie vorgekommen, versichert Valentin Thurn. Rein juristisch aber könnte man in einem solchen Fall von der Lebensmittelkontrolle belangt werden. „Deshalb raten wir den Freiwilligen, sich penibel an die Hygieneregeln zu halten.“ Heikle Sachen wie rohe Eier, rohes Fleisch oder Lebensmittel mit Verbrauchsdatum (nicht zu verwechseln mit dem Mindesthaltbarkeitsdatum!), von denen nach Ablauffrist eine Gesundheitsgefahr ausgeht, sind sowieso tabu.

Und noch etwas hat sich aus der Online-Community entwickelt, womit die Gründer von *foodsharing* nicht gerechnet hatten: Über 4 000 Freiwillige haben sich im letzten Jahr bundesweit zusammengetan, um regelmäßig von Bioläden und Supermärkten abgelaufene Lebensmittel abzuholen und sie in Studentenwohnheimen oder Stadtteilzentren weiter zu verteilen oder einen der *Fairteil*-Schränke zu bestücken. Jede lokale Gruppe bestimmt dabei selbst, welches Verteilsystem sie für sinnvoll hält – immer jedoch in Absprache mit der Lebensmittelkontrolle vor Ort. Von einer Gruppe zur anderen weitergegeben wird das Grundlagenwissen in puncto Hygiene, in Rechtsfragen – oder die Erfahrung, wie man einen Filialleiter zum Abgeben der Lebensmittel bewegt. Zuverlässigkeit zum Beispiel ist ein gutes Argument: So kommen die freiwilligen Abholer an festgelegten Tagen. Und dem Handel werden Lieferscheine angeboten, auf denen jede Haftung ausgeschlossen wird.

Im Gegensatz zur professionell organisierten Tafel kommen die ehrenamtlichen Lebensmittelretter bereits für drei Einkaufsstäten mit dem Lastenrad. Außerdem nehmen sie auch zubereitete Speisen entgegen. So besteht zum Beispiel eine Kooperation mit der Betriebskantine des Konsumgüterkonzerns Beiersdorf. Rund 3.000 Essen werden dort am Tag ausgegeben – und was übrig bleibt, verteilen die freiwilligen Retter weiter. Valentin Thurn wünscht sich mehr solcher Kooperationen mit Unternehmen. Zusätzlich biete sich doch ein Verteilerschrank in der Lobby, nur für die Mitarbeiter untereinander, geradezu an, findet er. „Da kann man auf dem Weg zum Büro reinstellen, was man nicht mehr braucht – und sich nach Dienstschluss fürs Abendessen inspirieren lassen. Ohne Extrawege.“

Am sinnvollsten wären derartige *Fairteiler* für Lebensmittel fraglos an Orten, an denen man sowieso vorbeikommt – vielleicht sogar auf dem Weg zum Einkauf. „Wir waren mit einem U-Bahn-Betreiber im Gespräch“, erzählt Valentin Thurn, „aber leider wurde diese Idee von der Lebensmittelaufsicht zerschlagen.“ Am heikelsten ist wie immer die Frage nach der Haftung. Neue Gesetze zur Lebensmittelsicherheit würden sicher helfen. Die könnten dann auch mit einer anderen Art von Sicherheit in Einklang gebracht werden, die im Kampf gegen die Essensverschwendung immer mitschwingt: mit der globalen Ernährungssicherheit.

www.foodsharing.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/foodsharing

08 . Brot, Salz und Gemeinwohl

Annette Jensen, Juni 2013

Früher verkaufte Joachim Weckmann Brötchen auf Flohmärkten, heute leitet er die größte Biobäckerei Berlins, den Gemeinwohlbetrieb *Märkisches Landbrot*. Die Bauern bestimmen die Lieferpreise, Energiebilanz und Mitarbeiterzufriedenheit sind vorbildlich.

Die Liebe zum Brot entflammte in der mütterlichen Küche. Schon als Grundschüler war Joachim Weckmann bezaubert vom Blick in die Backröhre und vom Duft ringsherum. Und auch wenn er heute die größte Biobäckerei Berlins leitet, steht seine Liebe an erster Stelle. „Das Brot ist der Chef“, sagt der 59-Jährige mit dem markanten grauen Spitzbart und dem Sonnensticker am Lederjackenrevers. Für Sekunden unterbricht er seinen Redefluss, der Satz klingt nach im holzgetäfelten Besprechungszimmer des *Märkischen Landbrots*.

„Damit das Brot gut werden kann, gehört das, was der Bauer braucht, ins Zentrum“, ist Weckmann überzeugt. Deshalb besucht er seine Getreideproduzenten regelmäßig und stapft mit ihnen durch die Felder. Jeden Sommer gibt es im *Märkischen Landbrot* einen runden Tisch mit allen Landwirten, die das Unternehmen beliefern. Dort bringen Weckmann und seine Mitarbeiter in Erfahrung, welchen Preis die Bauern aktuell benötigen, um anständig wirtschaften und gut leben zu können. Zur Zeit erhalten sie 500 Euro für eine Tonne Weizen; auf dem Weltmarkt schwankte der Preis im vergangenen Jahr zwischen 180 und 270 Euro. „Der Fixpreis gilt, so lange bis sich jemand meldet und sagt, dass es nicht mehr reicht“, erläutert Christoph Deinert, seit ein paar Jahren Weckmanns Co-Geschäftsführer. Alle Anliegen der Landwirte werden bei solchen Treffen besprochen, zum Beispiel, wer zu welcher Zeit liefern möchte. „Ziel ist es, dass am Ende alle zufrieden sind“, sagt Weckmann.

In seinem Weg von der mütterlichen Küche auf den Chefsessel einer der größten Biobäckereien Deutschlands spiegelt sich ein Stück deutscher Kulturgeschichte. Nachdem sich der Spross einer Kaufmannsfamilie zunächst genötigt gesehen hatte, Betriebswirtschaft zu studieren, setzte er sich bald aus Nordrhein-Westfalen nach Berlin ab und begann zu backen, noch ohne Backstube und Ausrüstung. Seine Brötchen verkaufte er in Kneipen und auf Flohmärkten, bald fand er Gleichgesinnte und gründete ein Backkollektiv. Man verstand sich gleichermaßen als Ökos und Hippies, diskutierte dauernd über Politik und war froh, keinen Chef zu haben. Weil der magere Einheitslohn nicht zum Überleben reichte, verdingte sich Joachim Weckmann tagsüber als Lkw-Fahrer, während er nachts mit einer Kaffeemühle Getreide schrotete, Teig knetete und über Vollwerternährung redete. Seinen hohen Qualitätsansprüchen folgten Taten: So tuckerten er und seine Mitstreiter regelmäßig zur Engelhardt-Brauerei in Berlin-Charlottenburg, um Fässer mit frischem Tiefenwasser abzapfen.

„Nach einem Jahr Schwarzarbeit haben wir dann legalisiert, einen Bäckermeister eingestellt und eine Lizenz beantragt“, erinnert sich Weckmann. Fünf Jahre lang sammelte die Gruppe gemeinsam Erfahrungen und stritt über Ansprüche und Ideologien, dann entschied sich das Kollektiv für „Zellteilung“. Als Anfang der 1980er-Jahre der Traditionsbetrieb *Märkisches Landbrot* zum Verkauf stand, war für Weckmann der Moment der Eigenständigkeit gekommen: Er lieh sich Geld von einem Freund aus seiner Männerrunde, beantragte ein Existenzgründungsdarlehen, baute das Unternehmen zum Biobetrieb um und übernahm die Leitung.

Die Bäckerei steht seit ein paar Jahren in einem gesichtslosen Gewerbegebiet in Berlin-Neukölln. Auf dem Hof plätschert ein aus rundlichen Steinbecken bestehender Feng-Shui-Brunnen, der in dieser Umgebung wie ein Fremdkörper wirkt. Jede Nacht fahren rund 8.000 Brote in *demeter*-Qualität daran vorbei. Das Mehl dafür wird jeweils am Vortag hergestellt, in zwei traditionellen Mühlen, in denen auch Max und Moritz ihr Unwesen treiben könnten. Weil Licht und Sauerstoff die im Korn enthaltenen Vitalstoffe zerstören, gilt es, das geschrotete und gemahlene Korn so schnell wie möglich zu verarbeiten, erklärt Joachim Weckmann: „Deshalb haben wir das Müller- und Bäckerhandwerk zusammengeführt.“

In der großen Backhalle nebenan schieben mit Schirmmützen und weißen Kitteln bekleidete Männer riesige, auf Räder montierte Teigschüsseln vor sich her. Die Zutaten dosieren sie mit Hilfe eines Computers: Nichts als Korn und andere Naturstoffe kommen hier ins Brot; das Wasser stammt heute aus einem eigenen, 80 Meter tiefen Brunnen. „Da sind garantiert keine Medikamentenrückstände drin“, versichert Christoph Deinert, der beim *Märkischen Landbrot* für alle technischen Anlagen zuständig ist.

Armdicke Knethaken durchwalken den Teig, der zwischendurch immer wieder ruhen muss, um die angemessene Reife zu erlangen. Fünf der 25 Beschäftigten in der Backstube tragen einen Meistertitel, denn es braucht viel Erfahrung, um ohne jede künstliche Backhilfe gleichmäßig gute Produkte herzustellen. Regelmäßig setzen sich die Bäckermeister zusammen und diskutieren über Verbesserungsmöglichkeiten, aber auch von den anderen 20 Beschäftigten sind Vorschläge hoch willkommen. So kam ein Kollege vor ein paar Wochen auf die Idee, wie der Verbrauch von Teigschabern um 90 Prozent zu senken sei: Nun werden die Plastikkratzer mehrfach nachgeschliffen, bevor sie im Müll landen.

Energietechnisch ist das Unternehmen ebenfalls vorbildlich: Die Solaranlage auf dem Dach liefert Strom, die Abwärme der Backstube heizt die Büros und das Spülwasser. Und auch beim Transport achtet die Biobäckerei darauf, das Klima so wenig wie möglich zu belasten: Die Zutaten kommen fast ausschließlich aus der Berliner Umgebung, und ein erheblicher Teil der Lieferwagen fährt mit Erd- oder Biogas.

Als erster Berliner Betrieb hat das *Märkische Landbrot* 2011 eine Gemeinwohlbilanz erstellt, bei der anders als bei einer herkömmlichen Betriebsbilanz ökologische Nachhaltigkeit ebenso wie Solidarität und Transparenz bewertet werden. Für seine „Reduktion von Umweltbelastungen“ bescheinigten die externen Prüfer dem Betrieb 96 von 100 möglichen Punkten. Auch für seinen Umgang mit den Lieferanten erhielt das *Märkische Landbrot* Traumnoten. Am meisten Verbesserungsbedarf sehen die Auditoren noch bei der innerbetrieblichen Demokratie und Transparenz.

Betriebsrat Patrick Hannemann hingegen hat schon jetzt wenig auszusetzen an den Arbeitsbedingungen. Wer Interesse zeige, erläutert er, reise auf Unternehmenskosten nach Sizilien, Tunesien oder in die Türkei, um von dort Impulse für den heimischen Betrieb mitzubringen. Hannemann selbst durfte unter anderem aus Japan berichten. Auch die Bezahlung sei beim *Märkischen Landbrot* völlig okay: „Wir sind hier mit Sicherheit die bestverdienenden Berliner Bäcker.“ Rund 13,50 Euro Stundenlohn erhalten qualifizierte Kräfte, der Mindestlohn liegt bei 10 Euro.

Der Chef Joachim Weckmann verdient etwa fünfmal soviel wie der Mitarbeiter mit dem niedrigsten Lohn. „Den Widerspruch, heute Alleininhaber zu sein, muss ich aushalten; gesellschaftspolitisch ist das ja Junkertum“, sagt Weckmann und macht kurz den Eindruck, sich nach den alten Freakzeiten der 1970er-Jahre zurückzusehnen. Doch vorbei ist vorbei. Heute treibe ihn kein politischer Anspruch mehr an, sondern die spirituelle Kraft, den Menschen und der Erde dienen zu wollen, sagt Weckmann: „My work is my yoga“.

www.landbrot.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/maerkisches-landbrot

09 . Der Fluch der Dinge

Annette Jensen, Juni 2013

Was braucht es, um glücklich zu sein? Die Architektin Henrike Gänß dreht die Frage für ihren ersten Eigenheimbau um: Worauf lässt sich verzichten, um wieder Platz zu haben für das Wohnen, Arbeiten und Leben?

Der Gemeinderat konnte es nicht fassen: Da wollte eine junge, gut ausgebildete Architektin zurück in den baden-württembergischen Provinzort Wald ziehen und beantragte, ein Eigenheim bauen zu dürfen. Aber nicht in einem der dafür ausgewiesenen Neubaugebiete, sondern im Gewerbegebiet. Ein Eigenheim, das sich autonom mit Energie und Wasser versorgt und das gerade mal einen Raum hat. Wo hier auf dem Land doch ausreichend Grundstücke zu haben sind, die Häuser bezahlbar und die Banken großzügig mit Baukrediten.

Auch Henrike Gänß kann es nicht fassen: Wenn sie raus aufs Land fährt, begegnet sie von der Ostsee bis zum Bodensee dem gleichen Typus Eigenheim. Einfamilienhäuser, die sich höchstens in der Dachform oder durch die Wahl der Eingangstür unterscheiden. Die auf dem flachen Land genauso aussehen wie in der Stadt oder in den Vororten. Häuser von der Stange, mit dem immergleichen Grundriss. „Wir machen uns doch selbst arbeitslos“, sagt die Architektin. „Braucht tatsächlich jede Familie eine Doppelgarage und den gleichen Partykeller?“, fragt die Innenarchitektin. „Aber natürlich muss man all die Zimmer dann auch mit Möbeln füllen, wenn sie erst mal da sind“, sagt die Tischlergesellin.

Henrike Gänß kann tatsächlich drei Berufsausbildungen vorweisen: Sie hat ihre Gesellinnenprüfung zur Tischlerin abgelegt. Sie hat Innenarchitektur studiert und besitzt einen Hochschulabschluss in Architektur. Aber statt einen Tisch zu bauen, hat sie sich gefragt: Brauchen wir überhaupt noch mehr Tische? Kann dieser Tisch, den ich bauen will, etwas, das all die Tische, die es schon gibt, bisher nicht können? Und wenn nicht – wie rechtfertige ich dann die Fällung eines Baumes, um das Möbelstück herzustellen? Anstatt Inneneinrichtung zu entwerfen, hat sie also damit angefangen, ihr Hab und Gut zu zählen. Und das erste Haus, das sie jetzt als Architektin entwirft, kommt fast ganz ohne Wände und Möbel aus. Aber der Reihe nach.

Der sprichwörtliche Groschen fiel beim Umzug in ihre letzte Wohnung. „Wie kann es sein“, hat sich Henrike Gänß gefragt, „dass ich für jeden meiner Umzüge ein größeres Auto mieten muss?“ Anfangs reichte noch der Kofferraum vom Kombi, beim nächsten Mal musste schon ein Kleintransporter ran, ein paar Jahre später dann der LKW. Das war der Zeitpunkt, an dem die Architektin beschloss, Inventur zu machen – also ihre Besitztümer zu zählen. Und zu protokollieren, wie viele davon sie eigentlich nutzt.

2.506 Gegenstände sind es. „Das Ergebnis hat mich schockiert“, sagt Henrike Gänß. „Fast die Hälfte von meinen Dingen nutze ich nie bis fast nie. Das macht so viel toten Stauraum.“ Damit ist sie noch vergleichsweise genügsam: ein durchschnittlicher Europäer soll etwa viermal so viele Gegenstände besitzen. Man kann sich ausmalen, wie viele Speicher, Keller, Schränke und ganze Zimmer mit all diesen Dingen zugestellt – und damit unbrauchbar sind. Und zwar nicht, weil man sich bewusst für den Besitz entschieden hätte, sondern weil sich die Dinge fast unbemerkt angesammelt haben. Gerade mal 15 Prozent ihrer Gegenstände hat Henrike Gänß in ihrer Aufstellung als lebensnotwendig eingeschätzt, fast 50 Prozent dagegen als Luxusgüter. Von denen sie wiederum nur ein Fünftel tatsächlich häufiger nutzt. Das erstaunlichste Ergebnis dieser ehrlichen Selbstbilanz aber ist wohl, dass sie sich die Hälfte dieser Luxusdinge trotzdem wieder anschaffen würde.

Vielleicht um dem Kauf weiteren toten Materials vorzubeugen, baut sich die Architektin ein Haus, in dem viele dieser Gegenstände überhaupt keinen Platz mehr fänden. Henrike Gänß lacht – und widerspricht: „Auf viele der Möbel und Dinge kann ich in Zukunft verzichten, weil die Architektur deren Funktion übernimmt.“ Um keine Wände zu benötigen, hat Henrike Gänß ein um 17 Grad geneigtes Haus ohne Dach geplant, das zwar nur aus einem einzigen rechteckigen Raum besteht, sich durch die unterschiedlichen Höhen aber in Funktionszonen wie Kochen, Wohnen, Arbeiten und Schlafen unterteilen lässt. Ganz unten neben dem Hauseingang zum Beispiel liegt die Küche, darüber dann das Esszimmer. Sitzbänke, Tische, Schränke und Bett braucht es nicht, da die Möbel aus der Architektur selbst herauswachsen. So sitzt man am Esstisch quasi auf den Küchenschränken und spart sich die Stühle. Das Geschirr lässt sich in der Küche in den Schrank einräumen – und auf der anderen Seite im Sitzen bequem wieder rausnehmen. Durch die fehlenden Wände wirkt der eine Raum nach oben hin großzügig. Und natürlich durch die großen Fensterzonen. „Die sind so berechnet, dass man morgens von der Sonne aufwacht und abends am Bildschirm von ihr gestört wird.“

Nicht unwichtig, dieser Effekt. Man kann sich gut vorstellen, wie Henrike Gänß ihren Feierabend vergisst, weil sie über ihren Plänen sitzt und austüftelt, wie sich die Umluft nutzen und damit der optimale Platz für einen Wäscheständer direkt in den Grundriss integrieren ließe. „Von innen nach außen bauen“, so nennt Henrike Gänß ihre Architektur. In die Umgangssprache übersetzt hieße das wohl: Erst denken, dann bauen. Wenn eine Zisterne im Garten zum Beispiel als natürlicher Kühltank genutzt wird, braucht es keinen Keller. Die Funktion eines Wäscheständers erfüllt dann tatsächlich ein Trockenschrank über dem Bad. Sogar das Vogelhaus ist direkt in die Mauer eingelassen.

Ein Alltag ohne Aufräumen? Klar, das klingt auch für die junge Architektin verlockend. In erster Linie geht es ihr aber darum, ein Haus mit drastisch reduziertem Rohstoffverbrauch zu entwerfen. Und das fängt schon beim Grundstück an. Um keine weiteren Flächen zu versiegeln, hat sich die Architektin für einen Platz im reichlich asphaltierten Gewerbegebiet entschieden. Die Trennung in Wohn- und Industriegebiete findet sie gerade auf dem Land unsinnig und überholt. „Auf dem Dorf hat man früher ganz selbstverständlich dort gewohnt, wo man Arbeit hatte. Heute haben wir auf dem Land ganze Schlafstädte, die tagsüber wie ausgestorben wirken, und Dorfkerne, die nachts tot sind.“

Bei sämtlichen Materialien, die sie in ihrem Haus verbaut, will Henrike Gänß von den Produzenten wissen, aus welchen Rohstoffen sie bestehen, ob sie unbedenklich sind für die Bewohner und sich wiederverwenden oder kompostieren lassen. Um Rohstoffe aus der Region zu verwenden, hat sie viel oberschwäbischen Kiesel verbaut oder Granitbordsteine recycelt. Um heimische Tiere anzusiedeln, hat sie eine Mauer mit Vogelnistkästen, Fledermaushöhlen und Insektenhotels hochgezogen. Die Energie, die das Haus benötigt, wird es über Solarzellen selbst produzieren. Die Wärme, die die Geräte produzieren, werden die Bewohner weiternutzen – ebenso wie das Regenwasser. Der Anschluss an das lokale Abwassersystem dagegen war Pflicht.

Dank ihrer Selbstbilanz weiß Henrike Gänß genau, was sie braucht – und worauf sie gut verzichten kann. „Das Haus entsteht aus den Bedürfnissen seiner Bewohner“, fasst sie zusammen. „Und nicht umgekehrt, wie sonst üblich.“ Ihr Arbeitskollege und Lebensgefährte Marc Rother zieht mit ein in das Ein-Raum-Haus im Gewerbegebiet von Wald. Und sollten die beiden eines Tages mehr Platz brauchen – dann ließe sich problemlos ein weiterer Raum, ja ein weiteres Haus anbauen. Ein solches Argument überzeugt dann wohl auch einen schwäbischen Gemeinderat.

www.hochfuenf.info

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/hochfuenf

10 . Der Himmel über Rostock

Annette Jensen, März 2013

In Rostock haben Nerds ein Kommunikationsnetzwerk für Bürger aufgebaut, das Geheimdienste und kommerzielle Datennutzer ausschließt. Weil Router geteilt werden, spart das auch noch Ressourcen – zumindest perspektivisch.

Christian Wedell schließt den winzigen, runden Tresor neben der Haustür auf: Darin liegt der Schlüssel, der ihm den Zugang zum Dach des zwölfstöckigen Wohnhauses öffnet. Mit dem Fahrstuhl hinauf, ein paar Schritte über die Dachpappe und eine steile Leiter empor – dann ist er am Ziel: An einem Mast hängen wokgroße Satellitenschüsseln, an Neonröhren erinnernde Stabantennen sowie mehrere weiße Kästen, die etwas größer und dicker sind als Schokoladentafeln: Router für Rostocks *Opennet Initiative e.V.*

Von hier oben hat man eine weite Sicht bis nach Warnemünde, wo ebenfalls eine Weiterleitungsstation für Funksignale auf einem Dach installiert ist – genau wie auf zahlreichen Universitäts- und Wohngebäuden, auf einem Kraftwerk und auf Häusern in rund zehn Dörfern der Umgebung. Zusätzlich haben mehrere Dutzend Rostocker die rund 83 Euro teuren Router in ihre Fenster gehängt und versorgen so sich selbst, andere Vereinsmitglieder und an einigen Stellen auch die öffentliche Umgebung mit Signalen.

Begonnen hat es vor zehn Jahren. Fast zeitgleich kamen in Rostock, Berlin, Weimar und Leipzig Tüftler auf die Idee, Bürger-Kommunikationsnetze in ihren Städten aufzubauen, die sich später zur *Freifunk*-Bewegung zusammenschlossen. In Rostock waren es ein paar Universitätsmitarbeiter und Studierende, die sich ärgerten, dass das Internet an der Hochschule viel schneller lief als bei ihnen zu Hause. Warum nicht die raschen DSL-Anschlüsse aus erschlossenen Gebieten wie der Albert-Einstein-Straße bis in ihre Stadtteile Kröpeliner-Tor-Vorstadt und Hansaviertel verlängern, wo es nur langsame ISDN-Angebote gab?

Bald lief die Sache – und das Netz begann zu wachsen. Praktisch war, dass die Nerds auch private Kontakte zu den Computerfachleuten in Firmen und öffentlichen Einrichtungen hatten, die ihnen halfen, auf den dortigen Dächern Gerätschaften aufzubauen. Außerdem sorgt die Anbindung an die Glasfaserkabel der Hochschulgebäude für schnelle Übertragungszeiten und große Kapazitäten.

Jeden Montagabend versammelt sich eine meist reine Männergruppe um einen Holztisch in einem winzigen, schmucklosen Raum im Kulturzentrum *Frieda 23* – natürlich direkt unterm Dach, ganz nah am Router. Heute sind rund zwölf Freaks erschienen. Die meisten sind Informatiker zwischen 20 und 50 Jahren, aber auch Leute wie der Philosoph und Historiker Christian Wedell gehören dazu. „Als wir anfangen, dachten wir, dass *Opennet* auf zwei oder drei Jahre hin angelegt sein würde. Damals ging es vor allem um den Mangel an schnellen und bezahlbaren Internetzugängen für alle“, fasst der 37-jährige Informatiker Mathias Mahnke zusammen, der einen roten Kapuzenpulli mit *Opennet*-Logo trägt und von Anfang an dabei ist.

Inzwischen ist das Hauptthema die Kommerzialisierung privater Daten und die Überwachung durch Geheimdienste, von der *Opennet* befreien will. Weil die rund 150 Vereinsmitglieder über nur drei Server in der Stadt ins Internet gehen, ist eine Zuordnung ihrer Daten zu einzelnen Nutzern ausgeschlossen. Auch die Software, die in den Routern läuft, ist Open Source, sodass hier garantiert niemand eine Hintertür eingebaut hat, durch die sich Informationen ausspähen lassen. „Für uns haben die Erfahrungen aus der Anfangszeit zu einem Aha-Effekt geführt: Man muss Dinge selbst in die Hand nehmen und die Kontrolle zurückgewinnen“, bilanziert Mahnke.

Wissen teilen und demokratisieren ist ein zentraler Wert in der Szene. Deshalb dokumentieren die Rostocker ihre Technik für alle Welt sichtbar auf ihrer Homepage, einem Wiki, das jeder nutzen und weiterentwickeln kann. Außerdem helfen sie, wenn jemand eine Freifunk-Station aufbauen will oder im Alltag Schwierigkeiten mit deren Nutzung hat. Und sie unterstützen ähnliche Projekte in anderen Städten. „Die Saat, die wir vor zehn Jahren gelegt haben, ist aufgegangen: Im Abstand von 100 Kilometern findet man heute überall in Deutschland Freifunknetze“, erzählt Mahnke. Auf diesen Freifunk-Inseln herrscht das Ideal des Internets als Gemeingut: dezentral und von unten kontrolliert, ohne Hierarchien und kommerzielle Ausbeutung.

„Es wäre cool, wenn die Netze zusammenwachsen würden und das Internet unabhängig von den großen Providern würde“, träumt der 32-jährige Informatiker Robert Waltemath. Das sei nicht nur aus Datenschutzgründen wünschenswert, sondern Sorge für demokratische Strukturen, argumentiert er. Bei kommerziellen Anbietern lassen sich nämlich Daten aus dem Internet wesentlich schneller herunter- als hochladen; die Rolle der passiven Konsumentin ist so von vornherein in die Technikstruktur eingeschrieben. Die Graswurzler dagegen wollen, dass jeder sowohl die Rolle des Senders als auch der Empfängerin einnimmt: ein Netz von Gleichberechtigten.

Natürlich machen sich die *Opennet*-Aktivisten auch Gedanken, was ihr Tun für die Umwelt und die weltweiten Arbeitsbedingungen bedeutet. Wie alle Router werden auch ihre bisher unter miesen Bedingungen in Asien hergestellt. Darüber hinaus enthalten sie Seltene Erden, bei deren Gewinnung giftige und teils sogar radioaktive Schlämme entstehen. Doch immerhin teilen sich im *Opennet* viele Menschen ein Gerät, so dass in der Summe weniger Equipment gebraucht wird als im konventionellen Betrieb mit einem Router pro Haushalt. Auch mit Solar- und Windstrom haben sie schon einmal experimentiert. „Aber da fehlt es an Machern, nicht an Möglichkeiten. Wenn jemand das aber übernehmen will, sind wir natürlich ganz offen“, sagt Mahnke.

Hierarchiefreie und ineinandergreifende Netze auch auf sozialer Ebene – das ist am Holztisch im Dachgeschoss von *Frieda 23* das Ideal. Fast jeder hier engagiert sich auch noch in anderen Initiativen in Rostock – sei es beim Lokalradio *Lohro*, in der lokalen *Transition-Town*-Gruppe, der *Food Coop*, beim *Interkulturellen Garten* oder der *Solidarischen Landwirtschaft*. Klar helfen die Technikfreaks auch, wenn dort irgendetwas mit Computern zu tun ist. „Wir sind Teil einer großen Bewegung, in der es um Redezentralisierung geht“, schwärmt Robert Waltemath. Dass der Spaß beim *Opennet* bis heute nicht verloren gegangen ist, führt Mitgründer Mahnke vor allem darauf zurück, dass es immer eine kritische Masse von Aktiven gegeben hat: So findet sich für jede Aufgabe jemand, ohne dass einzelne ständig überlastet werden.

Gerade ist es zum Beispiel Christian Wedell, der recht viel Zeit hat, sich zu engagieren: Vor zwei Monaten hat er sein Studium beendet, doch sich gleich in den Schuldienst zu stürzen, dazu hat er keine Lust und jobbt erst einmal eine Weile. Nächste Woche wird er wieder auf das Hochhausdach in der Ziolkowskistraße klettern. Zusammen mit einem Kollegen will er von dort aus eine Funkverbindung schaffen zwischen einer freien Schule und der dazugehörigen Kita, deren Gebäude ein paar hundert Meter voneinander entfernt liegen. Das wird dem für die Computernetze in beiden Institutionen zuständigen Administrator nicht nur im Alltag einige Arbeit ersparen. Auch einer der beiden Server wird damit überflüssig und kann anderswo eingesetzt werden.

wiki.opennet-initiative.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/opennet

11 . Der Bauer und die große Raupe Nimmersatt

Ute Scheub, Januar 2018

Die *BioBoden Genossenschaft* setzt dem Landfraß der Agrarindustrie Widerstand entgegen und sichert Boden für Biolandwirte.

Die große Raupe Nimmersatt frisst Erde. Tag für Tag, Nacht für Nacht. Sie rülpt, ihr Bauch rumpelt, ihre Verdauung ist gestört, aber sie reißt ihr Maul auf und frisst weiter. Sie ist gierig, sie braucht mehr, immer mehr. Sie gleicht eher einer Planierraupe als einer schönen Schmetterlingsraupe. Sie schaufelt sich Boden zwischen die Zähne und schießt Geld aus. Die große Raupe Nimmersatt, das ist die Agrarindustrie, die in Deutschland und anderswo nach Land grabscht und Land frisst und die Preise dafür in die Höhe treibt.

Daneben steht der kleine Biobauer. Fassungslos sieht er, wie die große Raupe gute Ackerböden vernichtet. Tag für Tag, Nacht für Nacht. Boden, den er dringend bräuchte, auf dem er Getreide und Gemüse gern mit Liebe zur Natur anbauen würde. Aber die Raupe Nimmersatt frisst ihm den Boden weg. In Deutschland sind die Pachtpreise zwischen 2005 und 2013 um fast 40 Prozent gestiegen, in Teilen Mecklenburgs oder Brandenburgs zahlt, wer Land kaufen will, heute sechsmal so viel wie vor 20 Jahren. Der kleine Bauer hat nicht genug Geld, um Land zu pachten oder gar zu kaufen – und das, obwohl sich die Nachfrage nach Ökolebensmitteln in den letzten 15 Jahren vervierfacht hat. Ein vierfacher Bedarf und kein Land in Sicht. Der kleine Bauer ist wütend!

Auch die kleine Kundin auf dem Markt ist sauer. Sie würde gerne einheimische Ökolebensmittel kaufen. Aber immer mehr Bionahrung muss importiert werden. Jeder zweite Öko-Apfel, jede zweite Biomöhre und jede dritte organische Kartoffel kommt aus dem Ausland. Das ist doch unsinnig und unfair, dass wir anderen Menschen die guten Bioböden wegnehmen, weil die Raupe Nimmersatt unsere eigenen Äcker frisst, schimpft die kleine Kundin.

Das brachte zwei der kleinen Bauern auf eine Idee. Stefan Palme und Rolf-Friedrich Henke, Ökolandwirte aus der brandenburgischen Uckermark, initiierten bereits 2009, dass *GLS Bank* und *GLS Treuhand* die *BioBodenGesellschaft* gründeten. Diese sammelte Geld von 600 kleinen Kundinnen ein. Damit konnte sie über 2500 Hektar kaufen und Biobäuerinnen und -bauern zur Verfügung stellen. Doch irgendwann geriet die Gesellschaft an ökonomische, rechtliche und politische Grenzen: Trotz hohen Bedarfs konnte sie keine weiteren Flächen erstehen.

Wir sollten das Modell auf neue Füße stellen und zu einer gesellschaftlichen Bewegung machen, überlegten der Biolandwirt Stefan Decke und der Bankkaufmann Uwe Greff, damals in der *GLS Bank* zuständig für die *BioBodenGesellschaft*. Im April 2015 gründeten sie zusammen mit weiteren Engagierten die *BioBoden Genossenschaft eG* und wurden ihre Vorstände. Ihren Sitz hat sie auf einem Biohof in Rothenklempenow in Vorpommern. 51 Privatpersonen waren bei der Gründung dabei, dazu zahlreiche Partner: darunter Bioproduzenten und -händlerinnen wie die *Molkerei Söbbeke*, *Voelkel*, *Terra Naturkosthandel* oder *BIO COMPANY*.

Die Idee zündete: Schon Ende 2015, also nach nur acht Monaten, hatte die Genossenschaft bundesweit über 1700 Mitglieder, obwohl sie so gut wie keine Rendite verspricht. Von den über 7000 gezeichneten Anteilen im Wert von mehr als sieben Millionen Euro konnten bereits rund 465 Hektar Boden für zehn Partnerhöfe erworben werden – in Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen und Niedersachsen. „Wenn wir 50 000 Mitglieder gewinnen können, dann haben wir 100 Millionen Quadratmeter gerettet, die von Landwirten ökologisch bewirtschaftet werden“, so Greffs großes Ziel. Der kleine Biobauer gewinnt wieder Zuversicht.

Der Grundgedanke der Genossenschaft schmeckt der großen Raupe Nimmersatt gar nicht. Wahrscheinlich findet sie ihn sogar so abscheulich, dass sie ihn sofort ausspucken würde. Er lautet nämlich: Entscheiden sollen weder Geld noch Rendite, sondern Gerechtigkeit. Globale Gerechtigkeit. Teilt man die globale Ackerfläche von etwa 1,4 Milliarden Hektar gerecht unter den derzeit rund sieben Milliarden Menschen auf, stehen jedem Erdling nur 2000 Quadratmeter Boden zur Verfügung – für Feldfrüchte, Gemüse und Viehfutter. Mit einer Mitgliedschaft bei der *BioBoden Genossenschaft* können die kleine Kundin und der große Geldgeber Verantwortung für die „eigenen“ 2000 Quadratmeter übernehmen. Und dafür sorgen, dass diese in die Hände des kleinen Biobauern kommen und dort auch bleiben.

Ein Genossenschaftsanteil kostet 1000 Euro. Selbstverständlich können die kleine Kundin oder der große Geldgeber auch noch mehr Anteile kaufen, aber anders als bei Aktiengesellschaften haben sie dadurch nicht mehr zu sagen. Jeder Genosse, jede Genossin hat nur eine Stimme. Die Genossenschaft wiederum kauft von dem gezeichneten Kapital Grundstücke oder ganze Betriebe. Sie verpachtet sie für mindestens 30 Jahre dem kleinen Biobauern. Oder betreibt die Höfe selbst und stellt ihn an – allerdings nur, wenn der kleine Bauer auf sie zukommt und Bedarf anmeldet.

Die große Raupe Nimmersatt ärgert sich! Ihre Verdauungsstörungen nehmen zu. Noch knabbert sie weiter an Deutschlands Böden. Tag für Tag, Nacht für Nacht. Sie sieht aber: Je mehr kleine Kundinnen und kleine Biobauern mitmachen, desto mehr engt sich der Raum für sie ein. Desto weniger Boden kann sie noch fressen, um ihn in kaltes Geld zu verwandeln. Und vielleicht, ganz vielleicht, geht sie ja doch irgendwann zugrunde. Weil der Boden zu knapp für ihren unstillbaren Riesen hunger wird. Oder weil sie sich überfrisst und platzt. Peng.

www.bioboden.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/bioboden-teil2

12 . Die Befreiung der Stadttomaten

Claudia Thöny, Februar 2016

Das Projekt Stadt-Tomaten macht aus Schweizer Städtern leidenschaftliche Tomatenbauern. Sie entdecken nicht nur alte Tomatensorten neu, sondern produzieren auch gleich freies Saatgut für alle.

Slivi Limonje sieht aus wie eine Zitrone. Auch beim muskulösen Vincent trägt der Schein: Paprika oder Tomate? Beide sind echte Tarnkünstler. Beim Ochsenherz, da sind wir uns der Tomate sicher – wir kennen es seit geraumer Zeit aus der Gemüseabteilung. Für die wolkenförmige Fleischige legen wir Feinschmecker gerne mal ein paar Franken mehr hin, um unseren Gästen einen Caprese mit exquisiter Zutat zu servieren. Rund und rot sieht die normale Tomate aus, denn unsere Wahrnehmung von Vielfalt entspricht dem Angebot im Supermarkt.

Das wollen die Menschen von *ProSpecieRara* ändern, indem sie alte Sorten in Umlauf bringen, die unsere Definition von Tomate auf den Kopf stellen: pinke Riesen, grüne Minis, rot-gelb Gestreifte... 140 verschiedene Paradiesäpfel kultiviert die Schweizerische Stiftung, die insgesamt 3800 alte Kulturpflanzen und einige Nutztierassen vor dem Aussterben schützt. Seit ihrer Gründung vor 33 Jahren mischen sich das Wollschwein, das Appenzeller Spitzhaubenhuhn und die Stiefelgeiss wieder unters Holsteinvieh, und schwarzer Mais und gelbe Himbeeren machen Schweizer Äcker und Gärten bunter. Mit der Kampagne *Stadt-Tomaten* soll die botanische Mannigfaltigkeit nun auch einen urbanen Aufstieg erleben – hinauf auf die Balkone! Denn „Sortenvielfalt und freies Saatgut für alle!“ geht auch die Städter etwas an. Wie aber bringt man Stadtmenschen dazu, sich für erdige Agrarthemen zu interessieren? Mit Samen, Schaufel und Social Media.

In Zusammenarbeit mit den Städten Genf, Lausanne und Zürich verschenkt *ProSpecieRara* seit vier Jahren Tomaten-Starter-Kits – Samen plus Anleitung – die Freizeitgärtner über die Website *Stadt-Tomaten* und soziale Medien bestellen können. Mit ein paar Posts im zeitigen Frühjahr bringt Nicole Egloff die Tomaten jeweils ins Rollen, und sobald die ersten Bestellungen in der Mailbox blinken, verwandelt sich ihre Schaffensstätte in der Parkanlage der Basler *Merian Gärten* in eine Versandfabrik. „Dann packen alle mit an. Dank vielen freiwilligen Helfern, Zivis, Praktikanten und einem verständnisvollen Sekretariat, können wir den Ansturm bewältigen“, erzählt die 33-jährige Kommunikationsverantwortliche. Sie ist vor acht Jahren als PR-Praktikantin zur Stiftung gekommen und hat diesen romantischen Ort, der Monet als Motiv hätte dienen können, nicht mehr verlassen wollen. Von der alten Mühle aus setzt sie zusammen mit der Projektleiterin Anna Kornicker Botschaften zu knackigen Kampagnen um und berät auch mal Hobby-Gärtner bei braunen Blättern oder weißen Fliegen. In diesem Jahr ist ihre Kommunikationsfreude ganz besonders gefragt, denn die *Stadt-Tomaten*-Aktion schlug ein wie eine Samenbombe. Die Bestellungen brachten die „Saatgut-Logistiker“ an ihre Grenzen – und nach nur zweieinhalb Wochen waren alle Samen weg und Egloff platt.

„Tomate, statt Tamagotchi“, so beschreibt Egloff den Kulturwandel, der aus naturfremden Städtern plötzlich passionierte Gärtner macht. Eltern schenken ihren Kindern Schaufelchen und Samen und zelebrieren auf ihren Balkonen gemeinsam das Wunder des Lebens. Zum ersten Mal übernehmen die Kleinen die Verantwortung für etwas Lebendiges und pöppeln, staunen, beobachten – und erleben auch mal eine Enttäuschung. „Die Kinder lernen den Kreislauf des Lebens zu verstehen und sehen ‚rund und rot‘ als nur eine von vielen Tomatenfacetten.“ Und auch die erwachsenen Urban Gardener, die konsumüberdrüssig das Ursprüngliche

suchen, finden es in der Gartenarbeit. Mit fast 23.000 *Stadt-Tomaten*-Botschaftern in vier Jahren hat *ProSpecieRara* ihr Ziel schneller erreicht, als geplant. Das zeigt Egloff: Die Zeit ist reif für das neue alte Gemüse.

Reif sind nach einigen Monaten auch die Früchte der gärtnerischen Arbeit. Die baumeln wie Christbaumkugeln an den Ästen ihrer grünen Mütter, die auf städtischen Balkonen, in Hinterhöfen und Schrebergärten Wurzeln geschlagen haben. Die Wachstumsphasen ihrer Zöglinge dokumentieren die *Stadt-Tomaten*-Botschafter mit Bildern über *Facebook* und lassen die Community an ihrem Glück teilhaben. Darüber erkennt Egloff auch, wie vielschichtig ihre Freizeit-Farmer sind. Manche von ihnen machen sich die Finger erst seit dieser Saison schmutzig, andere graben schon seit Jahrzehnten in der Erde. Auch altersmäßig lassen sie sich nicht in eine Rabatte stecken: Vier-, 90-, 48- und 22-Jährige – Gärtner und Gärtnerinnen allen Alters helfen mit, die nächste Generation Tomaten zu sichern, denn mit Säen, Pflanzen und Ernten ist das Projekt *Stadt-Tomaten* ja noch nicht zu Ende. Im Gegenteil: Hier beginnt, was nächstes Jahr wieder gedeihen soll.

Ist der Erntezeitpunkt da, nimmt die Tomatenzüchterin die hübsch illustrierte Anleitung aus dem Starter-Kit wieder zur Hand und liest bei Punkt drei weiter, wie sie die Kerne ihrer Tomaten nun richtig waschen, trocknen und aufbewahren muss. So funktioniert Saatgutproduktion! Aber nur, wenn es sich um samenechte Sorten handelt. Die meisten Sorten aus dem Handel sind Hybride, die sich nicht vermehren lassen. Mit solchen und anderen Beschränkungen, zum Beispiel durch Patente auf Gemüsesorten, bestimmen die wenigen weltweiten Saatgut-Giganten, was wir essen und schließlich was wir sind – du bist, was du isst.

So ist der Tomatenspaß eigentlich ein toderntes Thema und *ProSpecieRara* eine Freiheitskämpferin, welche die mächtigen Samenproduzenten mit ihren eigenen Tomaten schlägt: Sie lässt die knapp 4.000 Pflanzensorten von privaten Hobby- und Vollzeitgärtnern züchten. Mit Weiterbildungen, Lobbying, Informationsarbeit und Vernetzung schafft es die Stiftung, die Vielfalt und das Wissen stetig zu erweitern und sogar die Großverteiler für sich zu gewinnen. *Coop* bietet etwa bereits seit einigen Jahren Gemüse und Früchte mit dem Stiftungssiegel an und verkauft in ihren Gartenfilialen Saatgut und Setzlinge der raren Spezien. Und natürlich sollen auch die Saatgut vermehrenden Gönner immer mehr werden. So hegen Egloff und Co. den Hintergedanken, die neuen *Stadt-Tomaten*-Gärtner zu offiziellen *ProSpecieRara*-Züchtern zu machen, um deren Saatgut alsbald in den kühlen Räumen ihrer Basler Samenbibliothek aufzunehmen.

Auf Mitgliederfang geht Egloff aber erst nach dem *Stadt-Tomaten*-Fest. Dort trifft sich die Tomaten-Fanggemeinschaft einmal offline, um an der Saatgut-Tauschbörse die eigenen Kerne gegen fremde Sorten zu wechseln. Einige unter ihnen halten zielstrebig ihre Schilder in die Höhe: „Tausche Schwarzen Prinzen gegen Green Zebra!“ Andere kosten an den langen Degustationstischen noch ein paar Schnitzchen, bevor sie die Tütchen mit den Samen von Zitronentomate Slivi Limonje und Paprika-Paradiesapfel Vincent einstecken. Dem Ochsenherz daneben, dem schenken sie dieses Jahr weniger Aufmerksamkeit, denn das gibt's ja nun schon in jedem Supermarkt zu kaufen.

www.stadt-tomaten.ch

www.prospecierara.ch

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/stadt-tomaten

13 . Die Demokratisierung der Fruchtbarkeit

Ute Scheub, April 2018

Das *Ithaka-Institut* im Schweizer Wallis erforscht das unglaubliche Potential von Klimafarming mittels Pflanzenkohle und unterstützt Kleinbauern in Asien.

Oregano. Thymian. Minze. Es duftet nach Artenvielfalt auf der Domaine de Mythopia – einem rund fünf Hektar großen Forschungsweinberg zwischen erhabenen Viertausendern des Schweizer Kantons Wallis. Auf Obstbäumen unterhalten sich Vögel, Grillen fiedeln, seltene Schmetterlinge flattern. Ein schwarzes Geheimnis lässt hier alles blühen, grünen und reifen, und das rettet nun auch kleinbäuerliche Familien in Asien.

Seit 2005 bauen Romaine und Hans-Peter Schmidt hier hochwertige Terroir-Weine mit besonderer Note an: mit Biodiversität. Sie gewähren Schlupfwespen, Wildbienen oder Gottesanbeterinnen Asyl, die aus benachbarten Wein-Monokulturen vertrieben wurden oder die es auf der hoch gelegenen Domaine de Mythopia einfach schöner finden als anderswo. Insektenhotels stehen zwischen Reben, Rosen, Gemüse und Wildkräutern; seitdem steigt die Artenvielfalt wieder rasant an. „Man muss der Natur nur eine Chance lassen, dann gesundet sie von selbst“, sagt Schmidt, der das *Ithaka-Institut* und das dazugehörige *Ithaka-Journal* gegründet hat. Der Name leitet sich von Odysseus' Sehnsucht ab, auf seine Heimatinsel Ithaka zurückzukehren.

Der 1972 in Sachsen geborene Hans-Peter Schmidt, hager und hochgewachsen, ist ein Pionier des Klimafarmings, das den Kohlenstoffkreislauf unseres Planeten wieder zu schließen versucht. Zu viel Kohlenstoff in der Luft, zu wenig im Boden – das ist der Kern der Klimakrise. In Form des Treibhausgases CO₂ heizt er die Atmosphäre auf; als Grundstoff des Lebens fehlt er immer dramatischer in der Erde. Seit Beginn des Industriezeitalters haben Nutzböden einen Großteil ihres Kohlenstoffgehalts verloren – durch Abholzungen, Monokulturen und massiven Pestizid- und Kunstdüngereinsatz. Klimafarming hingegen holt den Kohlenstoff dorthin zurück, wo er ursprünglich herkam: in die Erde.

Schmidts schwarzes Geheimnis ist Kohlenstoff in Form von Pflanzenkohle. Sie wird zusammen mit organischen Abfällen kompostiert und fermentiert. Dadurch entsteht ein äußerst fruchtbares Terra-Preta-Substrat – so benannt nach der legendären Terra Preta do Indio, der Schwarzerde, die Indigene am Amazonas vor Jahrhunderten herstellten. Aufgrund der äußerst stabilen Struktur des Kohlenstoffs bildeten sich in der Pflanzenkohle große Poren, die sich mit Wasser, Nährstoffen und Mikroorganismen füllten. So sind diese Böden heute noch fruchtbar.

Klimafarming – gut und schön, aber die Pflanzenverkohlung mittels moderner Pyrolyse-Anlagen sei viel zu teuer für Landwirte, mäkelten viele am Konzept herum. Was lange stimmte. Aber jetzt nicht mehr: Wohl das größte Verdienst von Schmidt ist die Verbilligung der Pflanzenkohlenproduktion. Denn damit hat er die Fruchtbarkeit demokratisiert.

Warum bloß sind Bodenquerschnitte von menschengemachter Schwarzerde in späten Steinzeitsiedlungen so komisch konisch? Schmidt hatte lange über diese umgekehrte Kegelform gegrübelt. Er probierte herum, und siehe da: In konischen Meilern – aus Metall oder in den Boden gegraben – verschwelen geschickt geschichtete Pflanzenreste unter einem Feuermantel langsam zu Pflanzenkohle. Und konische Erdmeiler hinterlassen eben konusförmige Schwarzerde. Schmidt nannte seine Meiler „Kon-Tiki“ nach dem gleichnamigen süd-amerikanischen Feuergott. Die Technik erlaubt die Herstellung von Pflanzenkohle zu nahezu null Kosten für Arme und Ärmste. Und seit das *Ithaka-Institut* „Kon-Tiki“ als Open-Source-Bauplan ins Internet stellte, sind die Meiler mit großem Erfolg in über 50 Ländern nachgebaut worden. Auch in Deutschland gibt es längst hunderte.

Der Forscher ist fasziniert vom unglaublichen Potenzial der Pflanzenkohle und hält sie für eine „Schlüsseltechnologie“ einer echten Kreislaufwirtschaft, weit über den Weinanbau hinaus. In einem Artikel des *Ithaka-Journals* zählt er 51 Anwendungsmöglichkeiten auf: Klimafarming, Bodenverbesserung, Tierfutterzusatz, Gülleaufwertung, Wärmedämmung von Häusern und vieles mehr. Weil jedes Kilo Pflanzenkohle der Atmosphäre etwa drei Kilo CO₂ erspart, könnten mit ihrem massenhaften Einsatz als Dämmmaterial ganze Städte zu CO₂-Senken werden. Die Stiftung des Bioweinvertriebs *Delinat*, die sein Institut anfangs finanziert hatte, sah die Forschung zu Pflanzenkohle jedoch als Abkehr von ihrem Grundthema Wein. Man trennte sich im Guten, und Schmidt gründete in der Schweiz, USA und Nepal drei *Ithaka-Institute*.

Im April 2015 aber erbebt sein Leben. Wortwörtlich. In Nepal hatte er gerade mit seinem Partner Bishnu Hari Pandit und einer Gruppe von Kleinbauern in einem Bergdorf Versuchsreihen mit Tomaten angelegt, bei dem sie die Kombination von Pflanzenkohle und Kuh-Urin testeten. Am nächsten Tag und in den folgenden bebte die Erde – über 8000 Menschen starben, unzählige wurden verletzt und obdachlos. Schmidt und sein Begleiter erlebten die Katastrophe, von einem Wald halbwegs geschützt, im Jeep.

Auch das Bergdorf war zerstört. Die beiden überlegten, dass langfristige Ernährungssouveränität besser und gerechter wäre als schnelle Hilfe beim Wiederaufbau weniger Hütten. Schmidt gründete einen Klimafonds: Westliche Vielflieger und Autobesitzerinnen können seitdem ihre CO₂-Emissionen kompensieren, indem sie die Pflanzenkohleherstellung und die Anlage von Waldgärten finanzieren – in etwa 15 nepalesischen Dörfern mit vielen hundert Einwohnern. Politisch sei er immer gegen Emissionshandel und für eine CO₂-Steuer gewesen, sagt er, aber in diesem Falle sei das eine aus der Not der Opfer geborene Idee.

Die neue Anbautechnik mit uringedüngter Pflanzenkohle erzielte fantastische Ergebnisse: Bei Kohl erhöhten sich die Erträge um etwa 90 Prozent, bei Kürbissen gar um 300. Da Indien 2015 aufgrund politischer Spannungen unter anderem kein Benzin und auch keinen Kunstdünger mehr nach Nepal lieferte, „war ich im richtigen Moment da“, lacht Schmidt: „Es sprach sich herum: *Ithaka* weiß, wie man ohne Chemie mehr erntet.“

Inzwischen umfasst das Programm in Nepal auch Wiederaufforstung, Restaurierung alter Terrassen, Wasserrückhaltung und das Anlegen artenvielfältiger Waldgärten. Maulbeerbäume lassen Seidenraupen gedeihen, Ingwer, Kurkuma und Zimt ergeben lukrative Verkaufsprodukte, etwa Zimtöl. Die unerwartete Folge: Migranten kehren zurück. Männer, die auf der Suche nach Jobs ausgewandert waren, fanden zu Hause neue Perspektiven.

Das nepalesische *Ithaka-Institut* ist nun auch in Indien und Bangladesch mit Workshops und „Kon-Tikis“ unterwegs, mitfinanziert von Geldern aus Norwegen, England und Deutschland. In Indiens Osten kommt Pflanzenkohle auch bei der Einstreu in Ställen und Trockentoiletten zum Einsatz. „Pro Tag schaffen wir ein Dorf“, erzählt Schmidt – im Schneeballsystem werde die Technik weitergegeben.

Und in bengalischen Dörfern, wo viele Kinder nur Reis zu essen bekamen, lässt sie neue Artenvielfalt in den Hausgärten erblühen. Viele Frauen dürfen das Haus nur mit der seltenen Erlaubnis ihrer Männer verlassen. Aber die Gärten hinter den Hütten sind ihr Bereich. „Wir arbeiten hauptsächlich mit Frauen“, berichtet Schmidt. In den männlichen Monokulturen dieser Länder erhöht das auch die gesellschaftliche Artenvielfalt.

www.ithaka-institut.org

www.mythopia.ch

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:
www.futurzwei.org/mythopia-teil2

14 . Die Häuser denen, die sie nutzen

Raven Musialik, März 2016

Durch die Republik verschwinden Monat für Monat Immobilien von der Landkarte der Investoren. Einmal vom *Mietshäuser Syndikat* „entprivatisiert“, dienen sie nunmehr dem Zweck ihrer Nutzerinnen und Nutzer. Profitinteressen müssen draußen bleiben.

„Wir müssen an Eigentum kommen, so scheiße das auch ist“, formuliert Henriette Herbert die anfängliche Einsicht der Geschichte. Die 32-Jährige ist in der Regionalberatung Berlin-Brandenburg des *Mietshäuser Syndikats* aktiv, dessen Anfänge sie gerade rekapituliert: In den 1980er-Jahren war die alte *Grether-Fabrik* in Freiburg von der Stadt zum Sanierungsfall erklärt worden. Einigen aus der buntgemischten Nachbarschaft dämmerte, dass hier drohte, was Herbert heute routiniert als Aufwertung und Verdrängung beschreibt.

Nach zähem Ringen wurden der Stadt die alten Fabrikgebäude abgekauft. Aber was nun? Auch überzeugte Genossenschaften gehen vor dem Markt häufig wieder in die Knie, wenn der Preis zu heiß wird und Gewinne locken, hatte damals jüngst ein Hamburger Jurist in seiner Doktorarbeit konstatiert. Es galt also, sich selbst in weiser Voraussicht bei der Eigentumsfrage dauerhaft die Hände zu binden, sich bei der alltäglichen Nutzung aber freie Hand zu lassen. Das Eigentum brauchte einen kräftigen Knoten, damit es sich nicht mehr rührt. Da hatte der Jurist einen Tipp: Einen Wächter brauche man, ein Über-Ich für Hausprojekte. Dafür wurde 1992 das *Mietshäuser Syndikat* gegründet. Das Hausprojekt entwarf aus sich selbst heraus eine Instanz, die ihr seither als ihr ewig junges, rebellisches Alter Ego gegenübertritt und allen Verlockungen des Immobilienmarktes widersteht.

Und das geht so: Sagen wir, Pippi Langstrumpf, der Affe Herr Nilsson und das Pferd Kleiner Onkel wollen die *Villa Kunterbunt* ein für alle Mal der Spekulation entziehen. Dazu gründen die Wohngenossen einen Verein, in dem alle Beteiligten gleiches Mitspracherecht besitzen. Für den Hauskauf wird nun eine GmbH gegründet, deren einer Gesellschafter der Hausverein ist, der andere ist eben jenes Syndikat. Für die Gründungseinlage von 25 000 Euro steuert der Hausverein 12 600, das Syndikat 12 400 Euro bei. In den Statuten wird festgelegt, dass für grundsätzliche Entscheidungen wie den Verkauf des Hauses beide Parteien zustimmen müssen. Finanziert wird der Kauf durch einen Bankkredit und Direktkredite, welche die Bewohnerinnen selbständig auftreiben. Die alltäglichen Belange des Wohnens – von Mietverträgen bis Renovierungen – machen Pippi, Herr Nilsson und Kleiner Onkel unter sich aus. Alle bestimmen so lange mit, wie sie selbst als Mieter im Hausverein sind. Da kann das Syndikat nicht mitreden. Enrico Schönberg, bereits seit acht Jahren Regionalberater, fasst zusammen: „Wenn du raus bist, bist du halt raus, und die nun drinnen sind entscheiden über das Haus. Auf diese Weise haben wir die alte Forderung der Hausbesetzerszene umgesetzt: Die Häuser denen, die drin wohnen.“ Wem was gehört, fragt dann niemand mehr.

Hinter dem Syndikat, dem zweiten Teilhaber, verbergen sich wiederum die heute 107 kunterbunten Villen in Form sämtlicher Hausvereine, zuzüglich jener 19 Initiativen, die derzeit in den Startlöchern stehen, sich ein kollektives Dach überm Kopf zuzulegen. Diese verteilen sich mittlerweile über die ganze Republik, von Lübeck bis Konstanz. Viermal im Jahr kommt die Versammlung zusammen, um über die Belange des Syndikats – wie etwa Neuaufnahmen – zu entscheiden. Wie in einer Genossenschaft verwalten sich die Projekte also indirekt selbst, aber mit einer basisdemokratischen Gewaltenteilung, die eine Sicherung gegen das Zurückkippen der Immobilien in Privateigentum bildet. Weil damit die genossenschaftliche Idee besser verwirklicht ist als in

manch klassischer Genossenschaft, erhielt das *Mietshäuser Syndikat* 2012 den „Klaus-Novy-Preis für Innovationen beim genossenschaftlichen Bauen und Wohnen“, den die zweitgrößte Wohnungsgenossenschaft Nordrhein-Westfalens vergibt.

Die Versammlung entscheidet auch über die Verwendung des Solidarfonds. Durch die Miete deckt jede *Villa Kunterbunt* zunächst die eigenen Tilgungs-, Zins- und Nebenkosten, leistet aber auch einen Solidartransfer, mit dem derzeit hauptsächlich neue Projekte auf den Weg gebracht werden. Die Mittel könnten aber jederzeit auch weiteren Zwecken dienen, merkt Schönberg an: „Die Verwendung wird gemeinsam zwischen allen verhandelt. So lange es genug neue Projekte gibt, werden die Beteiligungen darüber finanziert. Würde das Syndikat keine Neuaufnahmen mehr machen, müsste die Gemeinschaft entscheiden, was mit dem Geld getan wird.“

Wer ein neues Projekt gründen will, wendet sich zunächst an eine der Regionalberatungen. In dem Verbund gelebter Solidarität teilen die Bewohner arrivierter Hausprojekte ihr Knowhow mit den Neuankömmlingen: Kostenpläne werden gemeinsam erstellt, rechtliche Fragen erörtert und die Fallstricke der Gruppenprozesse thematisiert. „Dieser Teil wird leicht vernachlässigt, weil die technischen Fragen so eine Dringlichkeit haben, dass das Persönliche schnell hinten runterfällt“, kann Henriette Herbert aus zwei Jahren Beratung und eigener Wohnprojekterfahrung berichten. In Tübingen war sie Mitglied im *Vier-Häuser-Projekt* – vier ehemalige französische Offiziersgebäude, die rund 100 Menschen gemeinschaftlich bewohnen –, einem der Riesenprojekte im Syndikat. Am anderen Ende seiner Größenskala findet sich dagegen eine überschaubare Fünfer-WG in Köln.

Doch ob groß oder klein, ein selbstbestimmtes Wohnen bedeutet zweifelsohne Aufwand. Die Bewohnerinnen müssen Wege finden, ihre Vorstellungen miteinander zu verhandeln. Dazu kommen Aufgaben, die sonst bei der Hausverwaltung liegen: Nebenkostenabrechnung, Mietverträge, und auch die Steuererklärung für eine GmbH ist nicht ganz ohne. Wer sein eigener Mieter ist, ist eben auch sein eigener Vermieter. In dem Tübinger Projekt hat man über die Mietkosten daher hausintern zwei halbe Verwaltungsstellen installiert.

Obgleich immer weiter neue Projekte zum Syndikat hinzustoßen, sieht Enrico Schönberg auch Grenzen des Modells, die eine veränderte, mehr politische Strategie erfordern. Für Berlin beispielsweise ist er skeptisch: Bei den aufgepumpten Kaufpreisen würde die Tilgung der Kredite unerschwingliche Mieten bedeuten. Daher sei es an der Zeit, Vergabeverfahren für öffentliche Liegenschaften so zu beeinflussen, dass selbstverwaltete Ansätze eine Chance haben.

Überhaupt sieht er im Syndikat-Konzept weiteres Potenzial: „Es muss nicht darum gehen, das Syndikat ganz groß zu machen, sondern zu überlegen, welche Mechanismen man daraus nimmt und auf andere gesellschaftliche Bereiche überträgt.“ Besonders spannend findet er Projekte wie den *Handwerkerhof* in Hamburg-Ottensen, ein reiner Arbeitsort mit Werkstätten und Büros. Es muss keineswegs nur um Wohnraum gehen; die Häuser also nicht nur denen, die darin wohnen, sondern denen, die sie nutzen. Auch über ein Energie-Syndikat wird schon diskutiert: „Das Entscheidende ist ein aktiver Prozess des Commoning, bei dem man sich über Ressourcen in einer gemeinschaftlichen Form verständigt“, erklärt Schönberg. Das könne zunächst einmal alles sein, so lange gilt: „Es gibt keinen Dritten, der davon profitiert, außer dem Netzwerk selbst.“ Inklusiv Pippi, dem Affen an der Deckenlampe und dem Pferd auf der Veranda.

www.syndikat.org

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/mietshaeuser-syndikat

15 . Die Leichtigkeit des Meins

Carmen Gräf, Oktober 2014

Alles, was Joachim Klöckner besitzt, passt in einen Rucksack. Mit wenig zu leben ist für ihn kein Verzicht, sondern eine befreiende Lebensform.

Joachim Klöckner ist ein Trendsetter, doch das interessiert ihn nicht. Schon seit fast zwei Jahrzehnten lebt er so, wie es heute eine kleine, aber stetig wachsende Gruppe von Menschen tut. Sie nennen sich Minimalisten und wollen Zeichen setzen gegen Überfluss und Konsumzwang in unserer Gesellschaft. Deshalb versuchen sie, mit möglichst wenig Besitz auszukommen.

Etwas mehr als 50 Dinge sind es bei Klöckner, aber genau weiß er das nicht. „Das hängt auch von der Zählweise ab“, meint er. „Ist eine Packung Papiertaschentücher nun ein Ding, oder muss ich jedes einzelne Taschentuch zählen?“ Mit solchen Fragen möchte er sich ohnehin nicht aufhalten, sagt Klöckner. Er habe nicht vor, Dogmen aufzustellen und jemanden zu bekehren.

Der 65-jährige Rentner wirkt entspannt und in sich ruhend. Ein schlanker, drahtiger Mann mit gestutztem, weißen Bart und klugen Augen. Er trägt eine weiße Leinenhose, ein weißes Hemd und ein weißes T-Shirt. „Zurzeit trage ich nur Weiß“, sagt er, „weil ich keine Lust habe, auf Farbkombinationen zu achten.“ Ein gutes Argument, wenn man, wie er, nur zwei Hosen, fünf Hemden, drei Unterhemden, ein bisschen Unterwäsche und einen Regenmantel zur Auswahl hat. „Ein paar Halbschuhe besitze ich noch“, sagt er und zeigt auf seine Füße, die derzeit in Sommerschuhen stecken: „Diese Flip Flops trage ich schon sehr lange. Sie sind aus Rapsblüten hergestellt. Die Dinge, die ich besitze, dürfen durchaus von guter Qualität sein.“ Das gilt auch fürs Essen. Er kauft bio, soweit er es sich leisten kann. Auch die gelbe Ledertasche an seinem Handgelenk ist kein Billigprodukt. Darin befindet sich sein derzeit wichtigster Besitz: ein Tablet. „Das verbindet mich mit der Welt“, sagt er. „Damit kann ich kommunizieren, surfen, Bücher lesen, Musik und Podcasts hören.“

So holt er sich die Welt auch in sein 20 Quadratmeter großes Zimmer, das er in der Atelierwohnung eines befreundeten Künstlers gemietet hat. Eine bürgerliche Wohngegend in Berlin-Friedenau. Auf den blanken Dielen liegen in einer Ecke seine Klamotten, sorgfältig zusammengelegt, sowie Stifte und Papier. Gegenüber hat Klöckner eine Hängematte gespannt. In dieser schläft er. Möbel besitzt er nicht, auch keinen Kühlschrank und keinen Herd. Er isst jeden Morgen Müsli und ansonsten das, was sich ergibt, wenn er in der Stadt unterwegs ist. Karg, mönchisch, spartanisch? Klöckner winkt ab. „Nein, der Raum ist großzügig durch den Platz, den ich hier habe.“ Ob ihm denn gar nichts fehle? Überhaupt nicht, meint er.

Dabei habe er schon mal ganz anders gelebt: im Überfluss. Mit Haus, Porsche und mehreren Motorrädern. Wie er das alles aufgeben konnte, kann seine 95-jährige Mutter aus Ismaning bei München bis heute nicht begreifen. „Nach dem Krieg mussten wir auch so leben“, sage sie oft. Und dann antworte er: „Genau das ist der Unterschied: Ihr musstet.“

Das Wort Verzicht will Klöckner nicht benutzen: „Ich beschränke mich aufs Wesentliche und gewinne dadurch innere Freiheit. Denn die Dinge, die man hat, brauchen in der Regel dreimal Energie: bei der Anschaffung, Pflege und Entsorgung.“ Das bedeute, dass man sich permanent mit ihnen beschäftigen müsse und sich über diese Sachen definiere. Er dagegen brauche keine Dinge mehr für sein Selbstwertgefühl. Im Gegenteil, sagt Klöckner: „Ich habe mehr Selbstvertrauen gewonnen, seit die meisten Dinge nichts mehr mit mir zu tun haben.“

Angefangen habe seine Ding-Abstinenz, als er im Jahr 1981 mit einem Mini als Umzugstransporter auskommen musste. Er kapitulierte und fragte sich: Brauche ich den ganzen Kram eigentlich? Da erinnerte er sich an die bekannte Entsorgungsregel: „Alles, was ein Jahr lang nicht angefasst wurde, kann weg.“ Und er begann auszusortieren. Anders als bei anderen Menschen, die über die Jahre immer mehr Sachen horten, wurden es bei ihm seither weniger. Für manche Leute sei er ein Konsumverweigerer, der das Wirtschaftswachstum hemme. „Ungebremstes Wachstum gibt es nicht“, entgegnet Klöckner auf diesen Vorwurf, „weder in der Natur noch in der Wirtschaft. Auf jede Wachstumsphase folgt eine der Schrumpfung.“ Wenn Deutschland nicht mehr Exportweltmeister sein könne, dann solle es eben versuchen, Weltmeister auf anderen Gebieten zu werden. „Wir haben so viele Bereiche, in denen wir wachsen könnten: in der Bildung, in der Kreativität, im Miteinander“, sagt Klöckner energisch. Seine Hand ballt sich kämpferisch zur Faust, die Augen blitzen. Ein Mensch, der überzeugen und mitreißen kann. Nicht umsonst war er rund 15 Jahre als Berater für verschiedene Projekte tätig. Ursprünglich ist Klöckner Maschinenbauer und arbeitete 13 Jahre in diesem Beruf.

Die Nuklearkatastrophe von Tschernobyl im Jahr 1986 war für ihn der Wendepunkt. „Können wir uns diesen sorglosen Umgang mit Atomkraft leisten?“, fragte er sich. Wohl kaum, entschied er, informierte sich über alternative Energien, bildete sich weiter und wurde Energieberater.

Zehn Jahre später folgte das nächste Schlüsselerlebnis. In 30 Getreidelagerhäuser sollte er Optimierungssteuerungen für die elektrischen Schalteinlagen einbauen. Das Ziel: weniger Stromverbrauch. Die Hälfte der Betriebsführer sei von der Idee angetan gewesen, die andere habe ihr misstraut. Wenige Jahre nach der Installation beobachtete Klöckner, dass die einst aufgeschlossenen Betriebsführer immer noch zufrieden waren und weitere Neuerungen vorschlugen. Die Skeptiker hingegen bemäkelten die neue Steuerung und meldeten Fehler. Für Klöckner der Beweis: Nicht auf die Technik, sondern auf die Menschen und ihre Haltung kommt es an. Deshalb schloss er mit den Maschinen ab, bildete sich über die Themen Hirnforschung und Lernen weiter und unterstützt seitdem Menschen dabei, ihre Kompetenzen und Möglichkeiten zu erkennen.

Lebenslanges Lernen praktiziert er Tag für Tag. Mit seinem Faltrrad ist er in der Stadt unterwegs, kommt mit Menschen ins Gespräch. Junge Leute interessieren ihn besonders. Er will verstehen, wie sie ticken. „Ich gucke mir gern Abschlussarbeiten von Designern an, ganz gleich, ob Industrie- oder Modedesign“, erzählt er.

Ihre Entwürfe inspirieren ihn zu eigenen Ideen. Zum Beispiel für eine Box, hergestellt aus Plastikabfall aus dem Meer. Die könnte Rollen haben, Träger wie ein Rucksack oder eine Hängevorrichtung für die Wand. Man könnte sie für den Einkauf, als Sitzmöbel oder als Kühltasche nutzen. „Was man sonst noch so aus dem Müll der Meere machen könnte!“, schwärmt er, vor allem mithilfe von 3-D-Druckern. „Es müsste ein Pfand geben, damit die Produkte auch wieder in den Kreislauf zurückkommen“, sagt Klöckner. An diesem Projekt arbeitet er seit zwei Monaten mit einer Handvoll Gleichgesinnter. Die Geschäftsidee wollen sie über Crowdfunding ins Rollen bringen. „Der Jüngste von uns ist 18“, erzählt er. „Wenn ich merke, dass der Feuer fängt, beginnt es, mir Spaß zu machen.“

Trotz seiner früheren Erfahrungen, trotz aller ökologischer, sozialer und ökonomischer Probleme – Joachim Klöckner ist kein Kulturpessimist. Er hält es mit der Schriftstellerin und politischen Aktivistin Arundhati Roy: „Eine bessere Welt ist nicht nur möglich. Sie beginnt bereits.“

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter: www.futurzwei.org/joachim-kloeckner

16 . Die Rückkehr der Textilindustrie

Annette Jensen, Mai 2017

Sina Trinkwalder hat geschafft, was alle Experten für unmöglich erklärt hatten: Eine Textilfabrik in Deutschland aufzubauen und dort anständige Löhne zu zahlen.

Mitten in Augsburg steht eine außergewöhnliche Fabrik. Durch eine Glastür betritt die Besucherin eine lila gestrichene Werkshalle. Der helle Raum ist erfüllt vom Brummen, Surren und Rattern Dutzender Nähmaschinen, an denen Frauen rote und geblünte Stofflagen hurtig zu Baumwolltaschen verarbeiten und diese anschließend auf Holzpaletten stapeln. Zwei Männer spulen Stoff von riesigen Rollen ab und schichten die Bahnen zu handflächenhohen Packen, bevor eine Maschine daraus Stapel millimetergenauer Zuschnitte anfertigt. Weiter hinten steppen Kolleginnen Jeans, Wickelkleider und Unterhosen.

145 Leute arbeiten bei *manomama* – überwiegend solche, die jedes Jobcenter als Menschen mit multiplen Vermittlungshemmnissen“ klassifizieren würde oder die auf dem Arbeitsmarkt schlechte Karten haben: Alleinerziehende, Ältere, Migrantinnen, Leute mit Behinderung oder ohne Schulabschluss. Doch hier hat jede und jeder einen unbefristeten Arbeitsvertrag und verdient mindestens zehn Euro pro Stunde; wer das doppelte Pensum schafft, erhält 20 Euro. Verarbeitet werden ausschließlich Biostoffe – schließlich sollen auch in den Zulieferbetrieben anständige Bedingungen herrschen und Umweltbelastungen vermieden werden.

„Der Zusammenhalt unter uns Frauen ist sehr familiär“, berichtet Roswitha Schlotte. Für die 60 Jährige, die früher in der DDR-Textilwirtschaft gearbeitet hat, ist die Stelle bei *manomama* der erste feste Arbeitsplatz in Augsburg. Vorher hat sie befristet in einer Wäscherei geschuftet und einen vom Arbeitsamt geförderten Computerkurs absolviert, immer wieder war sie arbeitslos. Als sie aus der Zeitung erfuhr, dass die *manomama*-Chefin Sina Trinkwalder insbesondere ältere Frauen und Alleinerziehende suchte, hat sie sofort eine Bewerbung geschrieben und persönlich vorbeigebracht. „Das war gleich alles so locker hier“, erinnert sich die gelernte Näherin, die es mit einem Sechser im Lotto vergleicht, dass sie in ihren geliebten Beruf zurückkehren konnte.

Als Sina Trinkwalder im Frühjahr 2010 antrat, Textilunternehmerin zu werden, hatten viele sie für verrückt erklärt: Unter den Bedingungen des Weltmarkts sei es rechnerisch unmöglich, Alltagskleidung in Deutschland herzustellen, hieß es allenthalben. Doch die Frau, die mit Werbung in sehr jungen Jahren sehr viel Geld verdient hatte, ließ sich nicht beirren und baute zunächst eine kleine Manufaktur auf. Als sie dann bei einer Festveranstaltung den Geschäftsführer der *dm*-Drogeriemärkte Erich Harsch kennenlernte, witterte sie ihre Chance, eine große Zahl an Arbeitsplätzen langfristig zu sichern. Und so bekam *manomama* das Angebot, jährlich eine Million Baumwollbeutel zu produzieren.

Trinkwalder sagte zu, die erste Charge ein halbes Jahr später zu liefern – obwohl sie zum damaligen Zeitpunkt dafür weder Räume noch ausreichend Personal, die geeigneten Stofflieferanten oder den notwendigen Maschinenpark hatte. Doch es gelang ihr, alles rechtzeitig zu organisieren: Sie fand die Halle im Zentrum Augsburgs, ein Gerätehersteller zauberte Nähmaschinen herbei, auf die man unter normalen Umständen drei Monate warten muss, und Trinkwalder stellte reihenweise Leute an. So wurden die knallfarbenen *dm*-Beutel punktgenau fertig. Und schon rollte der nächste Großauftrag heran. Sofort musste weiteres Personal her. Und so weiter und so fort. Inzwischen gehört neben *dm* auch *Edeka* zu *manomamas* Kundschaft, ebenso die Supermarktkette *real*, die Unterwäsche und Jeans ordert.

Der Laden läuft – und das wohl gerade deshalb, weil Sina Trinkwalder sich nicht an die branchenüblichen Bedingungen hält. Einen Businessplan hat sie nie geschrieben, denn so etwas hält sie für „Reißbrettscheiße“. Auch hat sie nie einen Bankkredit oder eine staatliche Förderung bekommen, was sie inzwischen freut: „Ich bin völlig unabhängig und kann jedem Banker sagen, er soll sich verpissen.“ Sie ist derb, spontan und direkt, schaut ihrem Gegenüber in die Augen, lacht viel und wirkt frei von jedem Stress. Weil sich das auf ihre Umgebung überträgt, kann sie auf Unterstützung zählen, wenn sie welche braucht. Die *manomama*-Chefin hat schon Maschinen per Crowdfunding finanziert, und als das Geld einmal nicht reichte, erließ ihr ein Lieferant einen Teil der Rechnung, weil er wusste, dass der Fortgang des Unternehmens davon abhing.

Autoritäten qua Position existieren für Sina Trinkwalder nicht. Als sie vor einer Talkshow dem Arbeitgeberpräsidenten Ulrich Grillo begegnete und der es nicht nötig fand, sich vorzustellen, pflaumte sie ihn an. SPD-Kanzlerkandidat Peer Steinbrück durfte die *manomama*-Fabrik zwar im Wahlkampf besuchen – aber nur ohne Presse. „Ich dachte, Sie seien ein arroganter Sack – aber mit Ihnen kann man ja reden“, verabschiedete Sina Trinkwalder den Politiker schließlich. Ihre Angestellten dagegen nennt sie Ladies und Gentlemen, und in der Werkshalle hängen an jeder Säule auf kleinen Zetteln die Grundregeln des Unternehmens: „Wir sind alle gleich. Wir sind ehrlich zueinander. Wenn mir was nicht gefällt, sage ich es. Wir halten zueinander. Wir sind *manomama*.“ Welt retten muss Spaß machen, ist Sina Trinkwalders Devise: „Niemand hat schließlich Lust, von notorischen Zeigefingerschwingern drangsaliert zu werden.“ Einen Langfristplan hat sie nicht, Fehler nimmt sie weder sich selbst noch anderen übel. „Alles wird gut, und wenn es noch nicht gut ist, dann ist es noch nicht fertig“, ist ein weiteres Motto, das aus ihrem Mund zu hören ist.

Die Kalkulation bei *manomama* ist so einfach wie transparent: Trinkwalder zählt Material-, Energie- und Lohnkosten zusammen, addiert den Aufwand für Maschinen und Transport und kommt so auf den Preis, den sie von den Einzelhandelsketten verlangt. Jedem, der bei ihr bestellen will, macht sie unmissverständlich klar, dass sie weder die Stoffhersteller herunter handeln noch ihre Arbeiterinnen antreiben oder im Lohn drücken werde. Dass ihre Jeans dennoch nicht teurer sind als andere Markenware, liegt daran, dass Sina Trinkwalder selbst wenig verdient und auch für Werbung kein Geld ausgibt. *manomamas* Marketing sind Trinkwalders Talkshowauftritte, bei denen sie Politikern und Wirtschaftsbossen Paroli bietet und überzeugend darlegt, dass es möglich ist, in Deutschland zehn Euro Stundenlohn zu zahlen.

Das alles ist für die Kunden nachvollziehbar – so sind Transparenz und Fairness die schärfsten Waffen der 36-Jährigen. Käuferinnen von *manomama*-Hosen bei *real* sollten, so Trinkwalders Vorstellung, mittels eines Anhängers neben dem Preisschild erfahren, wie sich die Summe zusammensetzt, die sie letztlich bezahlen müssen. Die Supermarktkette war zuerst gegen ein solches Infoschildchen. Da hat die *manomama*-Gründerin die Lieferung zur Disposition gestellt. „Die Leute sollen mit dem Anhänger zu *Gucci* gehen und fragen können, warum die Hosen da so teuer sind, obwohl die Näherinnen so wenig verdienen“, so ihre Idee. Inzwischen liegen *manomama*-Hosen deutschlandweit in *real*-Märkten; mit Anhänger.

„Wunder muss man selber machen“ heißt das Buch, das Sina Trinkwalder geschrieben hat. Das Handelsblatt urteilte, ein Wirtschaftsbuch sei es nicht. Großartig, findet Sina Trinkwalder. Von traditionellen Ökonomen hält sie schließlich eh nichts.

www.manomama.de.”

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/manomama-teil2

17 . Du und ich und alle, die hier wohnen

Josefa Kny, Juni 2016

Polly & Bob wollen das Internet nutzen, um Nachbarschaften in echte Gemeinschaften zu verwandeln. Offline-Begegnungen stehen dabei im Vordergrund. Kommerzielle Interessen sind ausgeschlossen.

Polly & Bob gehen jeden dritten Sonntag im Monat gemeinsam ins Museum. Neulich haben sie wieder einen Tauschmarkt organisiert, bald laden sie zum Wintergrillen ein. Einmal im Jahr veranstalten sie Wohnzimmerkonzerte. Weil sie von Balkonen singen wollten, kassierten sie ein Verbot vom Ordnungsamt – und taten es dann, gewitzt wie sie sind, trotzdem. Regelmäßig spielen sie Fußball im Kiez oder treffen sich mit Geflüchteten. Einmal im Monat setzen sie sich zusammen und hecken aus, was sie als nächstes tun. *Polly & Bob* heißen in Wirklichkeit eigentlich Volker, Liss, Blake oder ganz anders. Aber eigentlich sind *Polly & Bob* der gesamte Berliner Bezirk Friedrichshain und zukünftig noch viele andere Nachbarschaften in aller Welt. Man merkt: Mit Polly und Bob ist es kompliziert – und eigentlich ganz einfach.

Im Jahr 2013 fängt alles an: Volker Siems, von der Ostsee stammend und seit vielen Jahren Wahlberliner, schmeißt seinen Job als Manager bei einem Schweizer Konzern, um seine Koordinationskünste für etwas Sinnvolles einzusetzen. Dass das Internet dabei eine Rolle spielen muss, ist ihm klar: Die digitale Gesellschaft gestalten statt sich in ihr zu verlieren, lautet seine Devise. Das Web müsse Werkzeug sein und nicht Lebensmittelpunkt, findet Siems. Statt nur zu beobachten, wie die Menschen auf den Straßen und in den Cafés seines Kiezes immer länger auf elektronische Endgeräte starren, will er sie zusammenzubringen: eine Online-Plattform für Offline-Begegnungen schaffen und so die anonyme Nachbarschaft in gemeinsame Bewegung versetzen. Siems beginnt nachzudenken, Leute zusammenzutrommeln und loszulegen. *Polly & Bob* betreten die lokale Bühne.

Davon hört zum Beispiel Liss Böckler, Ur-Berlinerin, Studentin, knapp einen Kilometer von Siems entfernt wohnend. Das „So nah und doch so fern“-Gefühl kennt sie gut: In ihrem Haus wohnen viele junge Menschen, da könnte man doch mal was zusammen machen, den Hof verschönern, Leitern verleihen oder zum gemeinsamen Fest einladen. Doch ganz alleine anfangen, das ist ihr nichts. Mit *Polly & Bob* wird es leichter, mit der Nachbarschaft zusammenzukommen. Die Aktion „Singende Balkone“ trifft Böcklers Geschmack. Sie geht zum Vortreffen und singt später mit ein paar Freundinnen ganz zufällig drei Songs vom Balkon, als ein Demonstrationszug vorbeikommt, der doch offiziell nur den Marsch der „Schweigenden Balkone“ begehen will. Denn einen Spaziergang von Arien-Balkon zu Hiphop-Balkon hat das Ordnungsamt verboten: zu gefährlich, wenn eine große Menschentraube betört von zarten und starken Klängen vor Häusern Halt macht; zu verdächtig, wenn sich Bewohnerinnen eines Stadtbezirks zusammentun, um zu zeigen, wie musikalisch und interessiert aneinander sie sind. Doch das Amt wird überlistet, weil alle zusammenhalten und niemand schweigt. Liss Böckler jedenfalls findet das toll und bleibt bei *Polly & Bob*. Eine Zeit lang organisiert sie Kultursonntage, an denen Nachbarn einmal im Monat zusammen Kunst angucken und danach Kaffee trinken gehen. Gerade hat sie dafür keine Zeit mehr, aber das ist nicht schlimm, weil *Polly & Bob* noch so viel anderes zu bieten haben.

Wohnzimmerkonzerte zum Beispiel. Blake Farha, Singer-Songwriter aus Texas, einen Kilometer von Böckler und 800 Meter von Siems entfernt lebend, hört davon, dass *Polly & Bob* einen Tag lang Hauskonzerte präsentieren wollen. Er und seine Wohngemeinschaft melden sich an, der Tag kommt, und Farha sitzt auf einem Barhocker im Wohnzimmer. Ringsum stehen Regale mit Diesem und Jenem aneinander, diverse

Musikinstrumente liegen auf dem Boden verstreut und alle in der Wohnung verfügbaren Sofas, Sessel und Stühle sind für das Publikum aufgereiht; knapp 15 Nachbarinnen und Nachbarn haben sich zusammengefunden, um dem melancholisch-abgeklärten Folk von Farha und seiner Akustikgitarre zu lauschen. Die Stimmung ist vertraut, und man spricht darüber, wer wo wohnt und wer in welchen Wohnungen schon anderen Auftritten Raum und Ohr geliehen hat. Insgesamt treten über den Tag verteilt mehr als 40 Künstlerinnen und Bands bei sich oder anderen zuhause auf. Ein großes, dezentrales Musikfestival im Kiez für den Kiez.

Doch für *Polly & Bob* müssen es gar nicht immer aufsehenerregende Events sein; auch in ganz unspektakulären Zusammenkünften zum gemeinsamen Mittagessen, Kiezfußball- oder Doppelkopfspielen, Sprachenlernen oder Stricken werden Nachbarinnen und Nachbarn zu guten Bekannten. Wo man wann gemeinsam etwas erleben kann, zeigt der digitale Kalender an.

Das soziale Netz, das *Polly & Bob* weben, ist keine Gelddruckmaschine für Gründer, sondern vor allem ein Instrument, um lokales Zusammenleben zu gestalten. Kommerzielle Interessen liegen *Polly & Bob* fern, weshalb die Nutzerinnen auch in allen Belangen mitbestimmen dürfen. Statt Werbung und Datenweitergabe ermöglichen Mitgliedsbeiträge von derzeit monatlich zwei Euro den Betrieb der Seite und lokale Aktionen.

Die interaktive Plattform, auf der jedes Postleitzahlengebiet der Welt seine eigene „Lokalgruppe“ bilden und sich selbst organisieren kann, entwickelt sich gerade ehrenamtlich und deshalb nicht allzu rasant. Auch eine Genossenschaft als langfristige, basisdemokratische Organisationsform für *Polly & Bob* ist noch nicht gegründet. Die Friedrichshainer Lokalgruppe ist dafür umso fleißiger: Grob 20 bis 30 Veranstaltungen mit *Polly & Bob* finden jeden Monat statt. Manche werden regelmäßig von festen Teams organisiert, für andere bilden sich zeitweise Taskforces. Wer beim Spaziergang durch den Kiez eine Veranstaltungsidee hat, bespricht sie in der Arbeitsgruppe „Local Empowerment“, wo sich Rat und tatkräftige Unterstützung versammeln. Volker Siems, der Ex-Manager, wendet insgesamt mehr Zeit für *Polly & Bob* auf als für einen Vollzeitjob, um die Aktivitäten zu koordinieren und den Webauftritt weiterzuentwickeln; dabei lebt er hauptsächlich von dem, was er früher verdiente.

Siems muss man natürlich noch fragen, wer *Polly & Bob* nun eigentlich sind, schließlich hat er sie in die Welt gebracht. „Zwei Nachbarn, die herausgefunden haben, dass es sich lohnt, Zeit miteinander zu verbringen“, sagt Siems routiniert. So einfach ist das. Wo und wie sie wohnen, ist dabei nachrangig, ob in Berlin-Friedrichshain oder irgendwo im Nirgendwo, ob in einer Einraumwohnung oder auf einem Schloss. *Polly & Bob* sind also überall. Heute und in Zukunft. Und falls jetzt irgendwer immer noch nicht verstanden hat, wer *Polly & Bob* sind: Na, ruft es laut aus Berlin-Friedrichshain, du und ich und alle, die hier wohnen. Ganz einfach.

blog.pollyandbob.com

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:
www.futurzwei.org/polly-and-bob

18 . Ein Dorf im Großstadthaus

Annette Jensen, Januar 2012

In Zürichs ehemaligem Industriegebiet hat sich eine ökologische Wohn- und Arbeitsgenossenschaft angesiedelt. Jeder kann hier so viel Gemeinschaft genießen, wie ihm gut tut.

Bettina Büsser schleppt einen großen Topf mit Fleischstücken in die Gemeinschaftsküche von *KraftWerk1*. Drei andere Frauen messen Mehl ab und blättern in einem Kochbuch: Heute soll es Wildpfeffer mit Spätzle geben. 40 Leute treffen sich mittwochs im Gemeinschaftsraum, und jedes Mal bereitet eine andere Kleingruppe das Essen vor. „Ich finde das eine brillante Idee: Wir kommen zusammen und essen – und natürlich spart es auch Strom und andere Kosten, wenn nicht jeder für sich alleine etwas zubereitet“, sagt die 52-jährige Büsser, Bewohnerin der Zürcher Niedrigenergiesiedlung *KraftWerk1*. Diesen Namen haben die Projektinitiatoren gewählt, nachdem sie viel über das Ende des Industriezeitalters diskutiert hatten und sich einig waren, dass die menschliche Kreativität als Energiequelle und damit als Kraftwerk der Zukunft anzusehen sei.

Aus dem Gemeinschaftsraum im achten Stock hat man einen wunderbaren Blick über die Dächer von Zürich und Zugang zu einer riesigen Terrasse, auf der im Sommer Liegestühle stehen und in großen Hochbeeten Küchenkräuter sprießen. „Das hier ist eine sehr gute Art zu leben“, sagt Büsser, die von Anfang an dabei ist und sich mit acht anderen eine Wohnung teilt. Ihr Freund lebt ebenfalls im Haus, hat aber ein eigenes Appartement. Jeder findet im *KraftWerk1* so viel Gemeinschaft, wie ihm behagt.

Etwa 250 Menschen wohnen und 90 arbeiten hier. Die aus drei schlichten Gebäuden bestehende Siedlung liegt in Zürichs ehemaligem Industriegebiet, in dem heute vor allem Bürokästen das Gesicht des Stadtteils prägen. Niemand in der Genossenschaftssiedlung hat eine eigene Waschmaschine – dafür gibt es in einem freundlichen Raum im Erdgeschoss eine Gemeinschaftswaschküche. Schräg gegenüber befindet sich die „Pantoffelbar“ – ein Raum mit Theke, Kühlschrank und Sofas. Nebenan wird jeden Abend zwei Stunden lang Biogemüse aus einer regionalen Gartenkooperative zum Einkaufspreis verkauft; an der Kasse stehen ehrenamtlich *KraftWerks*-Genossen.

Auch sonst finden die Bewohnerinnen und Gelegenheitseinkäufer aus der Nachbarschaft hier im Konsumdepot vieles, was sie im Alltag brauchen. Martin Bachmann organisiert den Laden und erhält dafür ein kleines Salär, das alle Bewohner durch eine Mietumlage finanzieren. „Wir haben eine bezahlbare Wohnung, und ich kenne hier fast alle Leute. Das finde ich super“, sagt der dünne 45-Jährige, der drei Jahre lang auf einer Warteliste stand, bevor er 2006 mit seiner Familie einziehen konnte.

Jeder Bewohner von *KraftWerk1* hat durchschnittlich 36 Quadratmeter zur Verfügung – und damit deutlich weniger als der Schweizer Durchschnittsbürger, der über etwa 45 Quadratmeter verfügen kann. Dafür haben die *KraftWerker* aber die Möglichkeit, Gemeinschaftsräume zu nutzen und Gäste in Besucherzimmern unterzubringen. Auch ein eigenes Auto ist hier überflüssig: Wenige Schritte entfernt hält die Straßenbahn, und vor dem Haus gibt es zudem ein paar Parkplätze für die knallroten Car-Sharing-Autos von *Mobility*.

Die Idee für das Wohnprojekt stammt von einer Gruppe Künstlerinnen und Architekten, die auf den Zürcher Industriebrachen Anfang der 1990er-Jahre Performances veranstalteten und Installationen aufbauten. Einer von ihnen war Andreas Hofer. Der 49-Jährige amüsiert sich noch immer, wenn er an die Verhandlungen denkt, die er damals mit Maklern und Bankerinnen geführt hat. Anfänglich forderte die Finanzbranche, die frei werdenden Industrieareale müssten wieder durch Dienstleistungsunternehmen genutzt werden. Diesen

Träumen machte die Immobilienkrise 1992 jedoch ein Ende. In der folgenden Phase der allgemeinen Ratlosigkeit öffnete sich für die *KraftWerk1*-Aktivisten ein historisches Fenster: Ihnen wurde eine Industriebrache zur Nutzung angeboten, und der bisherige Besitzer übernahm sogar die Kosten für die Planung der Niedrigenergiesiedlung.

KraftWerk1 ist inzwischen längst über die Genossenschaft selbst hinausgewachsen. So hat die Wohngruppe nicht nur ein zweites *KraftWerk* fertiggestellt und plant derzeit eine Großsiedlung am nördlichen Rand von Zürich. Andreas Hofer hat im Dachverband aller Zürcher Wohnungsgenossenschaften auch das Projekt *Mehr als Wohnen* angestoßen, das in den Nachbarschaften der Stadt einen nachhaltigen Lebensstil etablieren soll.

Die Zeiten dafür sind günstig: Zum einen haben die Zürcher in einer Volksabstimmung beschlossen, den horrenden Mietsteigerungen durch eine Ausweitung von Wohnungsbaugenossenschaften beizukommen; ihr Anteil soll von bisher 20 auf 33 Prozent erhöht werden. Zum zweiten ist in der Gemeindeordnung der größten Schweizer Stadt seit 2008 das Ziel einer *2000-Watt-Gesellschaft* festgeschrieben. Die dafür notwendigen Energieeinsparungen lassen sich nur erreichen, wenn Neubauten hervorragend gedämmt und kompakt gebaut werden. Auch hocheffiziente, gemeinschaftlich genutzte Hausgeräte wie Waschmaschinen oder gemeinsames Kochen verkürzen den Weg zum *2000-Watt-Ziel*. Es geht um einen neuen Lebensstil – so wie er sich im *KraftWerk1* bereits abzeichnet. Dass das nichts mit Verzicht, sondern im Gegenteil mit Gewinn an Lebensqualität zu tun hat, kann dort jeder Besucher spüren.

www.kraftwerk1.ch

www.mehralswohnen.ch

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/kraftwerk1

19 . Eine Kiste für alle

Stefanie Müller-Frank, April 2013

Produzent *und* Konsument: 250 Münchner Haushalte haben sich im *Kartoffelkombinat* zusammengeschlossen, um ihr eigenes Gemüse zu produzieren. Über den Anbau entscheiden sie gemeinsam, die Ernte wird wöchentlich geteilt.

Jedem die gleiche Kiste? Dem Münchner Willi Petz war nicht nur der Name *Kartoffelkombinat* anfangs suspekt. „Muss ich jetzt etwa jede Woche das essen, was die mir bringen?“, fragte der pensionierte Bauunternehmer seine Frau, als er von den Spielregeln der Erntegemeinschaft erfuhr. „Und da sind wir freiwillig eingetreten?“ Im Gegensatz zu anderen Ökokisten-Abos lässt sich beim *Kartoffelkombinat* nämlich weder eine ungeliebte Gemüsesorte abwählen noch etwas hinzubestellen.

Eine Kiste für alle: Ein durchaus gewagtes Alleinstellungsmerkmal in Zeiten, in denen ein unbegrenztes, immer verfügbares Warenangebot zum ersten Grundrecht des Verbrauchers zählt – unabhängig davon, ob er beim Discounter, im Bioladen oder im Internet einkauft. Dass es nicht einfach werden würde, das war auch Daniel Überall klar, als er im Frühjahr 2012 zusammen mit seinem Mitstreiter Simon Scholl das *Kartoffelkombinat* ins Leben rief – eine Erntegemeinschaft und Genossenschaft, deren langfristiges Ziel es ist, eine Gärtnerei in Eschenried bei München zu übernehmen, sie in Eigenregie zu verwalten und sich mit den dort angebauten Lebensmitteln zu versorgen.

Bio, regional und saisonal – das galt bislang als Königsweg für den ökologisch korrekten Gemüseeinkauf. Daniel Überall und Simon Scholl, diesen Standards privat längst verpflichtet, hätten sich also keinen Kopf machen müssen über ihr Konsumverhalten. Nicht über vermeidbare Transportwege, auch nicht über beheizte Gewächshäuser und aussortiertes Gemüse, das auf dem Acker vergammelt oder auf dem Müll landet, weil es nicht den Handelsnormen entspricht. Als Verbraucher stimmten sie an der Kasse ja automatisch über nachhaltige Versorgungsstrukturen und Produktionsbedingungen ab. So die Theorie. Aber Daniel Überall kamen da mehr und mehr die Zweifel. Der 35-Jährige ist gelernter Kommunikationswirt und Mitbegründer von *utopia.de*, der Internetplattform für nachhaltigen Konsum schlechthin. „Ich wollte nicht mehr nur immer besser konsumieren“, sagt er, „sondern die Strukturen verändern, wie produziert wird.“

Was in der Konsequenz hieß: Der Kommunikationswirt und sein Kompagnon mussten zu Gemüsegeärtnern werden. Oder zumindest zu Mitbetreibern einer Gärtnerei. „Nur wer das Gemüse selbst anbaut, kann schließlich darüber bestimmen, welche Sorten er anpflanzt, ob er samenfestes Saatgut verwendet, auf Dünger verzichtet oder darauf, das Gewächshaus zu heizen“, erklärt Daniel Überall. Also standen er und Simon Scholl anfangs jeweils zweimal die Woche um fünf auf, wogen Salat ab, tüteten Möhren ein und sortierten Kohl in Kisten. Mittlerweile übernehmen das studentische Hilfskräfte. Sich selbst zahlen die beiden Kombinatgründer noch kein Gehalt aus. Sein Geld verdient Daniel Überall mit einem Teilzeitjob als Presse- und Öffentlichkeitsreferent bei der Stiftungsgemeinschaft *anstiftung & ertomis*, der Betriebswirt Simon Scholl berät als interkultureller Trainer Unternehmen auf dem indischen Markt. In Zukunft aber soll sich das *Kartoffelkombinat* so weit wirtschaftlich tragen, dass sechs Stellen finanziert werden können – und auch der Vorstandsjob zumindest als Nebenerwerb reicht.

500 Mitglieder braucht die Genossenschaft, damit die Gärtnerei komplett in Eigenregie betrieben werden kann. 250 Haushalte sind seit Sommer 2012 schon eingestiegen. Ein Genossenschaftsanteil kostet 150 Euro, dazu kommen noch 62 Euro Ernteanteil im Monat. Wer dem *Kartoffelkombinat* beitrifft, wird also zugleich zum Miteigentümer und zum Kunden der Genossenschaft. Nur Kunde sein geht nicht. Dafür bekommen die Mitglieder jede Woche eine Gemüsebox nach Hause gebracht – samt Zubereitungshinweisen und Rezeptideen. Im Gegensatz zu den klassischen Ökokisten-Abos lässt sich beim *Kartoffelkombinat* eine Lieferung auch nicht einfach mal abbestellen. Mehr noch: Die Mitglieder müssen sich für eine komplette Saison verpflichten, die Ernte abzunehmen. Selbst in den Ferien. Das hat keine ideologischen Gründe, sondern ergibt sich aus dem Anbauzyklus. „Im eigenen Garten muss man ja auch ernten und verarbeiten, was reif ist“, erklärt Daniel Überall. Eigentlich logisch, nur dass kein Konsument mehr darüber nachdenkt. Im Supermarkt sind die Regale ja das ganze Jahr über voll – egal, ob die Waren nun Abnehmer finden oder nicht. Sprich: Auf dem Müll landen.

„Seit wir das *Kartoffelkombinat* gegründet haben, lerne ich, was es heißt, sich tatsächlich saisonal zu ernähren“, erzählt Daniel Überall. Er wusste vorher auch nicht, wann genau Gurken reif sind oder welche Kürbissorten es gibt. „Rondini zum Beispiel hätte ich eher für einen fahrenden Zauberer gehalten.“ Geschweige denn, dass man diese Kürbissorte vorm Kochen anschneiden sollte, damit sie nicht platzen. „Ein wichtiger Hinweis von unserem Gärtner, so was nehme ich gleich in unseren Rundbrief und in den Internetblog mit auf.“ Auf diese Weise bekommen die Genossen jede Woche direkt mit, was es heißt, eigenes Gemüse zu haben – oder auch nicht. Denn während im Supermarkt schon längst die Gurken auslagen, mussten die Mitglieder des *Kartoffelkombinats* vergangenen Sommer noch vier Wochen warten. Zu Beginn der Saison hatten sie sich mit Blick auf die Klimabilanz gemeinsam dagegen entschieden, das Gewächshaus zu heizen.

Zweimal im Jahr treffen sich die Genossen, um gemeinsam mit den Gemüsegeärtnern die Anbauplanung zu machen. „Natürlich ist das mehr Aufwand“, gibt Daniel Überall zu. „Aber es lohnt sich, weil die Entscheidung dann auch von allen getragen wird.“ Solidarische Landwirtschaft nennt sich dieses Modell, bei dem sich Verbraucher und Bauern kennen – oder zumindest gegenseitig verpflichtet fühlen: Der eine zur garantierten Abnahme der Ernte, der andere zur vereinbarten Anbauqualität.

Die direkte Beziehung zwischen Produzent und Konsument macht auch Großhandelsstrukturen, Handelsnormen, lange Transportwege und letztlich sogar eine Bio-Zertifizierung überflüssig. Dennoch ist das Gemüse aus solidarischer Landwirtschaft nicht unbedingt preiswerter als im Supermarkt. Was daran liegt, dass hier keine Kosten externalisiert – also auf die Umwelt oder günstige Arbeitskräfte abgeschoben – werden. „Wir zahlen ja sonst fast nie den ehrlichen Preis für Lebensmittel“, sagt Daniel Überall. „Bei uns dagegen wird der Gärtner fair bezahlt und nicht mit Subventionen gearbeitet.“

All das erklären Daniel Überall und Simon Scholl den Mitgliedern im Internetblog. Oder direkt an der Haustür, wenn sie die Gemüsebox selbst ausfahren. Genossin Viola Petz, die Ehefrau des pensionierten Bauunternehmers, freut sich jedes Mal auf die Lieferung vom *Kartoffelkombinat*, längst plant sie ihren Speisezettel nach dem Saisonkalender. Die Gemüsebox auszupacken, das überlässt sie aber mittlerweile ihrem Mann. „Das Erste, was der macht, wenn er donnerstagabends nach Hause kommt – ist, zu schauen, was diese Woche wohl in der Box drin ist.“

www.kartoffelkombinat.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/kartoffelkombinat

20 . Eine Stadt ackert solidarisch

Neela Janssen, April 2016

Initiativen solidarischer Landwirtschaft, sogenannte *SoLaWis*, sind in ganz Deutschland en vogue. Doch bislang nur in Nürnberg ist es die Kommune selbst, die Landwirte und Stadtbewohnerinnen zusammenbringt.

Freitagfrüh auf dem Nürnberger Hauptmarkt: Einige Bauern bauen ihre Marktstände auf, es riecht nach Sauerkraut, und die Sonne bescheint den pompösen Schönen Brunnen, die Frauenkirche und das Rathaus. Dort ist die Stimmung ausgelassen, denn Freitag ist Hochzeitstag: Ein Brautpaar gibt dem anderen die Klinke in die Hand.

Im ersten Stock, direkt gegenüber des Standesamtes, sitzt Werner Ebert in seinem Büro. Durch die Tür dringt das fröhliche Lärmen der Heiratenden und der Drachenbaum in einer Ecke des Raumes sieht aus, wie eine Bürotopfpflanze auszusehen hat. Ebert hingegen wirkt mit seiner Lederjacke, dem weiß melierten Bart und seiner gelassenen Art nicht wie ein Bürokrat alter Schule. Das ist er auch nicht: Er hat über seine Dienstjahre hinweg zahlreiche Projekte initiiert, auf die die Stadt Nürnberg stolz ist. Dass es sich dabei immer auch um Nachhaltigkeit und ökologische Landwirtschaft dreht, verraten die bunten Plakate an den Wänden und die Flyer vor seinem Büro; der schönste ist aus dickem, matten Papier und verkündet: „Stadt, Land, ...Beides.“ Dahinter verbirgt sich die *Initiative für Solidarische Landwirtschaft (SoLaWi)* in Nürnberg, die genau das versucht: Stadt- und Landmenschen über eine gemeinschaftlich getragene Landwirtschaft zu verbandeln.

Das Prinzip der *SoLaWi* folgt der Idee, Verbraucher und Erzeugerinnen in direkten Kontakt miteinander zu bringen: Erstere verpflichten sich dazu, über ein halbes oder ein ganzes Jahr die Produkte eines landwirtschaftlichen Betriebs abzunehmen. Der produzierende Hof erhält die Sicherheit, die angebauten Lebensmittel zu einem festgelegten Preis abgeben zu können. Im Gegenzug bietet er den Abnehmern Einblick und Einfluss in die Herstellung ihrer Lebensmittel. Das Konzept ist inzwischen in ganz Deutschland verbreitet.

Dass eine *SoLaWi* ausgerechnet von einer Stadtverwaltung initiiert wird, und nicht von Höfen oder Stadtbewohnern, das gab es noch nie. In Nürnberg aber fiel die Idee auf guten Boden: Bereits 2003 beschloss der Stadtrat, Nürnberg zur *BioMetropole* umzugestalten – zu einer Großstadt, die immer auf der Suche nach Ideen ist, sich nachhaltiger und ökologischer zu versorgen. Dafür schuf er eine eigene Stelle; als ihr Inhaber hält Werner Ebert, der aus einer anderen Abteilung auf diese Stelle wechselte, stets Augen und Ohren nach neuen Modellen offen.

Als 2007 der Film „Farmer John – Mit Mistgabel und Federboa“ in Nürnberg ins Kino kommt, reist der Großfarmer John Peterson in die fränkische Metropole und diskutiert mit Hans Meyer, dem damaligen Trainer des *1. FC Nürnberg*, über Landwirtschaft und alternative Vermarktungsstrategien. So exotisch wie die Kombination der Gesprächspartner erscheint Ebert damals auch noch die Idee der *SoLaWi*, über die auf dem Podium gesprochen wird. Erst 2013, als das Interesse an regionalen und ökologischen Lebensmitteln plötzlich steigt und der Freistaat Bayern beschließt, bis 2020 den Anteil des Ökolandbaus verdoppeln zu wollen, denkt Ebert daran zurück – und entscheidet sich, in der fränkischen *BioMetropole* den Samen für eine *SoLaWi* zu legen.

Rund 100 Interessierte kommen bereits zur ersten Informationsveranstaltung im November 2013, um den Erfahrungsberichten anderer *SoLaWi*-Projekte zu lauschen und Ökohöfe aus der Region kennenzulernen. Nur

wenige Treffen später haben sich genügend Menschen gefunden, die die Initiative unterstützen wollen. Sie nennen sich Ernteteilerinnen und Ernteteiler und können sich schon im Herbst 2014 über die ersten Gemüselieferungen freuen.

Im „fränkischen Modell“ der *SoLaWi* nutzen fünf unterschiedliche Höfe die Verteilerstruktur. Vom Gemüseanbau bis zur Haltung gefährdeter Schafrassen, der Spezialisierung auf Urgetreide bis zur Schweinehaltung hat jeder Hof seinen eigenen Schwerpunkt. Und auch seine eigenen Anliegen: „Die unterschiedlichen Wünsche und Bedürfnisse unter einen Hut zu bekommen, ist nicht immer einfach“, lacht Ebert.

Da ist beispielsweise Herr Dollinger. Da er keine Nachkommen hat, die den Hof übernehmen könnten, möchte er seinen kompletten Betrieb auf *SoLaWi* umstellen. Dann könnten über den Beitrag der Ernteteilerinnen Personen bezahlt werden, die den Hof bewirtschaften. Die aktuell ungefähr 100 *SoLaWi*-Beteiligten reichen dafür aber noch nicht aus: 200 bis 300 feste Abnehmer wären nötig, um den kompletten Hofbetrieb umstellen zu können. Die Schweinehalter vom Krämerhof sehen einen anderen Vorteil in den festen Mitgliedern: Sie können nun ein Schwein jeweils dann schlachten, wenn es auch genug Interessenten gibt, unter denen das Fleisch aufgeteilt wird.

Um die Verteilung der Produkte kümmern sich die Ernteteiler selbst: Über ganz Nürnberg verstreut gibt es Depots, an denen die Lebensmittel abgeholt werden können. Etwa 25 Personen übernehmen den Transport von den Höfen zu den Abholstellen und pflegen die Depots.

Auch ein Gewächshaus wurde mithilfe der Ernteteilerinnen bereits finanziert und gebaut, das ein kleiner Familienbetrieb nicht selbst hätte bezahlen können. Für die Abnehmerinnen bedeuten solche Investitionen eine vielfältigere Produktpalette; die Erzeuger können die Sortenvielfalt auf ihren Höfen erweitern, was auch der Natur gefällt. „Wir haben zu Hause noch nie so viel Kohl gegessen wie im ersten Winter“, lacht Werner Ebert, der selbstverständlich auch Mitglied der *SoLaWi* ist.

Heute aber hat er jeden Grund dazu, entspannt und zufrieden in die Zukunft zu blicken. Mit der Gründung eines Vereins im April 2016 liegt das Projekt nun fast vollständig in den Händen der fleißigen Ernteteiler und Enteteilerinnen. Die Stadt Nürnberg steht als Kooperationspartner im Hintergrund; sie wirbt und vernetzt wohlwollend weiter.

Für die Zukunft seiner Initiative hat Ebert dennoch Vorstellungen: 500 Menschen als Mitglieder zu gewinnen sei durchaus ein Ziel. Ansonsten bleibt er wie immer gelassen, auch bei dem Gedanken daran, dass „Stadt, Land,...Beides.“ dem Nest entschlüpft ist und fliegen lernt – schließlich warten auf ihn schon neue Projekte. Allen voran die Etablierung eines Netzwerks für Biostädte: Schon seit ein paar Jahren finden dazu Treffen statt, doch nun wird ein Leitfaden erarbeitet, der ermöglichen soll, erfolgreiche Projekte auch in andere Städte zu tragen. Und während die Oberbürgermeister und -meisterinnen ihr gemeinsames Engagement symbolisch vor der Presse besiegeln, ist Ebert bereits fleißig auf der Suche nach neuen Wegen, die Versorgung der fränkischen Metropole nachhaltiger zu gestalten.

An besagtem Freitag jedenfalls geht in Nürnberg alles seinen gewohnten Gang. Ein weiteres Brautpaar stellt sich zum Foto auf. Die Sonne steht inzwischen hoch über dem Hauptmarkt und die Figuren glitzern golden von der Kirchenfassade. Nur der Sauerkrautgeruch ist verschwunden. Stattdessen duftet es süßlich vom nahestehenden Lebkuchenstand herüber. Auch er wirbt mit der Regionalität seiner Produkte: Schließlich werden hier nur Original Nürnberger Lebkuchen angeboten. Einzig über ihre Saisonalität lässt sich Anfang Februar streiten.

www.stadt-land-beides.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/stadt-land-beides

21 . Ein Viertel des Bundesgebiets befreit!

Ute Scheub, Januar 2012

Erlösung von der Knechtschaft teurer Erdölimporte und aufwändiger Gaslieferungen: Die Bewegung der *100% Erneuerbare-Energie-Regionen* wird immer stärker.

Bürgerwindanlagen! Solarparks! Energiegenossenschaften! An allen Ausstellungsständen wird für erneuerbare Energien geworben. Wir befinden uns, Ende September 2011, auf dem jährlichen Bundeskongress der *100% Erneuerbare-Energie-Regionen* in der ehrwürdigen Stadthalle von Kassel, und diesmal sind so viele Bürgermeisterinnen und Kommunalbeauftragte gekommen wie nie zuvor – insgesamt etwa 800 Personen. Hier formiert sich die Energiewende von unten: eine kraftvolle Bewegung, deren Kommunalvertreter je nach lokaler Beschlusslage bis 2020, 2030 oder 2050 eine eigenständige Versorgung ihrer jeweiligen Region mit 100 Prozent grüner Energie aufgebaut haben wollen. Die *100ee-Regionen*, wie sie sich selbst kurzgefasst nennen, umfassen inzwischen rund 130 Landkreise, Regionalverbände und Gemeinden, 18 Millionen dort lebende Menschen und mehr als ein Viertel der Fläche des deutschen Bundesgebiets.

Strickende Ökos mit Rauschebart sieht man hier nicht, dafür viele Männer und wenige Frauen im Businessdress. Sie vertreten eine pragmatische Generation, die Klimaschutz mit Geschäftemachen verbinden will. Warum Ölscheichs und Gasmagnaten mit dem Geld für Fossilenergien füttern, wenn man selbst Energie erzeugen kann?, sagen sie sich. Oder: Warum pro Kopf und Jahr rund 1.000 Euro ins Ausland rollen lassen, wenn man damit regionale Wertschöpfung betreiben kann? Robert Fischbach, der den *Deutschen Landkreistag* vertritt, gibt auf dem Podium den Ton vor: „Windräder müssen Kling-kling machen statt Plopp-plopp.“ Der *CDU-Landrat* aus dem Landkreis Marburg-Biedenkopf hat viele Projekte mit erneuerbaren Energien angestoßen. „Die Energiewende findet im ländlichen Raum statt“, sagt Fischbach.

Die Städte sind Energiefresser und werden sich auf absehbare Zeit nicht selbst versorgen können, nur das Land hat genügend Platz für die Energiegewinnung aus Wind, Sonne und Biomasse. So bietet die Energiewende bäuerlichen Regionen ganz neue Chancen und Perspektiven. Beispiel Merkendorf in Mittelfranken: Die 2.750-Seelen-Gemeinde im Landkreis Ansbach hat ihr Ziel einer 100-prozentigen Versorgung mit Grünstrom schon 2010 erreicht. Inzwischen liegt sie bei 217 Prozent, exportiert also Energie. Der Ort mit seiner historischen Altstadt hat 875 Arbeitsplätze aufzuweisen, davon rund 300 im Bereich der erneuerbaren Energien neu entstandene. Im 2005 errichteten *Energiepark* siedelten sich unter anderem eine Bürgersolaranlage, mehrere Solarplus-Gebäude und neun Biogasanlagen mit angeschlossenem Wärmenetz an; eine Windparkgenossenschaft und weitere Projekte sollen folgen. Zusätzlich zum Gewinn für den Klimaschutz, so rechnete Bürgermeister Hans Popp in Kassel vor, habe Merkendorf im Jahre 2010 1,8 Millionen Euro eingespart, die früher für Öl ausgegeben worden wären, und 5 Millionen Euro durch Strom und Wärme erlöst. „Kling-kling“ funktioniert also bestens.

Allerdings: Im Verkehrsbereich ist die Gemeinde noch nicht wirklich unabhängig von Erdölimporten, wengleich sie ein Projekt für die gemeinschaftliche Nutzung von Elektroautos aufbaut. „Bei der Mobilität sind die 100 Prozent am schwersten zu erreichen“, sagt Kathrin Müller, deren Projektteam den Kongress in Kassel koordiniert hat. 100 Prozent grüner Strom dagegen seien am leichtesten zu organisieren, so Müller weiter, im windreichen Nordfriesland erreichten manche Gemeinden sogar schon 300 bis 400 Prozent: Kling-kling-kling-kling.

Will eine Gemeinde zur *100ee-Region* werden, muss sie detailliert nachweisen, wie und wann sie energieautark werden will. Für die Begutachtung dieser Pläne und die anschließende Begleitung des Veränderungsprozesses ist eine neunköpfige Projektgruppe zuständig, der auch Kathrin Müller angehört. Das vom Bundesumweltministerium finanziell geförderte *100ee-Regionen*-Projekt und mit ihm das Projektteam ist zum Jahresanfang 2012 unter das Dach des neu gegründeten *Instituts dezentrale Energietechnologien* an der Universität Kassel (IdE) gewechselt, welches die Durchführung des Projektes vom *Kompetenznetzwerk Dezentrale Energietechnologien e.V. (deENet)* übernommen hat. Das Koordinationsteam begleitet, berät, unterstützt und vernetzt die Gemeinden bis zum Erreichen ihrer selbstgesteckten Ziele. Die Teammitglieder sind ständig auf Reisen, denn Strategiegespräche und Vorträge vor Ort gehören dazu. Und: „Die Arbeit wäre nicht zu schaffen ohne die vielen Ehrenamtlichen“, sagt die 29-jährige Politikwissenschaftlerin Müller, die für Politikberatung zuständig ist. Der Wind unter den Flügeln der jungen Bewegung stimme sie „sehr hoffnungsvoll“, fügt sie hinzu. Also nicht nur „Kling-kling“.

Die Bewegung startete allerdings nicht in Kassel, sondern im atommüllbedrohten Gorleben und im bayrischen Fürstfeldbruck. Auf einem der Poster, die *deENet* in der Kasseler Stadthalle zu einer Ausstellung über die *100ee-Regionen* zusammengefügt hat, stellen sich die Pioniere aus dem Wendland unter dem Motto vor: „100% sind machbar, Herr Nachbar!“ Bereits 1997 hat der Landkreis Lüchow-Dannenberg ehrgeizige klimapolitische Ziele formuliert und seither neben vielen Solar- und Windprojekten die erste Biogastankstelle Deutschlands errichtet. Die nächsten im Bunde waren die Gemeindevertreter von Fürstfeldbruck, die im Jahr 2000 beschlossen, durch einen intelligenten Mix von regenerativen Energien den Ballungsraum München mitzuversorgen.

Neben Klimaschutz und regionaler Wertschöpfung hat die *100ee-Bewegung* noch ein drittes, ein wichtiges demokratisches Ziel: Die Bürgerinnen und Bürger sollen einbezogen werden. Lange genug haben Energiekonzerne der Bevölkerung fossile und atomare Großkraftwerke vor die Nase gesetzt, ohne sie zu fragen. Jetzt, da ihr Stammgeschäft bedroht ist, behaupten sie, „Wutbürger“ würden den Ausbau von „grünen Netzen“ doch gar nicht wollen. Dabei erreicht die Zustimmung zu erneuerbaren Energien geradezu „sozialistische Werte“, wie Philipp Vohrer von der *Agentur für Erneuerbare Energien* in Kassel fein lächelnd feststellt. Laut einer repräsentativen Umfrage von 2011 halten 94 Prozent der Bundesbürger den Ausbau der regenerativen Energien für „wichtig bis außerordentlich wichtig“. Mit einem Solarpark in ihrer Nachbarschaft wären 76 Prozent einverstanden, mit einer Windanlage 69 Prozent, mit einem Kohlekraftwerk nur 9 und mit einem Atommeiler bloß 3 Prozent.

Widerstand gibt es vor allem dort, wo Bürger und Gemeinden am Mitreden gehindert werden. Bei der Errichtung von Bürgersolaranlagen oder Windgenossenschaften haben die Menschen hingegen das Gefühl, für das Klima und für sich selbst etwas tun zu können - ein Aspekt der Selbstbestimmung, der auch in der *Charta der 100ee-Regionen* eine wichtige Rolle spielt, die auf der Kasseler Tagung verabschiedet und ins Internet gestellt wurde. Die Unterzeichnenden der Charta versichern, dass sie „attraktive und zukunftsweisende Lebens-, Wirtschafts- und Kooperationsformen“ entwickeln, „partizipative Entscheidungsprozesse nutzen“ und „die Energieversorgung stärker in die Hand der Bürger legen wollen.“ Kling-kling, plopp-plopp und oho!

www.100-ee.de

www.deenet.org

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/100ee-regionen-teil1

22 . Faster Harder Greener Please

Harald Welzer, November 2015

„Grün“ heißt meistens nicht besser, sondern dasselbe freundlich verpackt. Bei der *Green Music Initiative* heißt „grün“ besser: Besser feiern, weil es Spaß macht, tanzend einen anderen Umgang mit der Welt einzuüben.

Das ist ja so eine Sache mit den Adjektiven, besonders mit farbigen. Stellt man etwa ein „grün“ vor ein Substantiv, zum Beispiel vor „Landwirtschaft“, „Mobilität“, „Technologie“ oder „Wachstum“, sieht die bezeichnete Sache gleich viel freundlicher aus als vorher. Und zwar ganz unabhängig von der Frage, ob etwa ein „grünes Wachstum“ in einer kapitalistischen Wirtschaft substantiell etwas anderes sein kann als, sagen wir, ein braunes, rosa gestreiftes, lila gepunktetes oder einfach farbloses Wachstum, wie wir es nun schon seit 200 Jahren kennen. Tatsächlich bleibt die Sache innerhalb derselben Wirtschaftsform immer dieselbe, ganz unabhängig von ihrer Farbgestaltung: Die Steigerung von Ressourceneffizienz ist das Herz kapitalistischer Wirtschaft, denn ohne sie gäbe es keine Erhöhung der Produktivkraft und damit des Mehrwerts.

Da bleibt das Adjektiv „grün“ eine Art Sedativ im Angesicht des durchaus beunruhigenden Befundes, dass im globalen Kapitalismus jedes Jahr ein neues Rekordjahr im Material- und Energieverbrauch ist, woran auch die Ergrünung von Bewusstsein, Autowerbung, Parteien und Unternehmensleitbildern so gar nichts ändert. Oder glaubt jemand, dass eine grüne Apokalypse irgendwie besser ist als eine andersfarbige?

Nun also: *Green Music*. So nennt sich eine Initiative, die vor sechs Jahren von Jacob Bilabel erfunden wurde. Bilabel, eigentlich Linguist und Kulturanthropologe, hat sein Berufsleben in der Musikbranche begonnen und störte sich daran, dass ausgerechnet das Pop-Business mit seinem großen Einfluss auf Lebensstile und Haltungen völlig desinteressiert an Fragen von Energieverbrauch und Klimawandel war. Dabei ist ja gerade die Musik- und Entertainmentindustrie sehr energieintensiv – egal, ob es um die Produktion oder das Abrufen, Speichern und Abspielen von Musik geht oder auch um Festivals und Tourneen. Wenn man hier, so die Überlegung von Bilabel, etwas an der gewohnten Praxis drehen könnte, wäre nicht nur eine Menge an Treibhausgasen einzusparen, es könnte auch ein ideales Instrument entstehen, die ganze Klima- und Energiefrage aus der Ecke der Ökofrömmigkeit zu holen und mit Party, Spaß, Subkultur und kontrolliertem Exzess zusammenzubringen.

Festivals beispielsweise sind ja Ereignisse organisierter Entgrenzung. Hier herrschen andere Zeitbegriffe, Konsumstile und Gemeinschaftsformen vor als unter gesellschaftlichen Normalbedingungen. Wenn man genau da ansetzt und beispielsweise die Leute mit Sonderzügen zum „Melt!- Festival“ karrt, in denen man vor Ort dann übernachten kann, oder wenn man Tanzflächen installiert, die die Bewegungsenergie der Tanzenden in Strom transformieren, kann man den Erlebnischarakter erhöhen und zugleich den Energieverbrauch reduzieren. Und wenn man das Ganze dann noch – „sunplugged“ – gut verpackt, hat man nicht nur ein energetisch besseres Festival, sondern auch noch eines, das mehr Spaß macht als ein konventionelles. Und der Erfolg gibt der *Green Music Initiative* recht – die zwanglose Praxis eines besseren Umgangs mit der Welt funktioniert gerade hier, wo vor allem junge Menschen sind, ganz hervorragend.

So gut, dass die nächsten Schritte auf der Hand lagen: Nicht nur die Festivals, auch die Clubs lassen sich energetisch leicht aufmöbeln. So hat die *Green Music Initiative* zusammen mit der *EnergieAgentur.NRW* das „Projekt Green Club Index“ gestartet, das durch äußerst einfache Maßnahmen, zum Beispiel bei der Getränkekühlung, schnell mal 30 Prozent Energieeinsparung bringt, ohne dass irgendwo Spaß verlorengeht.

Und weil auch weniger Energie noch Energie ist, lag ein nächster Gedanke nah. Clubs sind nachts geöffnet, Festivals liegen an Wochenenden – also jeweils zu Zeiten, zu denen der Rest der Gesellschaft wenig Strom nachfragt. Also kann man an der Strombörse exakt für diese Partyzeiten extra günstigen Ökostrom einkaufen. Und wenn man das kann, nächster Schritt, kann man ja ebenso gut auch gleich als Ökostromanbieter *Green Music Energy* an Club- und Festivalbetreiber verkaufen, zumal noch kein Energieversorger auf die eigentlich naheliegende Idee gekommen ist, dass gerade junge Kunden eine zukunftsfähige Zielgruppe sind.

Mittlerweile gibt es eine Menge Clubbetreiber, DJs und Musikerinnen, die sich die Prinzipien von *Green Music* zu eigen gemacht haben. Und mit ihren Festivalaktivitäten erreichen Bilabel und seine Mitstreiter inzwischen mehr als drei Millionen Menschen in ganz Europa. Dazu kommen Kollaborationen mit 1600 Clubs und 175 Festivals in 30 Ländern – das ist schon was. Zu diesem Erfolg trägt zweifellos bei, dass die Green Music Initiative mit Institutionen vom British Council über die Popakademie Baden-Württemberg und MTV Germany bis hin zum Goethe-Institut zusammenarbeitet. Ein solches heterogenes Netzwerk ist durchaus untypisch, aber für die Veränderungswirksamkeit von entscheidender Bedeutung.

Und nirgendwo anders als in der Popkultur lässt sich besser nachweisen, dass die Veränderung von Lebensstilen keine Angelegenheit von Verzicht ist, sondern von sozialer Intelligenz, eine, die Spaß macht und Phantasie weckt. Vielleicht entsteht daraus dann mehr als etwas Grünes: ein Modell von Leben, das keine Expansion braucht, um gut zu sein. Dass sich das Aktionsspektrum von Jacob Bilabel selbst rastlos erweitert, steht dazu nicht im Widerspruch. Stattdessen ist es ein Zeichen der Transformation. Es zeigt nämlich, dass die Veränderung von Lebensstilen und das Nutzen von Handlungsspielräumen vor allem Übungssache sind: Wenn man mal anfängt, wird man schnell besser und kann von den leichten Übungen schnell zu den anspruchsvolleren übergehen. Und das kann dann plötzlich ziemlich cool aussehen.

www.greenmusicinitiative.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:
www.futurzwei.org/green-music-initiative-teil2

23 . Gekommen, um zu bleiben

Borjana Zamami, März 2014

Künstler errichteten in einem leerstehenden Gebäude in Augsburg das *Grandhotel Cosmopolis*. Flüchtlinge, Künstler und Reisende leben und arbeiten dort unter einem Dach. Zusammenleben wollen sie auch künftig. Und zwar in diesem Land.

Die Lobby des *Grandhotel Cosmopolis* in Augsburg. Ein paar alte Schultische. Auf jedem brennt eine Kerze. Auch ein Klavier steht da. Schwarz-Weiß-Fotografien von ehemaligen europäischen Grenzübergängen hängen an den Wänden. Aus einem alten Plattenspieler singt Billy Holliday. Eine Frau mit Tuch um die nassen Haare sitzt am Empfang. Das Gästebuch liegt offen da. Es hat seinen Dienst schon in einer Brauerei getan. Die Tabellen über Hopfen sind jetzt mit Filzstift überschrieben: „The only good system is the Grandhotelsystem!“

Bis 2007 war dieses Haus ein Altersheim der *Diakonie*. Dann kam der Leerstand. Doch 2011 fragten ein paar Künstler nach der Zukunft des Hauses, sie suchten nach bezahlbaren Arbeitsräumen. Zur selben Zeit bat die Bezirksregierung die *Diakonie* dringend um Hilfe, man suchte Unterkünfte für Asylbewerber. Kulturschaffende, Kirchenmitarbeiter und Stadtverwaltung wollten in dem verlassenen Gebäude eine einzigartige Idee umsetzen: Aus dem ehemaligen Altersheim sollte ein Hotel werden, in dem nicht Glanz und Glamour, sondern Kunst und soziales Engagement die Räume füllen würden. Das Abkommen: Die *Diakonie* stellt das Gebäude für zehn Jahre zur Verfügung und finanziert die benötigten Materialien vor, die Stadt beteiligt sich an den Baukosten und die Kulturschaffenden bewältigen unentgeltlich den Umbau. Ergebnis dieser Allianz: das *Grandhotel Cosmopolis*.

Der Grandhotel-Tradition des ausgehenden 19. Jahrhunderts folgend, entstand in „prominenter Lage“, wie die Hotelbetreiber gern scherzen, eine Begegnungsstätte für Menschen aus aller Welt. Die Künstler bauten Zimmer für Flüchtlinge, Werkstätten für sich und Hotelzimmer für zahlende Touristen. Heute werden alle als Gäste empfangen – niemand wie ein lästiger Antragsteller behandelt. Zahlende und zahlungsunfähige Gäste unterschiedlicher Kulturen genießen Tür an Tür den gleichen Komfort.

Im Café-Bereich glänzen ein goldenes Sofa aus der Gründerzeit und alte Stühle und Tische; alles Geschenke von Augsburger Bürgern. Alles schon aussortiert und fast weggeworfen worden. Manche der Spender kommen zu Besuch, um sich an Erinnerungen zu wärmen. Auch der Holztresen in der Lobby ist geerbt, er stammt aus einem berühmten Augsburger Fotogeschäft. Alle 15 Gästezimmer wurden von Künstlern gestaltet. Mal erstrecken sich Aktzeichnungen über die Wand, mal kleben uralte Hotelseifen über dem Waschbecken. Zum Teil waren hauseigene Künstler am Werk, denn im Grandhotel haben auch 15 Ateliers ihren Platz.

60.000 ehrenamtliche Arbeitsstunden sollen in die Renovierung geflossen sein. Mehrere der damals Engagierten arbeiten heute immer noch hier. Die Flüchtlinge werden wie Hotelgäste behandelt. Besser noch: umsorgt. Denn die Hoteliers schleppen nicht nur saubere Badetücher durch die Gänge. Sie ziehen auch in bürokratische Schlachten. Sie wollen ihre Schützlinge, die es mit Ach und Krach an diesen Ort geschafft haben, möglichst lange – am liebsten für immer – in Deutschland behalten.

Etwa 30 ehrenamtliche Kämpfer gehen im Hotel ein und aus. Sie versuchen die Abschiebung von 60 Hotelbewohnern, die Hälfte davon Kinder, zu verhindern. Ein paar der Helfer sitzen in der Lobby. „Manchmal arbeiten wir 60 bis 70 Stunden die Woche“, erzählt Johannes Meyer, der froh ist, wenn er vor lautem Engagement noch Zeit für sein Soziologie-Studium findet. „Es ist kein Job, wo man sagen kann, ich habe keine Lust mehr“, sagt Meyer. Einen Chef hat er nicht, alle Entscheidungen werden basisdemokratisch getroffen.

Gemeinsam wurde auch beschlossen, dass das *Cosmopolis* ein Ort sein soll, an dem Konzerte gegeben, Workshops organisiert und allerlei Kulturevents durchgeführt werden.

Die weit gereisten Dauergäste packen mit an. Gern hätten sie auch gemeinsam mit den Künstlern alte Möbel restauriert, um sie zu verkaufen. Das Geld wäre den Flüchtlingen zugute kommen. „Die Idee war, dass wir den Asylbewerbern auch Jobs geben können. Bezahlte Jobs. Das ist aus rechtlichen Gründen nicht möglich“, bedauert Johannes Meyer.

„Trotzdem geht es hier meist fröhlich zu, besonders wenn die Kinder da sind“, erklärt Susa Gunzner. Gerade regelt sie, wer das Mittagessen kochen kann, dann telefoniert sie. Sie wird oft unterbrochen und findet eine Antwort auf jede Frage. „Ich kam her und wollte kurz ein paar Freunden helfen“, erzählt sie. Inzwischen pendelt sie schon das zweite Jahr zwischen Berlin und Augsburg, um die Flüchtlinge bei allerlei Problemen zu unterstützen.

Plötzlich ist Aufruhr in der Lobby. Ein Mann stürmt herein. Er trippelt auf der Stelle, als wollten seine Füße den Boden nicht berühren. Er zappelt am ganzen Körper. Seine Hände öffnen sich kurz, dann ballen sie sich wieder zu Fäusten. „There is a problem, there is a big problem“, wiederholt er pausenlos. Die Polizei hat ihn kontrolliert.

Einen weiten Weg soll dieser Mann gelaufen sein. Von Äthiopien bis Augsburg hat er es geschafft. Auf dem offenen Meer verlor er ein Boot voller Freunde. Zuvor umarmte er zum vielleicht letzten Mal seine Familie. Drei Monate hat er schon im *Grandhotel Cosmopolis* verbracht, doch heute hält er es nicht mehr aus.

Das Abkommen Dublin II lässt ihm keine Ruhe. Danach müssen Asylbewerber in dem EU-Mitgliedsland bleiben, wo sie den Boden der Union zum ersten Mal betreten haben. Doch fast alle Flüchtlinge kommen in den Ländern an den südlichen und östlichen Außengrenzen an. Die Flüchtlinge ziehen dann aus Italien, Griechenland oder Bulgarien weiter, und wenn sie im nächsten Land erwischt werden, droht die Abschiebung zurück in diese Staaten.

„There is a problem, there is a big problem“, wiederholt der Mann in Augsburg, trippelt weiter und schüttelt wieder seine Hände. Hier im *Grandhotel* könnte er sich weiterhin aufhalten. Noch ein paar Tage, dann hätten die Hoteliers für ihn einen Job, der ihm eine Bleibe in Deutschland sichern könnte. Doch er hält das Warten nicht mehr aus. Die Hoteliers geben ihm letzte Ratschläge, stecken ihm Zettel mit Telefonnummern zu. Er wird gefragt, ob er eine Jacke habe. Jemand reicht ihm eine Mütze, und er haut ab.

„Das war der erste Abschied, den ich erlebt habe“, trauert Johannes Meyer. Plötzlich schweben zwei zehnjährige Mädchen aus Tschetschenien auf ihn zu. Sie stecken in fünf Nummern zu großen Rollschuhen. Stolz sprechen sie Deutsch und kichern. Doch die Trauer hat alle Anwesenden gepackt. Die Fassungslosigkeit auch: Es sollte einen für alle EU-Staaten verbindlichen Verteilungsschlüssel zur Aufnahme von Flüchtlingen geben, damit die sich nicht alle in den Grenzländern durchschlagen müssen. Auch das Arbeitsverbot für Asylbewerber in Deutschland sollte man aufheben. Doch der größte Wunsch all dieser *Cosmopoliten* ist, dass kein Hilfesuchender mehr verjagt werde, sondern an jedem Ort Türen offenstehen mögen. Wo die Mütze jetzt sein mag?

www.grandhotel-cosmopolis.org

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/grandhotel-cosmopolis

24 . Gelassenes Fortkommen statt rasenden Stillstands

Annette Jensen, Januar 2015

Der *Verein zur Verzögerung der Zeit* versucht durch intensives Diskutieren und humorvolle Aktionen, zum Innehalten zu animieren.

Vor Kurzem wurde hier noch eine Skimeisterschaft ausgetragen, nun krabbeln ein paar Menschen die Piste in Garmisch-Partenkirchen hinauf. Sie richten ihre Blicke intensiv auf den Boden, manchmal wühlen sie im Schnee. Es scheint, als ob sie irgendetwas suchen. Nur was? Den erstaunten Beobachtern erklären sie, dass sie Hundertstelsekunden aufspüren wollen. Schließlich müssten diejenigen, die es vor ein paar Tagen nicht aufs Siegertreppchen geschafft hätten, die winzigen Zeiteinheiten ja irgendwo verloren haben.

Die Suchenden im Schnee sind Mitglieder des *Vereins zur Verzögerung der Zeit* und sie verbindet ein Anliegen: Sie wollen auf die eskalierende Zeitverdichtung in der Gegenwart aufmerksam machen. Etwa 1.000 Menschen haben sich inzwischen zu einer Gesinnungsgemeinschaft zusammengeschlossen, berichtet Peter Heintel, emeritierter Professor für Philosophie und Gruppendynamik aus Klagenfurt. Vor knapp einem Vierteljahrhundert hat er die Organisation gegründet. Der Impuls kam Heintel spontan, als ihn ein Kollege als Redner zu einem Kongress mit dem Thema „Beschleunigung und Zeitempfinden“ einlud. Mit Blick auf seinen proppenvollen Terminkalender wollte Heintel absagen – „es sei denn, wir gründen einen Verein zur Verzögerung der Zeit“, schlug er vor. Gesagt, getan.

„Die Mitglieder verpflichten sich zum Innehalten, zum Nachdenken dort, wo blinder Aktivismus und partikulares Interesse Scheinlösungen produzieren“, heißt es im Gründungsmanifest. In einer Ära, in der Pausen als Leere, Langeweile oder uneffektiver Luxus gelten, wollen die Mitglieder ohne vereinsmeierischen Aufwand einen gesünderen Umgang mit Zeit fördern. Dabei geht es ihnen nicht nur um das eigene Wohlbefinden, sondern auch um das Abbremsen einer Wirtschaft, die immer schneller immer mehr produziert, dadurch immer mehr Ressourcen verbraucht und das Klima zunehmend aus dem Gleichgewicht bringt.

„Für mich erwies sich die Vereinsgründung natürlich als paradox, weil sie mir noch mehr Arbeit einbrachte“, sagt Heintel und lacht, während er mit ausgeschaltetem Handy auf dem Balkon seiner Almhütte sitzt. Die ersten zehn Jahre hatte der heute 73-Jährige den Vereinsvorsitz inne. Die regionalen Gruppen, in die der Verein aufgeteilt ist, organisieren zwar viele Aktionen selbständig, doch der jährliche Kongress bedarf der übergreifenden Vorbereitung. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt beim Umgang mit der Zeit in Wirtschaft und Bildung – und in der Suche nach Alternativen. Darüber hinaus gibt der Verein das Blatt *Zeitpresse* heraus, das „die Eigenzeitlichkeit des Vereins berücksichtigend, stets zur rechten Zeit, mindestens aber zweimal im Jahr“ erscheint.

Weniger entspannt klingt dagegen das vorherrschende Credo der Gegenwart: Zeit ist Geld. Wer in weniger Tagen, Stunden, Sekunden mehr herzustellen vermag, gewinnt – und sorgt dafür, dass sich das Rad des Kapitalismus schneller dreht. Geräte, die kurz nach der Garantiezeit kaputtgehen, verursachen exponentiell wachsende Müllberge. Sich immer rascher wandelnde Moden fördern eine monokulturelle Landwirtschaft, die Baumwolle für den Weltmarkt produziert – ohne Rücksicht auf Wasserhaushalt, hungernde Nachbarn oder Artenvielfalt. Am erfolgreichsten ist, wer die Eigenzeitlichkeit natürlicher Prozesse so weit wie möglich ausschaltet.

„Vieles von dem, was geschieht, entzieht sich aber auch jeder menschlichen Wahrnehmung und Entscheidung“, konstatiert Heintel. Der Aktienhandel mit der Chance auf Milliardengewinne oder -verluste findet in Millisekunden statt. Solche Entwicklungen thematisiert der Verein beim Jahreskongress auf theoretischer Ebene und in der Praxis durch künstlerische Aktionen. So sah sich beispielsweise ein Bankmitarbeiter mit der Beschwerde von Kunden konfrontiert, die ohne Erfolg Geld aus einem Automaten zu ziehen versuchten. Zunächst versuchte der Mann es selbst, bis er die Chipkarte der vermeintlichen „Zeit-ist-Geld-Bank“ näher betrachtete. Die „Kunden“ entpuppten sich als Zeitvereinsmitglieder und verwickelten ihn in ein längeres Gespräch über den Irrsinn einer zerstörerischen Wirtschaft, die aus Geld noch mehr Geld machen will und die niemanden wirklich zufrieden machen kann. Immerhin: Der Bankmitarbeiter nahm sich Zeit und hörte zu.

Auch gängige Managementmethoden zielen darauf ab, dass Arbeitsergebnisse immer schneller vorliegen, kritisiert Heintel: „Zielvereinbarung klingt an sich demokratisch. Tatsächlich aber handelt es sich um Zeit- und Leistungsvorgaben. Auch die europäischen Studienbedingungen sieht der Experte durch den Bologna-Prozess einer Dynamisierung unterworfen: „Die Verschulung macht die Studenten angespannt und hektisch, die vorgegebene Zeitstrukturierung verhindert Autonomie und Kreativitätsentwicklung.“ Genau das aber seien die notwendigen Ressourcen, um die Probleme der Welt anzugehen.

Der angemessene Umgang mit Zeit hat Heintel schon immer beschäftigt. Als Kind schaute er gerne sinnierend in die Luft und erlebte, dass sich eigene Gedankenfäden am besten in gefühlter Grenzenlosigkeit von Zeit und Raum spinnen lassen. Solche theoretischen Überlegungen in der Realität zu überprüfen und Theorien anschließend an die Beobachtungen anzupassen, braucht Zeit. Genau deshalb wollte Heintel als Gründungsrektor der Universität Klagenfurt bereits Anfang der 1970er-Jahre Forschung und Lehre ganz anders organisieren als üblich: Menschen mit Berufserfahrung sollten hier Themen aus der Praxis reflektieren und umfassend untersuchen können. Vier Jahre kämpfte er mit diesem Standpunkt gegen die konservative Politik, dann schmiss er hin. Schließlich gründete er sein eigenes *Institut für Interventionsforschung und kulturelle Nachhaltigkeit*, in dem Doktoranden in Heintels Sinne arbeiten können. Den Forschungen folgen stets Rückkopplungen in die Praxis. Schwerpunkte des Instituts sind Stadt- und Regionalforschung, Bildung, gesellschaftliches Lernen und Interventionsmöglichkeiten der Wissenschaften.

Während der Professor der theoretische Vordenker des Vereins ist, versucht Vorstandsmitglied Martin Liebmann, das Organisationsziel vor allem durch paradoxe Interventionen im öffentlichen Raum zu fördern: „Kommerzfreie Räume zurückerobern, Menschen durch Aktionen ohne Kalkül und ohne Kommerz verwirren, Gesprächsräume öffnen – das inszenieren wir gern“, fasst er zusammen. Im Frühjahr 2014 konfrontierten er und einige Mitstreiter Berlin-Bummler mit Flyern. Darauf wurden für jeweils ein paar Euro Dienstleistungen angeboten, um Zeit für sich selbst zu gewinnen. Zu den Offerten gehörten Spaziergänge für 7,50 Euro; endlich einmal ausschlafen sollte 14,99 Euro kosten und ein gutes Gespräch war mit 50 Cent veranschlagt. So mancher Berliner ließ sich zu selbigen verführen – und das war dann für beide Seiten gratis.

Derweil genießt Vereinsgründer Heintel das Privileg, auf seiner Almhütte ohne Uhr zu leben. Manchmal sitzt er stundenlang auf der Terrasse und blickt in die Landschaft: Welch ein Hochgenuss – und ganz ohne Ressourcenverbrauch.

www.zeitverein.com

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftssarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/zeitverein

25 . Gemüse aus dem Stadtpark

Stefanie Müller-Frank, November 2012

Öffentlich subventionierter Mundraub: Die Stadt Andernach zieht Bohnen auf Brachflächen, pflanzt Quitten vors Parkhaus und verwandelt Pinkelecken in Kartoffeläcker. Die Bürger stauen – und ernten.

Eine Parkbank, eine Trittrasenfläche, ein Verbotsschild – fertig ist die öffentliche Grünanlage. Oft tut es auch schon eine Mülltonne, dazu immergrüne Bodendecker wie Berberitze, Kirschlorbeer und Liguster. „Friedhofsgrün“, sagt Lutz Kosack, gelernter Geoökologe und Landespfleger der Stadt Andernach. „Sieht bescheiden aus, ist ökologisch sinnfrei und macht trotzdem Arbeit.“

Aber wie kann es sein, dass in nahezu jeder deutschen Stadt das immergleiche Einheitsgrün wächst? Dass Radieschen im Stiefmütterchenbeet verpönt sind – obwohl deren Anbau direkt vor der Haustür lange Transportwege überflüssig machen könnte? Vergessen die Nachkriegszeit, als noch jede freie Grünfläche für den Anbau von Obst und Gemüse genutzt wurde. Als Lutz Kosack und seine vier, fünf Kollegen aus dem Andernacher Rathaus im Frühjahr 2010 beschlossen, ihre Stadt (wieder) essbar zu machen, hielt die Öffentlichkeit das für einen Aprilscherz. In der rheinland-pfälzischen Stadt sollten alle Bürger ernten und pflücken können, was die Verwaltung pflanzen ließe, von der Kartoffel bis zur Kornblume. Und das gratis.

Auf verwundertes Kopfschütteln folgten die Einwände unzähliger Bedenkenträger: Gemüsebeete im Park? Zu anfällig für Zerstörung. Eine Wildblumenwiese auf der Verkehrsinsel? Zu unordentlich. Tomatenstauden an der Stadtmauer? Zu teuer. Mickrige 100 Pflanzen à 1,50 Euro boten in Andernach Stoff für eine Diskussion über potentiellen Vandalismus auf öffentlichen Grünflächen, erzählt Kosack. Zur selben Zeit gab die Stadt 500 Euro dafür aus, dass in den Rheinanlagen eine Parkbank zerlegt und wieder aufgebaut wurde – „Was nicht mal einen Dreizeiler in der Lokalzeitung gegeben hat, denn das gilt als normal.“

Eine Wildblumenwiese am Straßenrand kommt die Stadt sogar kostengünstiger als die üblichen Tulpenbeete. Denn Stauden und Gräser müssen – wenn der Boden mit Mulch bedeckt ist – nicht gewässert werden. Vor allem aber kommen sie jedes Jahr wieder, müssen also nicht, wie die klassischen Wechselbeete, ständig erneuert werden. „Mit Nachhaltigkeit haben Wechselbeete nichts zu tun“, findet Lutz Kosack. „Im Frühjahr kommen die Tulpen rein, bis der Baubetriebshof sie auf den Müll schmeißt, dann die Sonnenblumen, die fliegen Ende des Sommers auch wieder raus für die Stiefmütterchen.“ Und während ein Quadratmeter Wechselbeet mit 60 Euro pro Jahr veranschlagt werden muss, kostet ein Staudenbeet die Stadt gerade mal zehn Euro.

Gemüsebeete sind da schon aufwändiger. Für ihre Pflege und Bewässerung hat die Stadt sechs Bürgerarbeiter – also mit Bundesmitteln bezuschusste Langzeitarbeitslose – eingestellt. Keine besonders nachhaltige Lösung, das weiß auch Lutz Kosack. Aber die Stadt kann oder will es sich nicht leisten, einen eigenen Gemüsegärtner anzustellen. „Bohnenranken sind eben keine originäre kommunale Aufgabe“, gibt der Andernacher Landespfleger zu bedenken. „Noch nicht.“

Davon unbeirrt setzten Kosack und seine Mitstreiter noch eins drauf: Für die öffentlich zugänglichen Kartoffeläcker und Bienenweiden wählten sie gezielt die vermülltesten Flächen aus – die üblichen Pinkelecken und Hundeklos. Wie den Flutgraben zum Beispiel, der nachts grün funkelte voll zerschmetterter Bierflaschen. Heute wachsen hier Rhabarber, Kürbis und Kapuzinerkresse. Und der Betriebshof muss nicht mehr die Scherben zusammenkehren; die befürchtete Zerstörungswut blieb aus. Im Gegenteil: Die Andernacher gehen

sorgsam, fast ehrfurchtsvoll mit ihren Bohnenranken und Mandelbäumchen um. Führt jemand seinen Hund rund um die Stadtmauer spazieren, wird er auch schon mal daran erinnert, dass andere noch essen wollen, was hier wächst. „Stell’ den Menschen hochwertiges Grün vor die Tür“, fasst Lutz Kosack seine Erfahrung zusammen, „und sie gehen hochwertig damit um.“

In den ersten beiden Jahren wagten es viele Andernacher nicht, sich aus den öffentlichen Beeten tatsächlich zu bedienen, Kartoffeln oder ganze Kohlköpfe zu ernten. „Ich kam mir anfangs vor wie ein Dieb“, erzählt Heike Mützel, die mit einem Messer durch die Bohnenranken streift. „Ich bin ja nicht so bedürftig wie die Menschen, die zur Tafel gehen. Aber hier darf jeder ernten.“ Und das hat sich herumgesprochen. Um zu verhindern, dass vorschnell geerntet wird, werden die Kartoffeln mittlerweile mit Vogelschutznetzen abgedeckt. „Viele haben einfach mal an den Kartoffeln gezogen, um zu sehen, ob sie schon reif sind.“ Für die nächste Saison planen Kosack und seine Kollegen deshalb ein Ampelsystem zur Orientierung. Auf Schilder und Verbotstafeln wollen sie aber weiterhin verzichten.

Sogar die Stauden, die auf den Wildblumenwiesen für Bienen und Schmetterlinge blühen, dürfen gepflückt werden. Die älteren Bewohner der 30.000-Einwohner-Stadt freut es, dass sie sich hier Wildblumensträußchen aus Kornblumen, Malven, Mohn, Borretsch, Mandelröschen und Ringelblumen schneiden dürfen. Viele von ihnen hatten früher einen eigenen Garten, konnten die Pflege aber nicht mehr bewältigen. Jetzt fragen sie in der Stadtverwaltung an, ob sie nicht ab und zu mal mitgärtnern dürften. Generell herrscht in Lutz Kosacks Büro im Rathaus neuerdings viel Publikumsverkehr: Die einen bringen Samen von einheimischem Kohl aus dem eigenen Garten vorbei, andere fragen, ob sie den Asphalt vor ihrer Haustür bepflanzen dürfen. Das Saatgut für solche Pflanzaktionen stellt die Stadt, um die Pflege kümmern sich die Anwohner. Vor Lokalen in der Fußgängerzone wachsen Küchenkräuter, und selbst am Rathaus rankt wilder Wein empor.

„Bei Artensterben denkt man immer an den weißen Hai“, erklärt Lutz Kosack. „Dabei sind gerade unsere einheimischen Nutzpflanzensorten davon betroffen.“ So baut der Geoökologe in den öffentlichen Grünanlagen gezielt alte, regionale Sorten an und fordert die Anwohner auf, sich Saatgut für den eigenen Garten mitzunehmen. Den Andernacher Apfel „Namedia Gold“ zum Beispiel, die Erdbeersorte „Baron von Solemacher“ oder die rheinland-pfälzische Knackmandel: Kulturgüter, die eine Region prägen, sie einzigartig machen – und die man am besten dadurch erhält, dass man sie täglich nutzt. Sprich: isst. Für die Knackmandel braucht man beim Picknick im Park noch nicht mal einen Nussknacker. Sie lässt sich mit der Hand öffnen. Die perfekte Sorte also für eine essbare Stadt.

www.andernach.de/de/leben_in_andernach/essbare_stadt.html

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/stadt-andernach

26 . Geschachteltes Geben und Nehmen

Ute Scheub, Januar 2012

In *Giveboxes* kann man Dinge tauschen oder gratis mitnehmen. Die begehbaren Holzkisten sind nicht alle immer proper und gut aufgeräumt.

Da steht das Ding. Im Schatten eines Möbelladens, am Rande der unscheinbaren Steinstraße in Berlin-Mitte. Eine Holzbox mit Glasdach, so groß wie eine geräumige Telefonzelle oder ein begehbare Kleiderschrank. „Sharing is caring“, steht auf der liebevoll dekorierten Kiste. Auf einer Stange links, ordentlich auf Bügel gehängt, eine Reihe gebrauchter Kleider und Jacketts. Auf den Regalen in der Mitte Schuhe und Bücher. Eine Frau steht davor und wühlt in den Klamotten, zieht ein T-Shirt hervor und ein Hemd. „Sowas gibt’s in Berlin, dass man sich einfach was nehmen darf“, schüttelt sie den Kopf, offenbar immer noch ein wenig ungläubig. Und radelt freudig davon.

Die Gebrauchsanweisung auf der Boxenwand hat sie nicht gelesen, nur darauf getippt und etwas von „viel zu lang, der Text“ gemurmelt. „Bringen Sie Ihre Sachen her, schreiben Sie ins Gästebuch“, heißt es darauf. „Erzählen Sie anderen Menschen davon, helfen Sie anderen zu helfen und bauen Sie Ihre eigene *Givebox* in Ihrer Straße... Weiterverkauf ist nicht erwünscht, bitte respektieren Sie, dass der Schenkende anderen Menschen helfen und sich nicht bereichern will.“ Und: „Die *Givebox* ist von uns und für uns, es gibt keine Organisation, Betreiber, Eigentümer, Verantwortlichen oder Spendenkonto.“

Dass niemand verantwortlich ist, stimmt nicht ganz. Andreas Richter, ein junger Mann von 28 Jahren, hat sich zusammen mit seiner Freundin die erste Geschenkkiste auf der Straße ausgedacht, um die Nachbarschaftlichkeit zu stärken und Gegenstände loszuwerden, von denen er annahm, dass andere sie noch brauchen könnten. Im August 2011 baute er das Ding hier auf, und eigentlich wollte er genauso anonym bleiben wie diejenigen, die hier DVDs ablegen, wenn sie die Filme gesehen haben, oder Hosen, wenn sie nicht mehr passen.

Doch die deutsche Bürokratie mag es gar nicht, wenn irgendetwas ohne ihre Kontrolle geschieht. An der Pinnwand der zweiten *Givebox*, die Richter in der Kreuzberger Falckensteinstraße aufgebaut hatte, fand sich bald folgende Nachricht des Bezirksamtes: „Klasse Idee – leider schlecht umgesetzt.“ Der anonyme Aufsteller wurde aufgefordert, sich zu melden, einen neuen Standort für die Box zu suchen und eine Genehmigung zu beantragen, sonst werde die Kiste abgerissen. Der Aufbau ohne „Sondernutzungsgenehmigung“ sei eine „Ordnungswidrigkeit“, wieherte der deutsche Amtsschimmel von den Wänden herab; es habe bereits Beschwerden aus der Nachbarschaft gegeben. Richter hatte genau die gegenteilige Erfahrung gemacht, die Nachbarn hätten die *Givebox* aktiv unterstützt, sagt er.

Aber was blieb ihm anderes übrig, als einen neuen Standort zu suchen? Er fand ihn in der nahen Cuvrystraße. Dort steht die *Givebox* nun bei einem Nachbarschaftszentrum, aber in kiezuntypischer, eher menschenleerer Umgebung und nicht in Sichtweite der Leute in den quirligen Kreuzberger Kneipen.

Momentaufnahme Ende 2011: Man sieht es der Kiste an, dass es hier an sozialer Kontrolle mangelt. Die Kleidung in den Regalen ist zerwühlt, auf den Bügeln hängen einsam zwei Jacketts, der Hebel einer Playstation und ein paar Märchen-DVDs liegen herum. Jemand hat ein altes Bettgestell vor die Box gestellt – alles sieht unbrauchbar aus, da helfen auch die Spitzengardinchen und Plastikblumen am Boxeingang nicht.

Eine weitere *Givebox* im Sommergarten eines Cafés in der Neuköllner Weserstraße befindet sich in einem ähnlichen Zustand. Kein Wunder, denn die Kiste lässt sich nicht von der Straße aus betreten, nur durch die Tür des Cafés. Und niemand scheint sich im Winter darum zu kümmern. In der Box gammeln nur ein paar Klamotten. Hinweise wären hilfreich, aber es gibt sie weder auf Deutsch noch auf Türkisch.

Dagegen begrüßt die vierte Box ihre Gäste mit Glitzersternchen. Sie steht in der Kollwitzstraße im Bezirk Prenzlauer Berg. In den Regalen liegen Kleidung, alte Vasen und Gläser, auf dem Boden befinden sich Pappkartons. Eine junge Frau auf dem Fahrrad bremst, bis es quietscht, legt einen dicken Packen ordentlich gefalteter Hosen und Röcke in die Box, quatscht derweil ununterbrochen auf Russisch in ihr Handy – und radelt davon. Eindrücklich ist die Selbstverständlichkeit, mit der sie demonstriert, wie in Zeiten der Eurokrise nicht mehr Geiz geil ist, sondern Großzügigkeit und Teilen.

Aus der ersten *Givebox* ist seit Sommer 2011 eine Bewegung geworden. Deswegen ist an der Wand der *Prenzlbox* die *facebook*-Adresse vermerkt, auf der sich *Giveboxer* vernetzen und nach einer Anleitung zum Eigenbau neue Kisten aufstellen können. Drei *Giveboxes* gibt es Ende 2011 in Hamburg, zwei in Düsseldorf, jeweils eine in Köln, Würzburg, Aachen, Frankfurt am Main, zwei in Wien, eine kleine in San Francisco. Weitere sind geplant oder im Entstehen, unter anderem in Pennsylvania, Brasilien oder Kanada.

Das Prinzip *Givebox* macht es Großzügigen und Sachensuchern weitaus einfacher als das Auktionswesen bei eBay oder die Standkultur von Flohmärkten. Und es spart nebenher Ressourcen. Nur die folgenden trivialen Sätzchen scheinen Nutzer gern zu übersehen: „Halten Sie Ordnung und räumen Sie auf, wenn Sie etwas stört. Dinge, die nach zwei Wochen noch da sind, bitte wieder mitnehmen.“

www.givebox.net

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/givebox

27 . Halbinseln aus Stroh

Anja Humberg, Oktober 2012

Strohhäuser halten in Neubaugebieten Einzug. Für den Architekten Dirk Scharmer sind Strohballen der Baustoff der Zukunft – nicht nur wegen ihrer unschlagbaren Ökobilanz.

Der Handwerker spritzt fetten, kühlen Lehm mit einer Düse auf die Wand aus Stroh und streicht ihn mit einem langen Brett glatt. Die Arbeit des Lehmbauers erinnert an die eines Konditors, der eine Torte mit Sahne verziert. Meter für Meter verschwinden die Ballen, die das Holzgerippe des künftigen Einfamilienhauses füllen, hinter einer feuchten, braunen Schicht. Der Architekt Dirk Scharmer inspiziert mit einem Scheinwerfer die frisch verputzten Wandstücke auf der Baustelle im niedersächsischen Buchholz. Er tastet sie ab und prüft, ob der Putz hält; alles fest. Zufrieden beobachtet er die Arbeit des Handwerkers und klopft ihm schließlich beherzt auf die Schulter. „Der Lehm sorgt später für ein angenehmes Raumklima“, sagt Scharmer. Eine typische Eigenart dieser Bauweise. In etwa vier Monaten wird das Haus fertig sein. Nur die organischen, runden Laibungen an den Fenstern und Hausecken werden dann noch erahnen lassen, dass sich darunter Stroh verbirgt.

In der Neubausiedlung in der Nordheide ist das Strohhaus ein Unikat; rundherum stehen Klinker- und Fertighäuschen. Gut ein Dutzend Strohhäuser hat der 44-jährige Scharmer in Deutschland schon gebaut. Als er vor gut zehn Jahren damit begann, hielt kaum jemand Stroh für einen Baustoff der Zukunft.

Dabei erreicht ein Strohhaus dank der starken Dämmwirkung des nachwachsenden Rohstoffs problemlos Passivhausstandards – und das bei bester Ökobilanz: Für die Herstellung und über die gesamte Lebensdauer benötigt ein Strohhaus weniger Energie, als ein konventionelles Haus bereits bei der Schlüsselübergabe verbraucht hat, rechnet Dirk Scharmer vor. Auch gegenüber den meisten anderen Passivhäusern ist es klar im Vorteil: In vielen Kalkulationen werde die Herstellungsenergie einfach ignoriert, kritisiert Dirk Scharmer; aus seiner Sicht ein Frevel. Die in vielen Passivhäusern verbauten Dämmstoffe wie Mineral- und Steinwolle würden in der Produktion hundertfach mehr Energie verschlingen als das Stroh von den Äckern nebenan.

Während seiner Zimmermannslehre, die Dirk Scharmer 1987 in einem ökologischen Betrieb im Wendland begann, fällte er Holz, schleppte es aus dem Wald ins Sägewerk und lernte, das Fachwerk alter Häuser mit Lehmörtel auszubessern. Das hieß auch: „Fehler machen, daraus lernen und mehr wollen für die Zukunft“, erinnert sich der große Typ in ausgewaschenen Shorts und klobigen Sicherheitsschuhen. In der Zeitschrift Greenhome berichtete er kürzlich: „Das, was ich in der Lehre begonnen hatte, wollte ich gerne weiterführen, aber auch verändern und in einen neuen Kontext bringen. Ich wollte Gebäude planen und bauen, die ein Stück näher an der Natur dran sind“. Das Architektur-Studium in Bremen war für ihn der logische nächste Schritt. Für Dirk Scharmer ist „ein Haus kein Ufo, sondern tritt in Beziehung zur Natur, zu anderen Gebäuden und vor allem zu den Menschen“, dann erst entstehe „lebendige Architektur“. Doch mit der voranschreitenden Industrialisierung sei im Bauen die Lebendigkeit verloren gegangen, kritisiert er. Inspiriert von einem Besuch der Strohhauspioniere Harald Wedig aus den Niederlanden und David Eisenberg aus den USA im Jahr 1999 startete Dirk Scharmer einen Selbstversuch: in Eigenarbeit baute er im wendländischen Dörfchen Guhreitzen ein erstes kleines Strohhäuschen und lebte darin zwei Jahre lang.

Heute gibt es in Deutschland rund 200 Stroh Häuser. Es könnten jährlich 350.000 hinzukommen, hat Dirk Scharmer ausgerechnet. Denn den Dämmstoff dafür gibt es in fast unbegrenzter Menge, und er wächst jährlich nach. 20 Prozent des Strohs, das bei der Getreideproduktion anfällt, würden bisher nicht genutzt, so Scharmer. Ein weiterer Vorzug: Anders als viele andere nachwachsende Rohstoffe konkurriert Stroh nicht mit der Nahrungsmittelproduktion.

Die Bauweise hat eine lange Tradition: Schon vor 100 Jahren errichteten Siedler in den waldarmen Regionen des US-Staates Nebraska Häuser aus Heuballen. Doch es wäre falsch, anzunehmen, dass es Scharmer allein um das Wiederaufleben einer historischen Bauweise ginge. „Ein Strohhaus von heute ist kein Lowtech-Haus“, sagt der gelernte Zimmerer. Die Fenster sind dreifach verglast, und die Lüftung mit Wärmerückgewinnung, die Sonnenkollektoren auf dem Dach und die Pelletheizung erfordern einen eigenen Maschinenraum. In seinen Stroh Häusern bringt Dirk Scharmer regionale Baustoffe, traditionelles Handwerk und Hightech zusammen.

Am Anfang teilte er die verbreiteten Bedenken, ein Strohhaus könne leichter Feuer fangen als konventionelle Gebäude. Darum wollte er bei den vorgeschriebenen Brandschutztests persönlich dabei sein und fuhr in das Labor der Braunschweiger Materialprüfanstalt. Der Architekt fieberte hinter der dicken Glasscheibe mit, ob die Wand aus Stroh, Lehm und Holz der Flamme eines Industriebrenners eine halbe Stunde lang Stand halten würde, um den F30-Standard für Einfamilienhäuser zu erreichen. Auf dem Monitor erschienen laufend neue Werte von den an der Wand angebrachten Sensoren. „Ich war von den Ergebnissen überrascht und begeistert“, schwärmt Scharmer. Die Wand, die mit dem als „normalentflammbar“ eingestuften Stroh ausgekleidet ist, werde durch die Lehmschicht sogar zu einem feuerhemmenden Bauteil, resümiert er.

Auf der Buchholzer Baustelle duften die Balken harzig nach brandenburgischen Kiefern. Der Strohhaustourismus setzt bereits ein: Neugierig lugen künftige Nachbarn durch die flatternde Baufolie. Sie sind eher den Anblick von hochgestapelten YTONG-Steinen denn den von goldenem Stroh gewohnt. Das Strohhaus ragt heraus wie eine Halbinsel in diesem Neubaumeer – Bauen mit Stroh hat seine Nische noch nicht verlassen, aber ist mit einem Preis von 200- bis 300.000 Euro für ein Einfamilienhaus mit 150 Quadratmetern Wohnfläche bezahlbar geworden.

Strohhausbaustellen sind von jeher auch Mitmachbaustellen. Beim Bau eines dreistöckigen Mietshauses in der Altmark rückten einmal ganze 350 Helfer an, ein anderer Bauherr bestellte seine Fußballmannschaft zum Einsatz mit dem Stroh, erzählt Bettina Keller, die als Zimmerin bei vielen Projekten von Dirk Scharmer Freiwillige anleitete. Während der Strohbau in Frankreich und anderen europäischen Ländern boomt, mangelt es in Deutschland an Experten wie Keller. „Darum bilden wir jetzt in einem ersten Pilotkurs Fachkräfte für Strohbau aus“, sagt Dittmar Hecken vom Fachverband *Strohballenbau Deutschland* e.V.

Pionier Dirk Scharmer stößt ein Umdenken im Baugewerbe an: Obwohl Lehm, Stroh und Holz weniger witterungsbeständig sind als Stahl, Beton und Stein, gibt es „Stroh Häuser, die 100 Jahre alt und in tadellosem Zustand sind“, kontert er. Für den bedachten Architekten aus dem niedersächsischen Südergellersen geht es um mehr als um Sicherheitsanforderungen in den eigenen vier Wänden. „Nach seiner Nutzungsdauer darf ein Haus verwittern“, plädiert Scharmer. Die Hauptbestandteile Stroh, Lehm und Holz müssen nicht aufwändig entsorgt, sondern können kompostiert werden. Sie hinterlassen keine schädlichen Stoffe in Luft, Boden oder Wasser und schließen damit die ökologischen Kreisläufe. Wer sich für ein Strohhaus entscheidet, kauft längst nicht mehr die Katze im Sack. Die Bauweise ist den Kinderschuhen entwachsen und bietet Häuslebauern eine ganzheitliche Option, die längst in den Einfamilienhaus-Katalogen zu finden sein müsste.

Januar 2018: Dirk Scharmer, so scheint es, muss mindestens so viel Energie und Ressourcen aufbringen, wie beim Bau seiner Stroh Häuser gespart werden. Es ist eine Menge los: Mittlerweile beschäftigt er bis zu fünf Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, um die rege Nachfrage bedienen zu können. Sein neuestes Projekt ist der Bau einer Eigenbau-Siedlung – 19 Häuser aus Stroh! Für Scharmer spiegelt dies auch die gestiegene Wertschätzung für nachhaltiges Bauen wieder. Zumal sich er sich inzwischen nur noch selten gegen Klischees über Stroh und Lehm wehren muss. Dafür, und da sind wir wieder beim persönlichen Energieverbrauch, setzt ihm nach wie vor

das noch immer nicht aktualisierte Baurecht zu, sei es bei der Anstellung von Subunternehmen oder mit den Baubehörden. Immerhin ist seit 2014 das Bauen mit Stroh europaweit zulässig. Das bedeutet bestimmt auch, dass Dirk Scharner noch lange nicht fertig ist.

www.architekt-scharmer.de

www.fasba.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/architekt-scharmer

28 . „Hände in der Erde und Kopf in der Welt“

Ute Scheub, Januar 2012

Auf dem ehemaligen Flughafen Berlin-Tempelhof ist ein interkultureller Gemeinschaftsgarten entstanden. Das *Allmende-Kontor* versteht sich als Info- und Vernetzungsstelle für urbanes Gärtnern.

Tempelhofer Freiheit heißt der im Mai 2010 neu eröffnete Volkspark, und die Freiheit oben, das ist der Himmel über Berlin. Weit, dramatisch, grauschillernd wölbt er sich über dem 2008 geschlossenen Flughafen Tempelhof; der Wind pfeift, Wolken rasen über stillgelegte Startbahnen, auf denen Windsurfer rollen und Spaziergängerinnen flanieren. Die Freiheit unten, das sind zahlreiche Pionierprojekte, mit denen Bürger den Park temporär in Besitz genommen haben. Sie tragen so fantasievolle Namen wie *Rübezahl Garten*, *Vogelfreiheit*, *basis.wissen.schafft* oder *Allmende-Kontor*.

Schon aus der Ferne ragt die Silhouette des *Allmende-Kontors* aus der Rasenfläche der *Tempelhofer Freiheit* hervor. Der seit April 2011 als Teil des Projektes entstandene Gemeinschaftsgarten stellt sich als kunstvolles Gebilde aus Hunderten von Hochbeeten dar: Die kontaminierte Flughafenerde darf nicht direkt bepflanzt werden. Die Pflanzenbehälter der vermutlich größten Hochbeetanlage der Welt, zusammengezimmert aus Paletten und Sperrholzresten, sind rund, eckig, gerade und schief. Kräuter wachsen in Kübeln und Badewannen, Grünkohl in Töpfen und Eimern, Spinat in Kisten und Kästen; und über all diesen bizarren Beeten mit integrierten Sitzbänken wehen Piraten- und Tibetfahnen im scharfen Wind. „Ein Abenteuerspielplatz für Erwachsene“, lacht Gerda Münnich vom 13-köpfigen Organisationsteam des *Allmende-Kontors*, die ihre langen Haare unter einer Mütze versteckt hat, weil es hier zu Jahresanfang noch kalt und zugig ist. Doch die erste Frühlingsaat sprießt bereits, während der letzte Kohlkopf noch nicht geerntet ist.

Die ersten Vandalen waren auch schon unterwegs, in der Neujahrsnacht haben sie ein paar Stühle zertrümmert. Das Organisationsteam des *Allmende-Kontors* hat deshalb zum Aufräumen aufgerufen und kredenzt Kaffee und Kuchen unter dem regenverhangenen Himmel: „Wir hatten keine Lust, einen Strafantrag zu stellen, wir wollen lieber zeigen, dass wir auch mit solchen Situationen konstruktiv und wiederaufbauend umgehen können“, sagt Kristin Radix, eine der 13 Organisatorinnen und Organisatoren, und hilft beim Aufsammeln der Trümmerteile. Der an das „Problemviertel“ Neukölln angrenzende Park wird nur nachts abgeschlossen, ansonsten ist er frei zugänglich. So gesehen hielten sich die Zerstörungen sehr in Grenzen, findet die 72-jährige Münnich, die in Berlin so etwas wie die graue Eminenz der interkulturellen Gärten ist.

Gerda Münnich, Ende 1939 geboren, erlebte auf dem Spreewälder Bauernhof ihrer Großeltern die Nachkriegszeit und weiß, wie Gärtnern Hunger und Not lindern kann. In der DDR arbeitete die dreifache Mutter als Wirtschaftsinformatikerin, danach als Technische Redakteurin. Für sie ist die *Allmende* etwas Uralt-Neues, etwas Drittes zwischen realsozialistischem Staats- und kapitalistischem Privateigentum. Im Mittelhochdeutschen meinte „All(ge)meinde“ ein Feld im Gemeinschaftsbesitz einer Dorfgemeinde, das alle Dorfmitglieder mit ihren Tieren nutzen durften. Das *Allmende-Kontor* macht nun ganz Berlin zum Dorf: „Jeder, der möchte, darf mitmachen“, sagt Münnich, die 2003 mit dem Wuhlegarten den ersten von inzwischen gut 25 interkulturellen Gärten der Hauptstadt mitbegründete.

Etwa 800 Gärtner aus der ganzen Welt beackern 285 Beete auf den 5.000 Quadratmetern des *Allmende-Kontors*. „Ich dachte zuerst, was ist das denn für ein Schrott, aber dann gefiel es mir immer mehr“, lacht eine afghanische Beetpatin. Und ein türkischer Mann zeigt stolz den Spinat, den er im November gepflanzt hat. „Zum Essen zu wenig, aber es macht Spaß“, sagt er. „Die pflanzlichen und menschlichen Kulturen mischen sich hier in jeder Hinsicht“, lächelt Gerda Münnich. Sie schätzt die „Verständigungsebene“, die so ein Garten auch und gerade für Menschen aus Kriegsgebieten bietet. „Wenn man selbst Flucht, Krieg und Vertreibung erlebt hat, kann man Migranten mit ihren Wünschen viel besser verstehen.“

Das Organisationsteam, das seit 2009 in personeller Kontinuität 14-tägig im Plenum alle Probleme bespricht, ist von Herkunft und Beruf der Mitglieder ebenfalls bunt gemischt, erzählt sie. „Ich selbst gehöre zur größten Migrationsgruppe – der aus der DDR“, lacht Münnich, um hinzuzufügen, dass für sie nach dem Mauerfall „von einem auf den anderen Tag alles anders war – genauso wie für viele Migranten.“ Und wieder schaut sie über den weiten Horizont der *Tempelhofer Freiheit*: „Mit den Händen in der Erde und dem Kopf in der Welt – das ist unser Projekt. Für mich ist das hier derzeit der schönste Ort in Berlin.“

Das Interesse der Leute ist riesig, selbst an diesem kalten Regentag bleiben Spaziergänger stehen und fragen, ob sie mitmachen dürften. Momentan seien alle Hochbeete belegt, aber sie könnten sich gerne in die Warteliste eintragen, antwortet Gerda Münnich. „Wer ein Beet gestalten will, bekommt eine Beetnummer und muss eine Email hinterlassen. Am Anfang des neuen Jahres fragen wir alle bisherigen Nutzer, ob sie weitermachen wollen. Zum Jahresanfang wird neu verteilt – das ist alles“, erklärt Münnich.

Das ist alles? Und der Verwaltungsaufwand? Und überhaupt – so viel Freiheit im überregulierten Deutschland? Die alte Dame lacht und schaut in den Himmel, wo die Wolken jagen, als sei der Teufel hinter ihnen her. Die Stadt Berlin bekomme jährlich 5.000 Euro als pauschales Nutzungsentgelt für Instandhaltung des Parks, Müllbeseitigung und Gemeinkosten, erklärt sie. Die Organisatoren rufen zu Beiträgen und Spenden auf, um die Kosten für Nutzungspauschale, Wasser, Erde, Baumaterial und Geräte hereinzubekommen, und arbeiten mit Förderern wie der *Stiftung Interkultur* zusammen.

Das eigentliche Kontor – eine Lehmhütte – soll auf dem Gelände erst noch gebaut werden. Es soll einen Gerätepool beherbergen sowie eine Saatgutbank, die aus Gemeinschaftsgärten gespeist wird. Und ein Anlaufpunkt, Lernort und Wissensspeicher für alle sein, die sich mit urbanem Gärtnern beschäftigen. Regelmäßige Gärtnerstammtische oder Kurse zum Selbstbau von Hochbeeten bietet die Gärtnergemeinschaft schon jetzt an, ebenso Picknicks und Erntefeste. Und ein Workshop soll demnächst die Frage klären, wie man am besten die Garten- und privaten Küchenabfälle sammelt, die in Terra-Preta-Schwarzerde verwandelt werden sollen. „Die Struktur entwickelt sich – offen und qualifiziert“, sagt Gerda Münnich und staunt selbst ein wenig darüber, wie unkompliziert und freiheitlich der Prozess verläuft. „Es gibt nur wenige Regeln, etwa, dass keine Chemie verwendet wird, und diese werden ausgehandelt“, erklärt sie.

Der Regen hat aufgehört, am Horizont geht dramatisch gleißend die Sonne unter. „Man sollte auch mal bedenken, was früher hier war“, sagt Münnich. „Ein Flughafen mit Kriegsflugzeugen. Und jetzt wachsen Spinat und Sonnenblumen in der *Tempelhofer Freiheit*.“

www.allmende-kontor.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/allmende-kontor

29 . Häuser zu Kraftwerken!

Annette Jensen, Januar 2012

Der Architekt Rolf Disch baute vor über zehn Jahren Freiburgs erste Plusenergie-Siedlung. Heute denkt er über die Stadt der Zukunft nach.

Die bunte Siedlung in Freiburgs Rosa-Luxemburg-Straße erzeugt mehr Energie als ihre Bewohner verbrauchen. „Mein Körper und die Tasse Kaffee reichen völlig aus, um das ganze Haus zu wärmen“, sagt der pensionierte Grund- und Hauptschullehrer Wolfgang Schnürer und freut sich diebisch, wenn seine Besucher ihn für ein bisschen verrückt halten.

Sein Wohnzimmer mit der riesigen, dreifach verglasten Fensterfront ist exakt nach Süden ausgerichtet; der Dachüberstand sorgt dafür, dass die hochstehende brütende Sommersonne abgeschirmt, die spärlichere Wintersonne hingegen voll genutzt wird. Durch ein unscheinbares Rohr strömt permanent frische Luft hinein, die dank eines Wärmetauschers fast die gleiche Temperatur hat wie der Innenraum. Doch selbstverständlich können Schnürer und seine Frau bei Bedarf auch die Fenster öffnen. Weil das Dach mit Photovoltaikmodulen gepflastert ist, erzeugt das Haus 36 Kilowattstunden Energie pro Quadratmeter und Jahr – mehr als dort fürs Heizen, Duschen, Kochen, Fernsehen und Internetsurfen verbraucht werden, wie das *Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie* vor kurzem in einer Studie bestätigt hat. „Im Sommer werden wir fürs Wohnen bezahlt“, sagt Schnürer und grinst: „Ich guck’ jetzt lächelnd zu, wie der Ölpreis steigt.“

Gebaut hat die Solarsiedlung vor über zehn Jahren der Architekt Rolf Disch – ein unprätentiöser Mann von mittlerweile Anfang Sechzig, der einst als Maurer und Schreiner anfang und in seiner Jugend gegen das geplante Atomkraftwerk bei Wyhl auf die Straße ging. „Wir haben damals immer gesagt: Wir können nicht nur dagegen sein, sondern müssen auch sagen, wofür wir sind.“ Disch begann, Solarmobile zu konstruieren, und gewann in einer dieser 20 Kisten bei der ersten Australiendurchquerung 1987 sogar den Weltmeistertitel. Dann aber konzentrierte er sich auf Architektur – schließlich hatte er inzwischen Bautechnik studiert.

Das *Heliotrop* war sein erstes Meisterwerk – ein Versuchsgebäude, an dem er Anfang der 1990er-Jahre viele verschiedene Techniken ausprobiert hat und in dem er zusammen mit seiner Frau lebt. Der dreistöckige, überwiegend gläserne Turm steht nicht weit von der Solarsiedlung entfernt am Waldrand auf einem schmalen drehbaren Sockel. Das Haus kann sich so an kalten Tagen zur Sonne ausrichten, um viel Licht und Wärme durch die Spezialverglasung zu lassen. An heißen Sommertagen kehrt es dem Feuerball den Rücken, und es bleibt angenehm kühl im Inneren. Auch sonst ist der zylindrische Bau sehr umweltfreundlich: In den Rohren der Balkonbrüstung wird warmes Wasser erzeugt, die Waschmaschine nutzt Regenwasser, und es gibt ein Kompostklo sowie eine Schilfkläranlage fürs Abwasser.

Als Rolf Disch Ende der 1990er-Jahre dann die Freiburger Plusenergie-Siedlung plante, traf er auf wenig Zustimmung. „Die gesamte Immobilienbranche Freiburgs sagte, das könne nicht funktionieren.“ Auch die Banken winkten ab. Passivhäuser galten damals als das Nonplusultra – ein Gebäude mit weniger als zehn Kilowattstunden Verbrauch pro Quadratmeter und Jahr als Wolkenkuckucksheim. So war es für Rolf Disch äußerst schwierig, das nötige Geld zusammenzubekommen. Schließlich begeisterte sich ein privater Investor für die Idee. Selbst als der erste Bauabschnitt stand und die Bewohner sich hochzufrieden äußerten, hielt der Widerstand an. Konventionelle Bauträger bekamen den Zuschlag für das Gelände nebenan, auf dem Disch die Siedlung gerne erweitert hätte.

Ein Zitat von Arthur Schopenhauer scheint ihm besonders treffend, wenn er seine Erfahrung beschreiben soll. „Neue Ideen durchlaufen drei Phasen: Anfangs werden sie belächelt, später bekämpft, und irgendwann sind sie selbstverständlich.“ Der da so gelassen spricht, strahlt die Überzeugung aus, dass die zweite Phase schon weitgehend hinter ihm liegt und seine Position sowieso bald überall zur Normalität geworden sein wird.

Doch Disch geht es um mehr als um die Errichtung von ein paar Vorbildhäusern: Auch der gesamte Wohnungsbestand müsse saniert werden. Vor kurzem hat er in Frankreich ein mittelalterliches Gebäude zum Plusenergie-Haus umgebaut. Und selbstverständlich gehört für Disch, der vorwiegend mit Fahrrad und Bahn unterwegs ist und sich nicht erinnern kann, wann er zuletzt geflogen ist, auch eine nachhaltige Mobilität zur Architekturplanung. Ein Kernelement ist für ihn die gemeinsame Nutzung von Autos. Deshalb sind die Carsharing-Parkplätze für einen Bewohner der Solarsiedlung auch einfacher zu erreichen als der eigene Wagen.

Vor Rolf Dischs innerem Auge existiert sie schon – die Stadt der Zukunft: Weil es viel weniger Privat-PKWs gibt, können Straßen und Parkplatzflächen rückgebaut werden. Zudem wird es auch deshalb deutlich leiser, weil Elektroautos kaum Geräusche machen. „Die Städte werden traumhaft“, prognostiziert Disch. Und doch – er ist auch ungeduldig. Im November 2010 hat er ein Manifest veröffentlicht: „Der Klimawandel muss eingedämmt werden, die fossil-nuklearen Ressourcen laufen aus. Und was machen wir? Wir veranstalten Kongresse. In Kioto, Kopenhagen und Cancún. ... Die Weltvernunft ist verrannt in Negationen: Verbote, Reduktionen, Strafzahlungen. ... Lasst uns nicht das Alte langsam eindämmen, sondern das Neue aufbauen ... Häuser zu Kraftwerken!“

www.rolfdisch.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:
www.futurzwei.org/rolf-disch

30 . Heiß, köstlich und begehrt

Carmen Gröf, November 2016

Die *Über den Tellerrand – Community* lädt zum gemeinsamen Kochen und Essen mit Geflüchteten ein. Das eröffnet Einblicke in neue kulinarische Gefilde – und andere Lebenswelten.

„Börk“ hat jemand auf die Menütafel gekritzelt. Großes Gelächter, als es entdeckt wird. „Es muss Börek heißen“, sagt Somar*, der aus Syrien stammt. Syrische Börek will er heute backen. „Die sind ein bisschen anders als die türkischen“, erklärt er. Der 29-Jährige trägt – wie die anderen vier Köche und Köchinnen – eine weiße Schürze mit der Aufschrift „I cook good in this.“ Englisch verstehen hier alle. Dennoch wirbeln die Sprachen durcheinander: Deutsch, Arabisch, Französisch und Koreanisch. Die große Küche in den Räumen von *Über den Tellerrand* in Berlin-Schöneberg ist mit über 50 Menschen gefüllt, die meisten im Alter zwischen Anfang und Ende 20.

Die Stimmung erinnert an gemeinschaftliches WG-Kochen: heiter, aufgekratzt und erwartungsvoll. Jeder Gast trägt ein Namensschild auf der Brust, um seine Mitköche ansprechen zu können. Käse ist heute das Motto. Neben den schafskäsegefüllten Böreks wird es Risotto mit Parmesan geben, Curry-Käse-Geschnetzeltes, die türkische Variante der Käsefrikadelle Köfte und deutschen Käsekuchen. „Wie soll das nur zusammen schmecken?“, fragt man sich mit Blick auf das Menü. Und doch wird sich später am Abend zeigen: Dieses wilde Gemisch funktioniert erstaunlich gut.

Gemeinsam Bewährtes kochen, Neues ausprobieren, remixen, ergänzen – und anschließend zusammen essen. Darum geht es bei den *Über den Tellerrand*-Koch-Events. Sie sind für die Gäste kostenlos, Spenden sind aber willkommen.

„Vor drei Jahren hat alles angefangen“, erzählt Linn Kaldinski, die zum Kernteam gehört. „Vier Studierende der *Freien Universität Berlin* schleppten einst Pfannen und Töpfe zum Oranienplatz, um mit Geflüchteten, die dort campierten, zu kochen.“ Daraus entstand ein Kochbuch mit Lieblingsrezepten von Geflüchteten zusammen mit Geschichten von Heimat und Flucht. Es verkaufte sich 10.000-fach und die Studierenden bekamen für die Idee den *Funpreneur*-Preis ihrer Universität. Und große Lust, weiterzumachen.

Inzwischen ist *Über den Tellerrand kochen* ein kleines Non-Profit-Unternehmen mit vier Festangestellten geworden, das neben dem Gemeinschaftskochen auch Kochkurse anbietet – vor allem mit syrischen und afghanischen Spezialitäten. Soeben ist ein weiteres Kochbuch erschienen. Doch es geht längst nicht mehr nur ums Kochen. Die *Über den Tellerrand kochen GmbH* ist inzwischen ein Teil der *Über den Tellerrand – Community* geworden. Sportkurse, Sprach-Tandems und ein Mentoring-Programm für den Einstieg in den Arbeitsmarkt sind dazugekommen. „Im nächsten Jahr möchten wir ein Begegnungscafé eröffnen“, sagt Kaldinski, „wo man neben dem Kaffeetrinken gemeinsam handwerken, stricken und nähen kann.“

Eine Handvoll Helferinnen hat sich um Somars Arbeitsplatte geschart und wartet auf seine Anweisungen. Zunächst wird der Schafskäse fein gekrümelt, dann werden Petersilie und Thymian gehackt und beigemischt. Somar kippt gießt eine ordentliche Portion Schwarzkümmel drauf, dann bestreicht er den hauchdünnen Yufka-Teig mit Ghee, einer Art Butterschmalz, und verteilt die Käsemasse zwischen den Teigblättern. Endlich kommt das Ganze in den Ofen und Somar hat Zeit, von sich zu erzählen.

Er kommt aus Latakia, einer syrischen Hafenstadt am Mittelmeer. „Gerade wurde mein Asylantrag abgelehnt, aber ich versuche mit einem Anwalt dagegen vorzugehen“, berichtet er. Zwar tobt der Bürgerkrieg derzeit weniger verheerend in der Küstenprovinz Latakia, doch auch dort setzte der Diktator Baschar al-Assad Kampfflugzeuge ein und tötete Dutzende von Aufständischen. Somars Eltern leben noch dort, sein Bruder zog nach Damaskus. Er flüchtete vor einem halben Jahr in die Türkei und kam von dort nach Berlin. Hier geht es ihm gut. Er lebt in einer WG, hat Freunde gefunden und besucht Vorlesungen an der *Technischen Universität Berlin* in Philosophie sowie Technologie und Innovationsmanagement. „Vielleicht mache ich aber auch noch eine Gastronomie-Ausbildung“, überlegt er. In Latakia studierte er Englische Literatur und betrieb zusammen mit seinem Bruder ein Café. „Bazella war mein Leibgericht, eine arabische Spezialität aus Karotten und Tomaten.“ Das kocht er nun auch in Deutschland gern. An die deutsche Küche tastet er sich langsam heran. Käsespätzle mag er sehr, die hat er schon oft gegessen. „Berlin ist meine Lieblingsstadt geworden“, sagt er. „Der Zusammenhalt ist hier unglaublich. Die Leute geben mir das Gefühl, willkommen zu sein. Ich hoffe, dass ich etwas zurückgeben kann.“

Erst einmal hat er Böreks gebacken. Die sind – anders als die türkischen – nicht gerollt, sondern in Stücke geschnitten wie Pizza vom Blech. Es sind wohl die besten Böreks, die man in Berlin bekommt. Perfekt gewürzt, knusprig, heiß und fettig. Futter für die Seele. Ideal für einen tristen Herbstabend. Außerdem hat Somar Kekse mitgebracht. Sie sind mit Datteln gefüllt und zergehen auf der Zunge. Aber auch Risotto, Curry und Köfte können gut mithalten. Wirklich alles schmeckt köstlich.

Beim Essen gehen die Gespräche weiter. Farsane hat gerade eine Platte mit dampfenden Köfte, gebacken in ausgehöhlten Tomaten, aufs Buffet gestellt. Auf jedes kleine Teilchen hat sie einen kleinen Thymianzweig gesteckt.

Farsane ist 21 Jahre alt und kommt aus Herat in Afghanistan. Sie trägt ein Kopftuch und dazu ein schwarz-türkisfarbenes Kleid. Gemeinsam mit ihren Eltern und drei Geschwistern lebt sie in einer Flüchtlingsunterkunft in Berlin-Wilmersdorf. „Ich finde es sehr gut, dass hier Männer und Frauen gleichberechtigt sind“, sagt sie. „In Afghanistan denken die Männer, eine Frau müsse zu Hause bleiben. Deshalb muss der Mann die ganze Familie allein ernähren. Das ist nicht immer einfach.“ Farsane möchte einen Beruf erlernen. Was genau fällt ihr auf Deutsch nicht gleich ein, deshalb sucht sie auf ihrem Smartphone im Wörterbuch. „Buchhalterin“ erscheint auf dem Display und Farsane strahlt. Ein geregelter Bürojob – ja, das ist ihr Traum. Heiraten? Kinder? „Ja, schon, aber nicht so bald“, sagt sie.

Carolin Strehmel hat Farsane mit den Köfte geholfen. Sie ist eines der Gründungsmitglieder von *Über den Tellerrand*. „Wir dachten uns damals, zusammen Kochen ist der einfachste Weg – und es funktioniert.“ Die Koch-Events sind für viele keine einmaligen Begegnungen. Viele Freundschaften sind daraus schon entstanden. „Ich habe heute noch Kontakt zu den Leuten, mit denen wir am Anfang gekocht haben“, erzählt Carolin Strehmel, „obwohl ich nicht mehr in Berlin lebe.“

Beim gemeinsamen Kochen wollen viele Geflüchtete, die zum Teil Schreckliches erlebt haben, einfach nur abschalten und den Abend genießen. Auch deshalb war *Über den Tellerrand* bisher bewusst unpolitisch. In Zukunft aber wolle man sich insbesondere zur Asylpolitik eindeutig positionieren.

Somar wird das gern hören. Er kann nicht verstehen, dass Deutschland ihn ins Bürgerkriegsland Syrien zurückschicken will. Sollte er bleiben dürfen, will er eines Tages in Berlin ein Café eröffnen. Genug potenzielle Gäste hätte er bereits, denn seine Kekse und Böreks sind schon heute unter den Berlinern legendär.

* Die Geflüchteten bevorzugen es, nur mit Vornamen genannt zu werden.

www.ueberdentellerrand.org

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:
www.futurzwei.org/ueber-den-tellerrand

31 . Hopp Schwiiz!

Annette Jensen, Januar 2012

Der Zürcher P.M. ist eine geheimnisvolle Person. Er hat eine Gesellschafts-utopie entworfen, und in mehreren Schweizer Orten haben sich jetzt Gruppen gebildet, die sie umsetzen wollen.

P.M. hat wieder ein Buch veröffentlicht – ein schwarz gebundenes Heftchen, das an ein altes Schulheft erinnert. *Neustart Schweiz* steht auf dem Einband, den wirklichen Namen des Autors soll niemand erfahren. In kurzen Kapiteln entwirft er eine Vision für sein Land, bei der die Schweizer Lohnabhängigen eine weltweite Umverteilung einleiten, sich von ihrer absurden, auf Ressourcenverschwendung beruhenden Lebensweise verabschieden sowie sozial und ökologisch gleichermaßen tragfähige Basisgemeinden aufbauen. Nun wollen Regionalgruppen in Städten und Kantonen der Schweiz die Ideen umsetzen.

„Das alles hab’ ich doch schon früher mehrfach geschrieben“, sagt P.M. Der Mann, der in den 1980er-Jahren in der Zürcher Hausbesetzerszene eine bekannte Größe war, ist inzwischen Rentner. „Ja, das stimmt“, bestätigt Ingenieur Martin Klöti, Dozent an der Fachhochschule Nordwestschweiz. „Aber diesmal hast du einen Trend getroffen.“ Zusammen mit dem inzwischen pensionierten Englischlehrer Hans Widmer und ein paar anderen Leuten hat Klöti einen Verein gegründet: Der heißt *Neustart Schweiz* – genau wie das Buch von P.M.

Die Initiatoren haben eine ökosoziale Basisbewegung ausgemacht, der sie eine Infrastruktur zur Verfügung stellen wollen. „Wir schaffen Treffpunkte und ermöglichen Themenzusammenkünfte“, erklärt Klöti. In mehreren Städten wie Basel, Zürich und Neuchâtel gibt es bereits Regionalgruppen, wo es um den Aufbau von Gemeinschaftseinrichtungen und lebendigen Nachbarschaften geht, um städtische Gemüsegärten oder Pensionskassen, die Geld in grüne Projekte investieren. Daneben haben sich einige thematische Arbeitsgruppen gebildet, die sich um Landwirtschaft und Permakultur, die Unabhängigkeit vom Öl oder Kunst im öffentlichen Raum kümmern. „Wir versuchen eine *Roadmap* zu erarbeiten, was die Siedlungsentwicklung angeht“, sagt Vereinsvorstand Klöti. Schwerpunkt ist der Aufbau von Nahversorgungsstrukturen – schließlich gibt es das meiste, was man zum Leben braucht, vor Ort: Boden, Energie, Wasser, nachwachsende Rohstoffe. Dabei wird auch viel experimentiert: Im Dorf Ziegelbrücke südlich vom Zürichsee etwa hat ein Mann einen Kleidungsstoff aus Brennesseln und Bruchholz entwickelt. „Für so was geben die Banken kein Geld“, sagt Klöti und versucht nun seinerseits, eine Finanzierung zu organisieren.

In einer Welt, der das Erdöl ausgeht, ist eine regionale Organisation und eine Entmachtung der Kantonsbürokratie zentral, so das Credo der Vereinsmitglieder. Weitere inhaltliche Vorgaben oder Direktiven gibt es nicht bei *Neustart Schweiz*. „Diejenigen, die kommen, sind die Richtigen“, sagt Hans Widmer. Als einmal ein Mann rechtsradikale Parolen vortrug, wurde der Ex-Lehrer mit der modischen Hornbrille aber doch laut. „Ich persönlich, nicht ich als Vorstand“, betont er.

P.M. lächelt. Mehr als 30 Jahre ist es her, dass sein erstes Werk veröffentlicht wurde. Damals gehörte er zu einer Gruppe von Hausbesetzern. Jeden Abend erzählte er bei einem Joint eine Gutenachtgeschichte, und seine Zuhörer durften sich wünschen, wie die Geschichte beim nächsten Zubettgehen weitergehen sollte. Ein Verleger kriegte das mit und ließ P.M. seinen ersten Roman veröffentlichen. Das Pseudonym war mit Bedacht gewählt: Es waren die am häufigsten auftauchenden Initialen des Zürcher Telefonbuchs. Wenig später schrieb der frischgebackene Autor *bolo’bolo* – die Beschreibung einer konkreten Utopie. „Wunschkraut in den Zeitritzen“ steht auf den ersten, ansonsten leeren Seiten. Es folgt die Reflexion eines Mannes im täglichen Hamsterrad und

die bange Frage: „Können wir also nichts tun? Bleiben wir endgültig im Alltagsgetriebe, bis wir mit 65 ausgelaugt unsere letzten Jahre absitzen? Ist das das Leben gewesen? Ist es vorbei, bevor es richtig begonnen hat? Davor habe ich mehr Angst als vor dem Atomkrieg, der Umweltkatastrophe, dem Krebs.“

Inzwischen ist P.M. über 65 – und keineswegs ausgelaugt. Seiner Angst hat er schon damals einen Gesellschaftsentwurf entgegengesetzt, den er jetzt in *Neustart Schweiz* aktualisiert hat. Seine Vorstellung könne man innerhalb von fünf Jahren verwirklichen, schrieb er damals. Der Staatsschutz fand das alles gar nicht amüsant und versuchte herauszufinden, wer sich hinter dem Pseudonym verbarg. „Die haben gedacht, dass es sich bei mir um eine siebenköpfige Gruppe handelt“, erinnert sich P.M. und grinst.

Seine Ideen, in den 1980er-Jahren nur von ein paar Insidern wahrgenommen, scheinen jetzt weit über Zürich hinaus auf fruchtbaren Boden zu fallen. Innerhalb von ein paar Wochen waren 1.500 Exemplare des neuen Buchs verkauft, und zu mancher Veranstaltung kamen mehr als 100 Leute. Nicht nur Linke sind neugierig; auch eine liberale Nationalrätin hat sich für eine Arbeitsgruppe interessiert. „Die Anzahl der Leute wächst, die wissen wollen, wo die Produkte herkommen, die sie täglich brauchen“, sagt Klöti. Und: Mitzuwirken mache Spaß. Wieder lächelt P.M. Manche Dinge brauchen eben etwas länger als fünf Jahre.

www.neustartschweiz.ch

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:
www.futurzwei.org/neustart-schweiz

32 . Hühner unter Strom

Katharina Donath, Februar 2014

Ein Landwirt mit Unternehmergeist hält 600 Hühner unter einer Solaranlage und ermöglicht ihnen damit ein artgerechtes Leben auf der grünen Wiese. Eine Geschichte von Pech und Glück, Scheitern und Gelingen.

„Bioland Eier“ kündigt ein großes rotes Schild am Eingang des *Biolandhofes Freudenthal* bei Witzenhausen an. Doch wo sind die Hühner, die für das Frühstücksei sorgen sollen? Weit und breit kein Federvieh. Was auffällt, ist ein riesiges Feld mit mehreren langen Reihen von Solarmodulen, die sich der spärlichen Mittagssonne entgegen neigen. Und da gackert doch was? Tatsächlich! Der Landwirt Maximilian Weiland hat unter Solarmodulen 15 kleine Hühnerställe gebaut, in denen jeweils eine Gruppe von 100 Legehennen artgerecht leben kann. Und jede Hühnerfamilie hat ihre eigene Wiese vor der Stalltür. Die Fläche wird auf ebenso einfache wie geniale Weise doppelt genutzt: Die Hühner haben unter, zwischen und vor den Modulen genügend Platz – 10,9 Quadratmeter Bewegungsfreiheit für jedes Huhn, selbst die Richtlinien von Bioland schreiben nur vier Quadratmeter vor. Für den findigen Landwirt rentiert sich diese platzintensive Haltung, weil er nicht nur Eier, sondern auch den selbst produzierten Strom verkaufen kann. „Ich bin zufrieden“, sagt Max Weiland lächelnd. Doch bis dahin war es ein harter und entbehrungsreicher Weg.

„Schon als Zehnjähriger war ich von Tieren begeistert und wollte alle Eidechsen, Igel oder Vögel, die ich fand, mit nach Hause nehmen“, erzählt Weiland. Schnell war seine Berufswahl klar: Weil es irgendetwas mit Tieren sein musste, entschied er sich, Landwirt zu werden. „Als ich dann sah, wie sehr die Realität in der Landwirtschaft von wirtschaftlichen Überlegungen geprägt ist, habe ich sehr an meiner Entscheidung gezweifelt.“ In seinem Studium der ökologischen Landwirtschaft prägte ihn ein Professor, der sich mit der Frage beschäftigte, wie man Tiere so halten kann, dass sie sich natürlich verhalten und wohl fühlen – Nutztierethologie nennt sich das Fach. Als Weiland nach der ganzen Theorie live sah, unter welchen Bedingungen Geflügel in Deutschland meist gehalten wird, wusste er: „In diesem Bereich will ich mich engagieren und etwas verändern!“

Begeistert sich Max Weiland für ein Thema, dann redet er viel und leidenschaftlich. Nur wenn direkt neben seinem Hof der Zug mit ohrenbetäubendem Lärm durchrauscht, schweigt er. „Meditative Zugpause“, nennt er diese Augenblicke. Weiland setzt neu an: Bei der Tierhaltung überlege er zuerst, was dem Tier gut tue. Genauso wichtig sei es aber, darüber nachzudenken, ob sich das mit den Interessen der Verbraucher decke und ob der Landwirt damit wirtschaftlich arbeiten und sein Tun verantworten könne. „Diese Fragen werfe ich dann in meinen Mixbecher“, sagt Weiland schmunzelnd, formt mit den Händen einen imaginären Becher und beginnt zu schütteln. „Und heraus kommt meine Idee.“ Wieder eine meditative Zugpause.

Für Hühner sei eine Weide wichtig, da sie gern picken und scharren und der Grünbewuchs energiereiche Nahrung bietet. In vielen landwirtschaftlichen Betrieben, auch im Bio-Bereich, werde verhindert, dass die Tiere ein Außengelände nutzen, da die Wiese verschlammt, sobald die Hennen die Grasnarbe abgefressen haben, und sich Krankheitserreger sammeln. Um dieses Problem in den Griff zu bekommen, mixte Max Weiland Ende der 1990er-Jahre in seinem Becher zunächst die Idee eines mobilen Hühnerstalls, den man an den Traktor hängen und versetzen kann. Die Wiese hat dann Zeit zur Erholung. „Doch eine Idee ist erst einmal nichts wert. Es gibt immer viele Zweifler, und oft muss erst einmal viel Geld aufgetrieben werden.“ Max Weiland bekam für den Bau seines mobilen Hühnerstalls zwar einen Kredit, doch dann kam eine Pechsträhne: Die Vogelgrippe lieferte der Käfighaltungslobby Argumente gegen die Freilandhaltung. Kunden sprangen wieder ab. Zehn Jahre lang

kämpfte der Landwirt, bis er sein erstes Hühnermobil gebaut und verkauft hatte. „Es war eine Zeit voller Entbehrungen, und ich fühlte mich oft allein gelassen“, erinnert sich Weiland. „Meine Ehe hat diese finanziell unsichere Zeit nicht überlebt.“ Schließlich rebellierte auch seine Gesundheit, und er bekam Krebs. „Das war ein Not- und Weckruf meines Körpers. Zum Glück habe ich das überstanden.“

Heute führt seine Ex-Frau das Hühnermobil-Unternehmen erfolgreich – inzwischen baut und verkauft sie über 100 Ställe im Jahr. „Das zeigt: Wissen ist nicht aufzuhalten. Wenn ich beweisen kann, dass eine gute Idee auch in der Praxis funktioniert, dann haben die Kritiker keine Argumente mehr. Das motiviert mich, auch nach einer solchen Grenzerfahrung“, resümiert Weiland. Und so widmet er sich nun ganz seiner aktuellen guten Idee: der Photovoltaik-Freilandhühnerhaltung.

Wenn der Landwirt einen Stall unter seinem Solardach betritt, kommen mehrere hellbraun gefiederte Hühner neugierig angelaufen, begrüßen ihn gackernd und picken – beinahe zärtlich – auf seinen Schuhspitzen herum. Die Luft im Stall ist trocken, es riecht nach Holz und nach: nichts. Nicht nach Hühnerkot und nicht nach Staub, da ein Teil der Seitenwände aus straff gespannten Netzen besteht, die frische Luft und Licht hereinlassen.

„Das Projekt verbindet viele Themen, die mir persönlich sehr wichtig sind: saubere Energieerzeugung, artgerechte Tierhaltung und biologisches Bauen“, sagt Weiland stolz. Und dieses Mal hatte er Glück: Die Idee versprach, sich auch wirtschaftlich zu lohnen, weil die Bundesregierung Solarenergie förderte. „Da habe ich kapiert, dass dies das Zeitfenster ist, um meine Photovoltaik-Freilandhühnerhaltung zu realisieren“, sagt Weiland. Er begann 2011 mit einem Kredit der *Umweltbank* und 15 Helfern, die selbst entworfenen Ställe aus witterungsbeständigem Robinienholz zusammenzuzimmern. „Der Stallbau ist komplett nachhaltig. Die Robinienstämme kann man in 50 Jahren wieder ausgraben und den oberen Teil weiterverwenden. Der ergäbe“ – meditative Zugpause – „einen wunderschönen Zaunpfosten!“, referiert der Landwirt. Und wenn eine Hühnergruppe die Grasnarbe ihrer Auslauffläche kahl gefressen hat, setzt Weiland sie einfach in einen anderen Stall, von denen immer einige leer stehen, damit sich die Wiese davor erholen kann.

Max Weiland kann inzwischen gut von seiner Anlage leben, in der er derzeit 600 Hühner hält. Mit dem Strom, den er erzeugt, werden ca. 125 Haushalte im anliegenden Dorf versorgt. Seine Eier und Suppenhühner verkauft er im eigenen Selbstbedienungs-Hofladen, und er beliefert Gemüseabo-Kisten in Göttingen und Kassel. Einen Wermutstropfen gibt es für Weiland: Gern hätte er gesehen, dass sich seine Idee unter anderen Landwirten verbreitet, doch die Bundesregierung hat inzwischen die Einspeisevergütung für Solarenergie gekürzt, so dass es sich kaum noch lohnt, in eine teure Solaranlage zu investieren.

Maximilian Weiland ist kein Mann, der sich auf einem Erfolg lange ausruht: „Nun habe ich Zeit und finanzielle Ressourcen, mir etwas Neues auszudenken“, und er verrät weiter: „Mein nächster Traum hat mit Energieerzeugung durch Wind im Standort Wald zu tun.“ Doch eines wird er in Zukunft anders machen, das hat er aus seinen Erfahrungen gelernt: Neben den erprobten Zutaten will er in seinen imaginären Mixbecher auch eine große Portion Leichtigkeit hineinwerfen. Letztere kann der Landwirt sich bei seinen Hühnern anschauen. Denn diese bleiben sogar entspannt, wenn der Zug vorbeirauscht. Ob sie dann eine meditative Gacker-Pause einlegen?

www.biolandhoffreudenthal.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftssarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/bioland-freudenthal

33 . Im Dienste ihrer Bürgerschaft

Claudia Thöny, November 2015

2008 stimmte das Zürcher Volk für die *Energie-Initiative 2000-Watt-Gesellschaft*. Seither hat sich die Stadtverwaltung zum Ökovorbild entwickelt und bereitet Zürich mit Instinkt und Verstand auf den Wandel vor.

Vor sechs Jahren wurde ein Mann mit der Mission beauftragt, das Bewusstsein und Verhalten einer ganzen Stadt zu ändern. Frist: 40 Jahre. Maßnahmen: Alles, was in seiner Macht steht. Klingt nach Casino Royale? Nein, denn der Name des Helden ist nicht Bond, sondern Hohl, Bruno Hohl. Er ist kein Geheimagent, sondern Amtsdirektor der Stadtzürcher Abteilung für Umwelt- und Gesundheitsschutz. Sein Auftrag ist real, nämlich aus Zürich eine *2000-Watt-Gesellschaft* zu machen. So wollte es das Zürcher Volk, als es 2008 für die *Energie-Initiative* gestimmt hat.

Für den Helden bedeutet das, die Bevölkerung der Weltmetropole Zürich bis 2050 dazu zu bringen, deutlich weniger Energie zu verbrauchen und ihren CO₂-Ausstoß zu minimieren. Um genau zu sein: Von aktuell 5000 auf 2000 Watt Primärenergie Dauerleistung pro Person und von jährlich fünf auf eine Tonne ausgestoßene CO₂-Äquivalente zu kommen. Bruno Hohl hält dies für alles andere als eine Mission Impossible: „Weil aus ökologischer Sicht nämlich absolut kein Weg daran vorbeiführt!“ Sag niemals nie.

Hohl ist ein Realist mit Visionen, und er steht an vorderster Stelle, wenn es darum geht, seine Stadt zukunftsfähig und lebenswerter zu machen. In seinen 30 Jahren bei der Stadtverwaltung hat er schon so manches Großprojekt mitgestemmt, wenn auch keines von der Dimension der *2000-Watt-Gesellschaft*. Wo setzt da eine Stadtverwaltung an? Zunächst einmal bei sich selbst – denn wie soll der Bevölkerung eine Veränderung abverlangt werden, wenn die zuständigen Treiber, die Behörden, nicht selbst als Vorbilder vorangehen? „Deshalb verfolgten wir ehrgeizige Ziele, als es darum ging, die Stadtämter bis in den hintersten Winkel 2000-Watttauglich zu machen“, blickt Hohl, Bruno Hohl, zurück auf die Anfänge seiner Mission.

Nach der Abstimmung, in der die Zürcher ihre Verwaltung zur allgemeinen Überraschung mandatiert hatten, sie zum Energiesparen zu zwingen, trommelte die Stadt also zunächst ihre 7000 Angestellten zusammen. Die Verwaltungsleute sollten für das 2000-Watt-Ziel sensibilisiert und begeistert werden. In Vorwegnahme dessen, was langfristig auch auf die Metropole zukommen wird, hat sich die Verwaltung seither an Energiesparregeln zu halten. Die verlangen zum Beispiel, dass der PC ausgeschaltet werden muss, bevor in die Mittagspause gegangen wird. Auch ist die Raumtemperatur für alle Gebäude zentral und einheitlich niedrig reguliert. Wer friert, trägt eben einen wärmeren Pullover. „Und ich blickte deswegen in viele düstere Gesichter am Sitzungstisch“, erinnert sich Bruno Hohl. Ein halbes Jahrzehnt später betrachtet der Direktor die interne Erneuerung als abgeschlossen: „Die anfängliche Bremshaltung hat sich in eine Mitmachkultur gewandelt“, erzählt der 63-Jährige. So leiten seine Kolleginnen und Kollegen ihre Departemente heute mit Überzeugung und Engagement in Richtung *2000-Watt-Gesellschaft*. Das ist essentiell, denn schließlich tangieren deren Ziele jeden Bereich des täglichen Lebens und damit auch alle behördlichen Zuständigkeitsbereiche.

Bald war klar, dass dieses allumfassende Energieprojekt maßgebliche Koordination erfordern würde, und so gründete die Stadt eine abteilungsübergreifende *2000-Watt-Umsetzungsorganisation*. Zu deren Leiter wurde – man lebt nur zweimal – Bruno Hohl ernannt. Der zählt die Einrichtung 58 Geschichten des Gelingens einer zentralen Stelle, die einen Überblick über die vielen Unterprojekte behält, zu den Meilensteinen der letzten Jahre. „Im Moment finden sich auf jeder Departements-Webseite und in verschiedensten Broschüren

Informationen zur *2000-Watt-Gesellschaft*. Da sieht der Nutzer vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr“, bemängelt Hohl den Status quo. „Dieses ganze Informationssammelsurium fügen wir jetzt zu einem übersichtlichen Ganzen zusammen.“

Parallel dazu musste die Stadt das 2000-Watt-Fundament auch auf der Ebene der politischen Zielsetzungen und Verordnungen legen. Dafür überprüfte sie alle vorhandenen Strategien, wie etwa Verkehrs- und Energiepläne, und passte sie an das 2000-Watt-Ziel an. So gilt inzwischen bei Sanierung und Neubau städtischer Liegenschaften der Minergie-Standard als Mindestanforderung, und ihren Strom bezieht die Stadtverwaltung ausschließlich aus erneuerbaren Energiequellen. Auch auf Bürgerebene hat sich die Stadt angestrengt. So etwa wurden wegen der großen Nachfrage seitens der Zürcher aus anfänglichen Pilotprojekten wie dem *Energie-Coaching* oder dem *Öko-Kompass* für kleine und mittlere Unternehmen fixe Beratungsangebote. „Uns kontaktieren zum Beispiel zunehmend Bauherren, die wissen möchten, wie sie energetisch sinnvoll bauen können“, freut sich Bruno Hohl. Das sei vor zwei, drei Jahren noch nicht so gewesen. Ausgesprochen positiv reagierten die Bürger auch auf die vielen Tempo-30-Zonen und -Strecken, welche die Stadt dank der bundesweiten Lärm- und Lufttrichtlinien durchsetzen konnte. Und natürlich kämpft Hohl dafür, dass es noch mehr werden.

Die Reduzierung des motorisierten Individualverkehrs bezeichnet der Agent im Dienste seiner Bürgerschaft allerdings als „harten Brocken“. „Weil die Energie- und Verkehrsgesetze vom Bund und den Kantonen gemacht werden, haben wir als Gemeinde nur bescheidene Einflussmöglichkeiten“, benennt Hohl die größte Hürde. Doch genau da wäre die Möglichkeit einer rigideren Steuerung wichtig, denn Verkehrsteilnehmer bringe man nur mit Gesetzen zur Vernunft, ist der erfahrene Verwaltungsmann überzeugt. Und mit einem flächendeckenden Mobility Pricing, also verursachergerechten Preisen auf Straße und Schiene, im Sinne von „Wer viel fährt, der bezahlt mehr“. Das fänden aber die meisten Politiker zu unpopulär. „Kein Exekutivpolitiker möchte sich mit diesem heiklen Thema die Karriere verscherzen“, ahnt Hohl.

Diese oder andere Bremsklötze, wie die aktuell angespannten Stadtfinanzen, dämpfen den Elan des 2000-Watt-Helden aber nicht. Ermutigend findet er zum Beispiel die „neue“ Stimmung, die er in der Bevölkerung wahrnimmt: „Der Drahtesel gewinnt in der Finanzmetropole Zürich zunehmend an Beliebtheit, während das Auto seine Bedeutung als Statussymbol allmählich verliert. Und der Anteil an nachhaltigeren Produkten in Zürcher Einkaufskörben ist auch wahrnehmbar größer.“ Die Konsumentinnen und Konsumenten, findet er, seien in den letzten paar Jahren deutlich sensibler und kritischer geworden. Für ihn alles Indizien dafür, dass auch außerhalb der Verwaltungsräume ein Kulturwandel beginnt.

Der Umweltexperte ist sich sicher, dass der Zeitpunkt für die 2000-Watt-Mission der richtige ist. Nun, da der Boden bereitet ist, arbeitet seine neue Organisation jedenfalls mit aller Kraft auf die nächste Phase hin: den konkreten stadtweiten Maßnahmenplan. Gleichzeitig liegt Hohl viel daran, Zürich als Experimentier- und Laborort zu erhalten und vorwärtszubringen, um weiterhin Modell auch für andere Regionen sein zu können. Auch wenn das Vorhaben *2000-Watt-Gesellschaft* in Zürich noch ganz am Anfang steht – seine Leuchtkraft über die Stadtgrenzen hinaus ist jetzt schon beachtlich. Die Liste von Gemeinden, die sich nach dem Zürcher Vorbild zu Energiestädten wandeln, wird immer länger.

Der Morgen stirbt nie.

www.stadt-zuerich.ch/gud/de/index/umwelt_energie/2000-watt-gesellschaft.html

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:
www.futurzwei.org/stadt-zuerich.de

34 . Künstlerische Ressourcen

Karoline Walter, Februar 2016

Pablo Wendels Kunstwerke können Dinge neu aufladen: vermeintlich vertraute Begriffe mit neuen Bedeutungen genauso wie elektrische Gerät mit Strom, den sie aus Wind, Sonne und Bewegung gewinnen. So transformiert sein kleines Unternehmen *Performance Electrics* nicht nur Energie, sondern auch das Denken.

Schon von weitem ist sie erkennbar, die Produktionsstätte von *Performance Electrics* auf dem Kulturareal der Stuttgarter Wagenhallen. Vor dem Tor stehen große Metallskulpturen, auf deren eisernen Streben geneigte Solarmodule angebracht sind. Sie erinnern an zerbrochene, rotweiß lackierte Eiffeltürme. Tatsächlich bestehen sie aus alten Hochspannungsmasten, wie der Künstler erklärt, ein zierlicher Mann mit dunkelblonden Haaren, Mitte 30. Sein Büro befindet sich im Inneren der Halle, in luftigen fünf Metern Höhe.

Was Pablo Wendel zu erzählen hat, ist alles andere als abgehoben. Alle seine Kunstwerke und -aktionen kreisen um das Thema Strom und Energie. Das Besondere dabei ist, dass sie wirklich funktionieren; sie erzeugen tatsächlich Strom, und ist die Menge noch so klein. Ein Ingenieur würde Wendel natürlich einen zu geringen Wirkungsgrad vorwerfen, aber auf so etwas nicht achten zu müssen, darin bestehe eben seine künstlerische Freiheit, erläutert Wendel. Er hat auch noch handfestere Einwände gegen das Argument mit dem Wirkungsgrad parat: So habe *Performance Electrics* eine extrem gute Energiebilanz. Das Büro sei zum Beispiel – wie auch die meisten Kunstwerke – komplett aus recycelten Materialien hergestellt; das müsse man auch sehen.

Der Energiebegriff sei überhaupt ganz anders zu denken, findet er. Energie gäbe es schließlich überall. Ein Effizienzproblem bestehe nur bei bestimmten Brennstoffen und Technologien. Viele Energieformen werden ständig „verschwendet“, einfach freigesetzt und nicht weiter genutzt. Bewegungsenergie zum Beispiel. Um darauf aufmerksam zu machen, ließ Pablo Wendel den Windskulpturenpark „Offroad“ an einer Autobahn bauen. Die selbstgebaute Turbinen funktionierten ganz regulär, wandelten also Wind in Strom um. Die aus Autobahnpfosten gefertigten Rotorblätter rückten aber noch eine ganz andere, bislang vollkommen unerschlossene Energiequelle ins Bewusstsein: den Straßenverkehr selbst, also die Bewegung der Fahrzeuge.

Bewegungsenergie entsteht so gut wie überall – selbst wenn die Zeiger von Kirchturmuhren vorrücken. Bei der Guerilla-Aktion „twenty-four/seven“ zapften Pablo Wendel und sein Team einmal probeweise die Uhr der Stuttgarter Kirche St. Konrad an, indem sie für einige Stunden einen Generator anschlossen. Eine Minidosis Strom wurde ins öffentliche Netz gespeist, der Rest reichte immerhin für ein paar kleine Taschenbatterien. Die Installation war natürlich nicht genehmigt, aber das machten Wendel und seine Leute durch professionelles Auftreten inklusive Bauuniformen und Hebebühne wett. Der Hausmeister bot ihnen sogar an, das Geläut abzustellen, weil er die Truppe für reguläre Handwerker hielt. Wendel lacht, als er die Geschichte erzählt. Der Ingenieur würde auch hier einwenden, dass sich das alles gar nicht lohne – allein schon der energetische Aufwand mit dem Krahn. Aber den brauche man ja nur einmal und dann müsse man sich mal vorstellen, wie lange so eine Kirche steht und wie viele es davon in Deutschland gibt!

Man merkt, dass Pablo Wendels künstlerischer Blick weiter reicht als der eines durchschnittlichen Umwelttechnikern. Der denkt beim Stichwort regenerative Energien wohl vor allem an die natürlichen Ressourcen Wind, Sonne und Wasser. Doch die Projekte und Aktionen von *Performance Electrics* produzieren

eben keinen Naturstrom, sondern „Kunststrom“. Den kann man, und das ist der eigentliche Clou daran, auch ganz regulär für den Haushalt abonnieren. *Performance Electrics* speist direkt ins öffentliche Netz ein und ist dadurch nicht nur Kunstprojekt, sondern zugleich eine kleine Firma. Über 20 Kunden hat sie mittlerweile. Etwa ein Drittel mehr als bei einem konventionellen Anbieter kostet es, den Strom von *Performance Electrics* zu beziehen, aber dafür sponsert man mit dem Geld weitere Kunstprojekte.

Die Sache mit der Kirche macht noch etwas anderes deutlich: Nicht jede Form der Weltgestaltung ist vom Kosten-Nutzen-Prinzip bestimmt. Unter Effizienzgesichtspunkten ist der Bau einer prachtvollen Kirche schließlich absurd. Wendels Grundfrage aber lautet: Wie wollen wir leben? Womit wollen wir uns umgeben? Gerade das Feld der erneuerbaren Energien dürfe man nicht den Technokraten überlassen. Stattdessen könnten beispielsweise in die Planung von Windparks auch Landschaftsarchitektinnen miteinbezogen werden, die ästhetische Gesichtspunkte mitberücksichtigen, findet Wendel.

Gestaltung hat für Pablo Wendel viel mit Autonomie zu tun. Die Idee zu *Performance Electrics* kam ihm in einer künstlerischen Krise vor einigen Jahren, die zugleich eine persönlich-existenzielle war: Woher kommt meine Miete? Wer bezahlt meine Stromrechnung? Wie geht es überhaupt weiter mit der Kunstfreiheit? In solchen Momenten werden einem Abhängigkeiten besonders bewusst. Seither versucht Wendel sie ein Stück weit abzubauen. Nicht von ungefähr bestehen etwa seine Solarmodulskulpturen aus fragmentierten Strommasten: Der Witz an Sonnenenergie ist schließlich, dass sie ohne zentrale Steuerung durch die Energieriesen funktioniert. Per Modulwechselrichter lässt sich der durch so eine Solarskulptur gewonnene Strom von zuhause aus ins Netz einspeisen – einfach per Steckdose.

Dass man Strom selbst herstellen kann, das versucht *Performance Electrics* auch durch Bildungsarbeit zu vermitteln. Im Projekt „Testudo Solaris“ bauten Pablo Wendel und sein Team mit hunderten von Schülern Schilde aus Solarmodulen, die die Jugendlichen sprichwörtlich für die Zukunft wappnen sollten: „Nach anderthalb Wochen Workshop hatten die Schüler ein Grundverständnis für die Technologie. Die müssten sich noch mal zwei Wochen damit beschäftigen und wären in der Lage, ihre Energieversorgung für die nächsten 30 oder 40 Jahre selbst zu löten“, schwärmt Pablo Wendel begeistert.

Großkonzerne sieht Wendel kritisch, mit kleinen und mittelständischen Unternehmen aus dem Bereich erneuerbare Energien arbeitet *Performance Electrics* dagegen zusammen. Hier erweist sich sein Standort im provinziellen „Musterländle“, in dem traditionell eher Tüftlergeist als künstlerischer Genius weht, als echter Vorteil. Denn so kunstfeindlich man sich in Stuttgart bisweilen gibt, so hilfsbereit sind die Schwaben, sobald es um Technisches geht. Die Betriebe unterstützen *Performance Electrics* vor allem mit Knowhow, erzählt Wendel: „Wir haben Firmen, die schicken uns ihren Meister vorbei, und der sagt dann: Schaut, das könnt ihr doch zum Beispiel so und so machen.“

Auch die Solarmodule für sein aktuelles Skulpturenprojekt verdankt Wendel seinen Industriekontakten – und einem Hagelschaden: „Die waren alle versicherungstechnisch abgeschrieben.“ Dabei haben die Module noch eine Leistung von über 90 Prozent, wenn man die Oberflächen neu versiegele. Das Laminiergerät dafür hat *Performance Electrics* selbst gebaut – aus einem Dutzend Bügeleisen, Folie und der Vakuumpumpe eines alten Kühlschranks. Was aussieht wie eine surrealistische Plastik oder ein irres Nerd-Spielzeug, ist tadellos einsatzfähig. Der Beweis dafür steht auf dem Hof. Dort blitzen die neu versiegelten Solarmodule in der Sonne, die hier im Süden ordnungsgemäß warm vom Himmel brennt.

www.performance-electrics.com

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/performance-electrics

35 . Lastwagen mit Lustfaktor

Ute Scheub, April 2017

Ein Freiburger Start-up stellt *Carla Cargo* her, einen innovativen Fahrradanhänger, der sich im Nu in eine Suppenküche oder mobile Disco umwandeln lässt.

Und dieses kleine Mädel soll so viel schleppen können wie einer dieser riesigen Stinkelastwagen? Ja, sagen seine Eltern stolz. *Carla Cargo*, so heißt das Mädel, ist gerade mal etwa 2,4 Meter lang, nicht mal einen Meter breit und 35 Kilogramm schwer. Es hat drei Räder, einen Elektromotor und eine Auflaufbremse mit zwei kräftigen Scheibenbremsen, die es sicher zum Stillstand bringen. *Carla* kann mehr als 150 Kilogramm transportieren oder auch 30 Euronorm-Boxen voller Gemüse.

Seine Eltern, das sind vier junge Leute, die Anfang 2015 in Freiburg das kleine Start-up *Carla Cargo* gegründet haben – drei Ingenieure und eine Forstwissenschaftlerin. Alle vier wollen „mehr bewegen“ – und das nicht nur sprichwörtlich. Unschlagbar effizient sei die gute *Carla Cargo*, freut sich Markus Bergmann, der 32-jährige Initiator des Projekts. Ein Auto wiege oft zwanzigmal mehr als die von ihm transportierten Personen und Güter, ihr Lastenanhänger hingegen könne ungefähr das Fünffache seines eigenen Gewichts transportieren.

Das Team glaubt fest an die bewegende Kraft von Lastenrädern – nicht nur für private Ladungen, sondern auch bei Post- und Kurierdiensten. Laut einer Studie von *cyclelogistics* kann in der EU etwa die Hälfte aller innerstädtischen Autotransporte durch Lastenräder ersetzt werden. Eine Untersuchung des *Deutschen Zentrums für Luft- und Raumfahrt* von 2015 besagt, dass per Rad sogar bis zu 85 Prozent aller Kurierfahrten erledigt werden können. Und das *Umweltbundesamt* berechnete bei einem Bremer Pflegedienst klare ökonomische Vorteile des E-Lastenrads gegenüber dem Kleintransporter: 3 Euro für Strom versus 170 Euro für Sprit. Hinzu kommen Umweltvorteile der E-Bikes für Städte, die Feinstaub, Lärm und Treibhausgase reduzieren wollen oder müssen.

Carla Cargo ist extrem wandlungsfähig. In Innenstädten wie der von Freiburg, wo mancherorts nicht mal mehr Fahrräder erlaubt sind, muss man den Anhänger nur abkoppeln, und schwupps, zieht man einen Handwagen mit Elektroantrieb hinter sich her, leicht über Handgas zu steuern, und ausbaubar zur mobilen Disco, Kaffeestation oder Suppenküche. Erich Eisfeld, ein 29-jähriger Softwarespezialist, der „keine Lust hat, in Weltkonzernen zu arbeiten und Dinge zu produzieren, die wir nicht brauchen“, freut sich: „Mit unserer *Carla Cargo* ist eine CO₂-neutrale regionale Lebensmittelversorgung möglich.“

Die Idee entstand nicht zufällig in der Freiburger *Gartencoop*, einer 2011 gegründeten Initiative der Solidarischen Landwirtschaft mit mittlerweile über 270 Mitgliedern – darunter auch Erich Eisfeld. Der liefert wöchentlich Gemüse per Lastenrad an Abholstationen aus, wo es an Mitglieder der Kooperative weiterverteilt wird. Doch zu Beginn waren die Transporte noch wackelig und mühsam. Deshalb kam Markus Bergmann auf die Idee, einen neuartigen Anhänger für Kohl & Co. zu schaffen. Per Crowdfunding sammelten sie knapp 5.000 Euro. Und „immer nach Feierabend hab ich an den Rahmen geschweißt und gebrutzelt“, erzählt der zweifache Familienvater, der früher in Kommunen lebte, in der Welt herumreiste und danach in einem Freiburger Solarbetrieb arbeitete.

Insgesamt zweieinhalb Jahre Arbeit und Ausprobieren stecken in *Carla Cargo*, die nunmehr in zwei Versionen angeboten wird: Open Source auf dem Blog der Website zum Selbstbauen und für 4.000 Euro zum Verkauf, wobei der Elektromotor mit rund 1.200 Euro das teuerste Teil ist. Simon Knupper, der dritte im Bunde der Viererbande, träumt bereits von einer weiteren Variante: *Carla Cargo* als Wohnmobil.

Seinen Arbeitsplatz hat das Team im *Grünhof*, einem ökologisch und kreativ orientierten Coworking Space für rund 200 Menschen. 2015 belegte *Carla Cargo* den ersten Platz bei dessen *Econauten*-Wettbewerb – was ihm zu seinem Platz im Grünhof und zu einer finanziellen Förderung verhalf, von der nun zumindest ein Teil des Teams leben kann. Im Sommergarten des *Grünhofs* befindet sich eine Abholstation der *Gartencoop*, die einmal wöchentlich per *Carla-Cargo*-Testfahrt beliefert wird.

Dieses Jahr will das kleine Unternehmen durchstarten und die ersten 50 bis 100 *Carlas* verkaufen. Es gebe bereits Anfragen aus Australien, Afrika und europäischen Ländern, berichtet Markus Bergmann. Selbstgebaute Radlaster, die genauso oder ähnlich aussehen wie das Original, fahren auch schon im Ökodorf *Schloss Tempelhof* oder in der Züricher Wohngenossenschaft *Mehr als wohnen* herum. Der Nachbau freue sie genauso, sagt die 29-jährige Forstwissenschaftlerin Mareike Kroener, im Betrieb zuständig für Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit: „Wir glauben ans Teilen, an Kooperation und Zusammenarbeit, wir sind Teil einer Bewegung.“

www.carlacargo.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/carla-cargo

36 . Liquide Demokratie

Ute Scheub, Juni 2012

Ein Kollektiv produziert internetvernetzt „korrekte Getränke“, darunter *Premium-Cola*. Die „Arbeiterklasse“ – Abfüller, Gabelstapler- und Lasterfahrer – darf genauso qualifiziert und unqualifiziert mitquatschen wie die „Bourgeoisie“ der Großhändler.

Wenn Karl Marx einen Internetanschluss gehabt hätte, wäre ihm vielleicht dieses Modell eingefallen: Eine Assoziation freier Individuen, bestückt aus der Arbeiterklasse, organisiert sich im Web als Schwarmkollektiv und produziert „korrekte Getränke“, darunter *Premium-Cola*. Profit ausgeschlossen. Konsensdemokratie inbegriffen, einschließlich stundenlanger Quasseln per Mail oder in Echtzeit.

Oder wenn die Piratenpartei das Bundeswirtschaftsministerium übernehme, so käme womöglich ein ähnliches ökonomisches Modell zustande wie bei *Premium-Cola*: Mobile Firmenzentrale, bestehend aus einem Laptop und einem Handy. Liquide Demokratie. Maximale Transparenz. Virtuelle Produktionsweise, bestehend aus gut 50 einzelnen Modulen. Alles Open Source auf die Website gestellt.

Aber Marx ist tot und die Piratenpartei weit jünger als *Premium-Cola*. Deshalb muss der Hamburger Uwe Lübbermann jetzt alles erklären, denn von ihm stammt die Idee. Zur Person: 35 Jahre alt, schwarzer Kapuzenpulli, rasierter Schädel, Dreitagebart. Arbeitete schon als Jugendlicher auf dem Bau. Als Maurer, später als Gabelstaplerfahrer. Dann Blumenbote, Barkeeper und Behindertenbetreuer, schließlich Marketingleiter an der Uni – ein Werdegang, der ihn befähigt, sowohl mit Lagerarbeitern als auch mit Professorinnen auf Augenhöhe zu sprechen.

„Was mich getrieben hat, so ein Kollektiv zu gründen, kann ich nicht genau sagen“, erzählt er und schaut sein Gegenüber freundlich aus blauen Augen an. Vielleicht sei es ein Aha-Erlebnis auf dem Bau gewesen: dass die Bauherren auf die Maurer runterschauten und die Maurer umgekehrt auf die Bauherren. Seine Schlussfolgerung: „Alle sind gleich viel wert. Wenn überhaupt jemand mehr verdienen sollte, dann diejenigen, die die schlechteren Arbeitsbedingungen haben.“

Aber brauchen wir Cola, Limo, Bier und Kaffee tatsächlich, all das Zeug, was er und seine Mitstreiter anbieten? Lübbermann ist ein durch und durch ehrlicher Mensch. „Natürlich nicht. Alles ungesund.“ Sie bemühten sich zwar um Biozutaten und das Bier sei sogar von *Bioland* zertifiziert, aber es könne Alkoholsucht auslösen. „Und deshalb zahlen wir zehn Prozent vom Umsatz an einen Ex-Alkoholiker, der durch die Schulen tingelt und seine Geschichte erzählt.“ Auf der Webseite findet sich auch der Hinweis, man solle den Kaffee bloß nicht kaufen, wenn man schon einen fairen Anbieter habe. Und Werbung macht das Kollektiv schon gar nicht: PR, igitt.

Überhaupt, die ganze Gründung: „ein Versehen“, sagt Lübbermann. 1999 lag er in der Badewanne und zuzelte an seiner *afri cola*. Doch die schmeckte ihm plötzlich nicht mehr, weil die Firma das Rezept geändert hatte. Zwei Jahre lang nervte er deshalb den Konzern; vergeblich. Dann, per Zufall, stieß er auf einen Abfüller und das Originalrezept. 2001 füllte er mit Freunden eine eigene Cola ab, 1.000 Flaschen für den Eigenbedarf, sie schmeckte. *afri* war gekapert, die Piratenmarke *Premium-Cola* entstand.

Die Körpersprache des Markeninhabers ist eher schüchtern. Zwar stehen sein Name und seine Wohnadresse auf den Etiketten der schlichten schwarzen Flaschen, gleich neben den Zutaten und folgendem Spruch: „Eine korrekte Cola aus kollektiver Überzeugung und Leidenschaft.“ Aber ein Bestimmer wollte er nicht sein. Also ist

er ein „Nichtbestimmer“ geworden. Cola-Trinkende, Flaschenabfüller, Gabelstapler- und Lastwagenfahrer, Getränke- und Großhändler – sie alle, vom Proletariat übers Kleinbürgertum bis zur Bourgeoisie, können über seine Arbeit und sein Leben mitbestimmen, und über *Premium-Cola* sowieso. Wobei er Wert auf die Feststellung legt, dass er sich „einen Rest Selbstbestimmung“ erhalten habe.

Und wie geht das nun? Uwe Lübbermann nennt die Zahlen 6 und 60. Sechs Leute – er selbst, die Buchhalterin und noch ein paar – sitzen im „Orgateam“ und verständigen sich in wöchentlichen Telefonkonferenzen. 60 Menschen stehen auf dem Mailverteiler des Kollektivs und dürfen jedes Problem bis zum Wahnsinn ausdiskutieren, weil Konsensdemokratie demokratischer ist als Abstimmungen. Zu den 60 gehören auch die „Sprecher“, das sind Konsumenten oder besser gesagt Prosumenten, die in über 90 Orten in Deutschland, Österreich und der Schweiz gegen ein kleines Entgelt dafür sorgen, dass sie *ihre* Lieblings-Cola in *ihrem* Lieblingsladen kaufen können. „Eine Struktur, die Macht verhindert“, sagt der Erfinder nicht ohne Stolz.

Die Firmenzentrale besteht wie gesagt aus Lübbermanns PC und Handy – mehr nicht. Angestellte gibt es nicht, was das Kollektiv übrigens langfristig gerne ändern würde; derzeit leben alle Beteiligten noch von anderen Jobs. Oder sie wollen höchstens drei Stunden täglich arbeiten oder auch mal ein halbes Jahr durch Brasilien touren. Geht alles. Lübbermann ist nach eigenem Bekunden „der einzige, der von *Premium-Cola* leben kann“. Pro Flasche bekommt er einen festen Preis von vier Cent. „Und wenn das Kollektiv beschließt, dass ich nur noch drei Cent kriege, kann ich nix dagegen machen. Ich lebe davon, dass ich mich anstrengte, es allen recht zu machen.“

Die Flaschen werden in Nördlingen abgefüllt und an Groß- und Kleinhändler bundesweit sternförmig verteilt. 2011 verkaufte *Premium-Cola* rund eine halbe Million davon, was dem Nichtbestimmer theoretisch gut 20.000 Euro im Jahr einbrachte, wegen aufgelaufener Kosten aber weit weniger. Wer ihm nicht glaubt: Die Kalkulationen sind auf der Website nachzulesen. Das Modul „Transparenz“ nennt Lübbermann das. Es gibt auch das Modul „ohne Gewinn“, das Modul „ohne Zinsen“ (Zinsen kommen nämlich selbst dann nicht auf die Rechnung, wenn jemand monatelang nicht bezahlt), das Modul „Handschlag“ (es gibt keinen einzigen Vertrag) sowie das Modul „Anti-Mengenrabatt“ (je kleiner die bestellte Menge Flaschen, desto geringer der Preis für den Händler). Letzteres steht zwar ganz im Gegensatz zur gängigen Marktlogik, sorgt aber für eine zuverlässigere Belieferung kleiner Läden und gute Stimmung unter allen Händlern. „*Premium-Bier* haben wir praktisch blind geordert, weil wir sicher waren, dass es für alle fair geregelt sein würde“, sagt einer von ihnen.

„Wir wollen den Beweis führen, dass Moral und Ökonomie zusammenkommen. Und nach zehnjähriger Existenz können wir so falsch nicht liegen“, heißt es auf der Website. *Premium-Cola* ist zwar mit einem Marktanteil von 0,01 Prozent weiterhin ein Nichts auf dem Cola-Markt, aber es wächst langsam und stetig und bietet neben Bier und Cola inzwischen auch weitere Produkte an. Genauer gesagt: Andere Kollektive haben das Geschäftsmodell übernommen und kooperieren mit *Premium-Cola*: etwa die Holunder-Limo *Frohlunder* oder der *Quijote*-Kaffee, aber auch ein Zahnbürstenhersteller. Damit kann man dann gleich nach dem Cola-Konsum den Zucker im Mund fair-schrubben.

Uwe Lübbermann, der inzwischen Wirtschaftspsychologie studiert und einen Master im Nachhaltigkeits-Management anstrebt, träumt davon, eines Tages vielleicht sogar die großen Player unter Druck setzen zu können: „Wir machen keinen Gewinn, wir haben keine Aktionäre, keine Werbung, keine dicken Dienstwagen, also können wir irgendwann mit besseren Sozialstandards fairer und billiger produzieren als die. Das zu beweisen, ist jedenfalls mein Ziel.“ Sagt er und freut sich auf den Tag, an dem die Arbeiterklasse zusammen mit der Bourgeoisie gesiegt haben wird.

November 2017: Die Revolution schreitet voran, in gewollt kleinen Schritten. Mit aller Kraft wird das Wachstum klein und kontrolliert gehalten. Dennoch hat *Premium-Cola* 2016 mit 1,5 Millionen dreimal so viele Flaschen verkauft wie fünf Jahre zuvor; das „Orgateam“ umfasst daher auch mittlerweile zwölf Leute, der Mailverteiler ist nun ein Online-Board mit 230 Mitgliedern. Bei alledem bleibt man sich aber treu: Für alle Mitarbeitenden gilt ein Einheitslohn, der nur nach Sonderbedarfen wie Kind, Behinderung und Kosten für den Arbeitsplatz variiert. Entscheidungen werden je nach Betroffenheit getroffen, auf allgemeiner Ebene aber

weiterhin konsensdemokratisch. Konstant bleibt auch das Modul Handschlag: Bei mittlerweile 1.700 gewerblichen Partnern über 16 Jahre kam es dabei zu genau 0 Rechtsstreitigkeiten. „Das werte ich mal als Erfolgskennzahl“, freut sich Lübbermann. Kein Wunder, dass andere da neugierig werden. Lübbermann teilt daher seine Erfahrung nun als Kommunikationsberater mit weiteren Organisationen – vom Hausprojekt bis zum demografischen Rat der Regierung der Vereinigten Arabischen Emirate.

www.premium-cola.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/premium-cola

37 . Mit Bienen hoch hinaus

Lissa McMillan, Dezember 2015

Die Bienen, die auf den Dächern der australischen Stadt Melbourne leben, führen alles andere als ein Hundeleben – frei von der Varroamilbe, die den Rest der Welt heimsucht.

„Willkommen auf dem Dach!“ Nach einer Klettertour kommen wir außer Atem auf dem Alfred-Deakin-Gebäude am berühmten Federation Square mitten im Herzen von Australiens zweitgrößter Stadt Melbourne an. „Wir sind am Anfang der Saison immer total unfit, und dann macht man alle zwei Wochen gleich ein paar von diesen Klettertouren.“

Gekleidet in etwas, das wie ein weißer Raumanzug und ein Helm mit Netz vor dem Gesicht aussieht, könnte Imkerin Vanessa Kwiatkowski einem Science-Fiction-Film entstieg sein. Vor uns stehen zehn Bienenstöcke auf Kunstrasen, dazu Topfpflanzen, die das Gelände kühl halten sollen – und vor allem Pollen für die Hunderttausenden hier lebenden Bienen liefern.

„Wenn man selbst schön entspannt ist, sind sie das auch“, beruhigt uns Vanessa. „Bienen riechen Angst, genau wie Hunde.“ Es ist die erste einer Reihe von Biene-Hund-Analogien, die wir auf unserem Besuch bei den innerstädtischen Dach-Bienenstöcken hören werden. Diese stellen nur einen Teil der insgesamt 80 Bienenvölker dar, die von Vanessa und ihrem Partner Mat Lumalasi versorgt werden. Aber dazu später mehr. Jetzt ist es an der Zeit, die Bienenstöcke zu öffnen.

Mat wedelt Rauch aus einem Smoker mit australischem Teebaumholz über den Bienenstock, der inspiziert werden soll. Es riecht wie die Buschfeuer, die im australischen Sommer nur allzu häufig sind. Entgegen der landläufigen Meinung vermutet Vanessa, dass Rauch die Bienen gar nicht wirklich beruhigt, sondern sie zu einer Art Notfallübung veranlasst. Sie sind dann zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auf die Idee zu kommen, den Imker zu stechen. Und es scheint zu funktionieren. Die Bienen machen einen eher sanftmütigen Eindruck. „So sind Bienen im Normalfall“, erklärt Mat. „Nicht die riesigen, wütenden, aggressiven Schwärme, die man in Filmen sieht.“

„Menschen züchten Bienen seit Jahrhunderten selektiv für bestimmte Eigenschaften, und leider haben wir bei Bienen hauptsächlich auf Sanftmut gezüchtet, was für uns Imker ideal ist, die Bienen aber nicht gerade widerstandsfähig gegen Krankheiten gemacht hat“, erzählt Vanessa. „Sie sind wie Labradorhunde. Nichts gegen Labradore...“ Mat bringt ihren Gedanken zu Ende: „...Aber sie sind ein bisschen zu sanftmütig geworden.“

Die ehemaligen IT-Fachkräfte Vanessa und Mat starteten *Melbourne City Rooftop Honey* vor fünf Jahren aus Sorge um den weltweiten Rückgang der Bienen. Laut Australiens oberstem Wissenschaftsrat sind Honigbienen für die Bestäubung von etwa einem Drittel unserer Nahrung unverzichtbar, darunter Obst, Gemüse, Öle, Samen und Nüsse. Es beunruhigte Vanessa und Mat, dass die fundamentale Bedeutung der Bestäubung nicht anerkannt oder gewürdigt wurde, und das Risiko für die Nahrungsversorgung machte ihnen Sorgen – solche Sorgen, dass sie sich zu dem großen Schritt entschlossen, ihre Jobs zu kündigen und Vollzeit-Imker zu werden.

Vanessa hatte die Idee, Bienenstöcke auf den Dächern von Cafés, Restaurants und Hotels zu platzieren; nachhaltige Honigerzeugung – und Bienen – zurück in die Stadt zu bringen. Aufgrund der weiten Verbreitung von Blumen in städtischen Gebieten sind Stadtbienen in der Regel produktiver als ländliche. Mat und Vanessa fanden es wichtig, Honigbienen in unsere Städte und urbanen Landschaften einzubeziehen, und sie wollten andere über Bienen und deren Rolle aufklären. Die Platzierung von Bienenstöcken auf unbenutzten Dächern und Balkonen

trägt zudem zur Reduzierung von Lebensmittelmeilen bei, da der Honig nur wenige Meter von der Verkaufsstelle entfernt produziert wird.

Als Vanessa ihre Idee googelte, stellte sie fest, dass das Konzept in europäischen Städten schon seit langem existiert. Aber zwischen Dachhonig in Australien und in anderen Ländern der Welt besteht ein wesentlicher Unterschied: die Varroamilbe. Mat zieht behutsam einen der hölzernen Rahmen aus dem Dach-Bienenstock. Er ist begeistert, wie groß und kräftig das Brutmuster ist, das anzeigt, wo die Königin ihre Eier gelegt hat – im Endeffekt die Bienen-Kinderstube. „So kräftige Brutmuster wie dieses gibt es in Europa gar nicht mehr“, erklärt Vanessa.

Die Varroamilbe greift Bienenkolonien seit den 1960er-Jahren an. Seitdem hat sie sich langsam von Japan und der damaligen Sowjetunion in alle anderen Länder ausgebreitet – mit Ausnahme von Australien. Die Milbe saugt das „Blut“ oder die Hämolymphe erwachsener Bienen, was die Tiere anfälliger für Infektionen macht und häufig zum Zusammenbruch der Kolonie führt. In Australien ist der Export gesunder Bienen heute eine wachsende Industrie. Aber wie lange kann das anhalten? „Die Varroamilbe gibt es bereits in Neuseeland, auf den Salomonen, in Neuguinea, überall um uns herum, und wir stehen in Australien höchstwahrscheinlich vor der Frage nach dem Wann, nicht nach dem Ob“, befürchtet Mat. Aber er konstatiert auch, dass die australischen Quarantänebehörden hervorragende Arbeit leisten.

Mat fände es trotzdem wichtig, auch andere Maßnahmen ins Auge zu fassen. „Man nimmt eine 20 Kilometer vor der australischen Küste gelegene Insel, richtet ein Bienenschutzgebiet ein und fängt an, zu züchten. In Skandinavien gibt es schließlich auch einen internationalen Saatguttur“, argumentiert er. Auf einer entlegenen norwegischen Insel ist ein breites Spektrum von Pflanzensamen eingelagert, um sicherzustellen, dass die Kulturpflanzenvielfalt angesichts natürlicher oder menschengemachter Katastrophen nicht verloren geht. Ein Modell für das Überleben der Bienen?

Und der Vormarsch der Varroamilbe hat zu einem Umdenken in Bezug auf Bienenzuchtmethoden geführt. „Statt auf Sanftmut achtet man jetzt eher auf hygienische, saubere Bienen, die Parasiten und tote Larven aus ihren Zellen entfernen, bevor sie sie verdeckeln“, erklärt Mat. Also heißt es Tschüss Labrador, willkommen Australischer Treibhund. „Ein arbeitender Australian Cattle Dog sorgt mehr oder weniger für sich selbst. Er wird kaum gehätschelt und arbeitet einfach den ganzen Tag“, sagt Mat.

Und für Arbeitsbienen gibt es in der Tat jede Menge zu tun: Aufzucht, Wachdienst, Nahrungssuche, Leichenbeseitigung, Säubern... die Liste ließe sich fortsetzen. Und Arbeit gibt es nicht nur in den Bienenstöcken. Außer der lebenswichtigen Rolle bei der Pflanzenbestäubung hat man Bienen auch darauf trainiert, Landminen zu erschnüffeln, genau wie – richtig geraten – Hunde!

Vanessa und Mat betreiben das Wochenendhobby, das zu ihrem Leben geworden ist, mit Leidenschaft. Ihre Idee war es, Geld zu sammeln und lokale Geschäfte als Sponsoren für Bienenstöcke zu gewinnen, um Bienen und Bienenstöcke kostenlos zur Verfügung stellen zu können. Das Echo war so überwältigend, dass die beiden nun darüber nachdenken, Angestellte zu beschäftigen, damit das Projekt weiterwachsen kann.

Restaurants können bei sich einen Bienenstock aufstellen und ihn komplett von *Rooftop Honey* pflegen lassen. Das sponsernde Restaurant erhält bis zu 20 Prozent oder sechs Kilo des Honigertrags, je nachdem, was zuerst erreicht wird. Für eine jährliche Versorgungsgebühr von 500 australischen Dollar können Melbournnerinnen und Melbournner einen Bienenstock mit 40.000 bis 50.000 Bienen sponsern, der im Schnitt 30 bis 50 Kilo Honig pro Jahr erzeugt. Die meisten kommerziellen Betreiber würden von einem Bienenstock ähnlicher Größe 100 bis 150 Kilo erwarten, da sie den Honig extrahieren und die Bienen im Gegenzug mit Zuckersirup füttern. Mat und Vanessa füttern ihre Bienen nicht und belassen zwei Fünftel bei jedem Bienenstock, damit die Bienen ihren eigenen Honig essen können. „Wenn wir mehr nehmen würden und das Wetter schlecht werden sollte, könnte das ganz schnell böse enden“, erklärt Mat.

So bekommen Sponsoren von *Rooftop Honey* durch die Beteiligung an einem nachhaltigen Unternehmen neben ihrem Honig auch das Gefühl, Teil einer Gemeinschaft zu sein. Dazu die Gelegenheit, etwas über Bienenhaltung zu lernen, sich zu engagieren und, nicht zuletzt, ein Haustier der etwas anderen Art. Das kann man allerdings im Gegensatz zu einem Hund nicht streicheln!

www.rooftophoney.com.au

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTUREPERFECT unter:
www.goethe.de/ins/cz/prj/fup/de14955396.htm

38 . Mit Gehzeugen gegen Stehzeuge

Annette Jensen, September 2014

Der Verein *Fairkehr* für verkehrspolitische Bewusstseinsbildung aus Salzburg lässt Anwohner von Verkehrsschneisen die Schönheit ihrer Straßen ohne Autos erleben.

Hier zieht niemand freiwillig her: 30.000 Autos fahren täglich über Salzburgs Saint-Julien-Straße. Viele Ladenlokale stehen leer, die schmiedeeisernen Balkons der Altbauten eignen sich bestenfalls zum Bierkühlen. Bei einer Umfrage unter Salzburgern nach der hässlichsten Straße würde die Saint-Julien-Straße gewiss einen der ersten Plätze erringen. „Lärm pur. Verkehrshölle“, fasst Lukas Uitz zusammen. Er ist Mitinitiator des 2007 gegründeten Vereins *Fairkehr*. Und genau deshalb wählten er und sein Vorstandskollege Erik Schnaitl diesen Ort vor vier Jahren als Veranstaltungsort für das erste große „fairkehrte Fest“ aus, an dem ein Wochenende lang die Fahrbahn zum Lebensraum werden sollte. Die beiden marschierten zur Stadtverwaltung und teilten ihr Vorhaben mit: „Wir haben gesagt, dass wir das machen werden, und nicht gefragt, ob wir das dürfen“, berichtet der 28-Jährige, der gerade sein Geografiestudium für den Zivildienst unterbrochen hat. Sofort schiebt er nach, dass man trotzdem ein sehr gutes Verhältnis zur Polizei pflege; Guerillataktik sollen andere machen.

Die Anwohnerinnen und Anwohner der Saint-Julien-Straße erfuhren durch einen Flyer im Briefkasten von dem bevorstehenden Ereignis und wurden aufgefordert, den öffentlichen Raum vor ihrer Tür mit- und umzugestalten. Als die Aktivisten frühmorgens begannen, 500 Quadratmeter echten Rasen auf der Fahrbahn auszurollen, ernteten sie zunächst ungläubige Blicke. Doch dann begannen einige Leute, ihre völlig verdreckten Fenster zu putzen, andere betraten ihre Balkons und beobachteten, was da unten passierte. Zögernd wagten die Ersten, die vor ihrer Haustür entstandene Grünfläche zu betreten. Verdutzt und erfreut nahmen sie den öffentlichen Freiraum wahr, wo plötzlich keine Autolawine mehr rollte und sie trotzdem kein Konsumzwang bedrängte wie in einer Fußgängerzone. Bald wurde eine Couch auf die Straße geschleppt mit der Einladung an andere Passanten, sich niederzulassen. Live-Musik wurde angestimmt. „Alte Leute nahmen Platz und sinnierten, dass die Straße nun wieder an früher erinnerte. Und alle gemeinsam stellten fest, dass die Saint-Julien-Straße eigentlich gar nicht hässlich ist, nur der ununterbrochene Verkehr sie dazu macht“, erzählt Uitz.

Das „fairkehrte Fest“ ist inzwischen in Salzburg Tradition geworden. Schon vier Mal rollten die beiden Initiatoren mit zusammengetrommelten Mitstreitern Rasen in einer anderen viel befahrenen Straße aus. Die Beteiligung wächst: Neben Seniorencafés, Aktionen für Kinder und zahlreichen Musikgruppen gab es beim letzten Mal für die rund 15.000 Besucher auch die Möglichkeit, sich mitten auf der Fahrbahn einem Gesundheitscheck zu unterziehen, eine Galerie unter freiem Himmel zu besuchen oder mit Anwohnerinnen zu verhandeln, die Abnehmer für ihre Flohmarktschätze suchten. Warum das Erleben und das Mitgestalten des eigenen Stadtraums so wichtig sei, erklärt Uitz, für den sein ehrenamtliches Engagement zeitweise den Umfang eines Vollzeitjobs annimmt, mit einem leicht abgewandelten Konfuzius-Zitat: „Sage es mir, und ich vergesse es. Zeige es mir, und ich behalte es vielleicht. Lass es mich tun, und ich begreife und beherrsche es.“

Regelmäßig bringt der Verein auch „Gehzeuge“ zum Einsatz – und das nicht nur in Salzburg, sondern auch in anderen österreichischen Städten und bisher einmal in München. Die großen Holzrahmen mit den Ausmaßen eines Autos werden von jeweils einer Person mit Hilfe eines Schulterriemens eine Fahrbahn entlang getragen und zeigen ganz sinnlich den enormen Platzbedarf des Individualverkehrs. Erfunden hat das „Gehzeug“ der Wiener Verkehrswissenschaftler Hermann Knoflacher. Der Professor sieht den Hebel für eine weniger

autozentrierte Stadtplanung in der Reduzierung wohnungsnaher Parkplätze für „Stehzeuge“. So bezeichnet er Autos, weil sie im Durchschnitt 23 Stunden am Tag unbewegt den öffentlichen Raum blockieren und innerhalb ihrer einzigen mobilen Stunde dann auch noch im Stau stecken bleiben. Knoflacher plädiert dafür, dass Parkplätze mindestens so weit von der Haustür entfernt liegen sollten wie die nächste Bushaltestelle. In der Freiburger Siedlung Vauban wurde versucht, das praktisch umzusetzen: Wer hier nicht auf die eigenen vier Räder verzichten will, muss sein „Stehzeug“ in einer am Rand der Siedlung liegenden Garage abstellen und sich mit rund 18.000 Euro an ihren Baukosten beteiligen. Die Leute von *Fairkehr* haben schon einmal einen Betriebsausflug dorthin gemacht – und waren beeindruckt.

In Salzburg parken die Autos hingegen noch immer die Stadt zu; die Gesetze sind weiterhin autofreundlich. Bis vor Kurzem mussten rund zwei Stellplätze pro Neubauwohnung nachgewiesen werden – egal, ob die Bewohner längst aufs Fahrrad oder den öffentlichen Verkehr umgestiegen waren. Immerhin hat *Fairkehr* zusammen mit anderen Institutionen erfolgreich interveniert und eine erste Lockerung dieser Vorschrift erreicht. Auch den Plan der Stadtpolitiker, die aus dem Felsen des Mönchsbergs herausgefräste Garage um 650 Stellplätze zu erweitern, kritisiert Uitz lautstark. Doch worum es dem Verein vor allem geht, sind sicht- und spürbare Aktionen, die den Bewohnern einen Gewinn an Lebensqualität vermitteln, sympathisch wirken und zum freudigen Miteinander einladen. „Von der Verzichtsdebatte haben wir uns verabschiedet“, stellt Uitz klar. Nicht einzelne Autos seien schließlich das Problem, sondern deren ungeheure Dichte. Automassen, die die Stadt hermetisch abriegeln – ein unschönes Bild.

Welche Macht Bilder haben können, hat Uitz an sich selbst erfahren: 2007 entdeckte er vier Fotos aus Bangkok, die Hermann Knoflacher veröffentlicht hatte. Darauf zu sehen war der unterschiedlich große Platzbedarf von jeweils 80 Busnutzern, Radlerinnen, Fußgängern und Autofahrerinnen. Die Aufnahmen waren für Lukas Uitz und seinen Freund Erik Schnaitl der Impuls für ihre erste größere Aktion vor dem „fairkehrten Fest“: Sie wiederholten das Experiment auf der viel befahrenen Salzburger Staatsbrücke, die sie für jede Aufnahme kurzzeitig sperren durften. Geblieben ist davon nicht nur eine beeindruckende Postkarte, sondern auch eine Erfahrung, die Lukas Uitz bis heute antreibt: Plötzlich war es still. Er hörte Vogelgezwitscher. Einige der beteiligten Protagonisten wollten einfach nicht mehr aufstehen von den Stühlen, die sie für die Simulation von Auto- und Bussitzplätzen mitgebracht hatten. Es war jetzt einfach zu schön hier.

www.fairkehr.net

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/fairkehr

39 . Mit Lötkolben gegen Müllberge

Borjana Zamami, Dezember 2015

Vor einem Jahr gründet sich das Repair Café im Stuttgarter Westen. Inzwischen helfen etwa 30 Leute mit handwerklichem Geschick regelmäßig bei Kaffee und Kuchen ihren Gästen, kaputte Gegenstände zu reparieren – um den Elektroschrott in der Welt zu reduzieren und ihren Stadtteil zu beleben.

„Das geht in den Orkus!“ – mit diesem Spruch werden alte Elektrogeräte bedenkenlos verabschiedet. Orkus ist ein römischer Gott. Durch sein Riesenmaul führt der Weg in die Unterwelt. Doch seine Göttlichkeit schafft es längst nicht mehr, den ganzen Elektroschrott, der auf der Erde anfällt, unter ihr zu verstecken. 2017 werde der weltweite Gerätemüll so viel wiegen wie 200 Empire State Buildings, lautet eine Prognose der Vereinten Nationen. Schwere Kost.

An einem Sonntag im Juli beißt Tobias Koßbiel genüsslich in ein Stück Kuchen. Draußen knallt die Sonne bereits um zehn Uhr morgens auf den Stuttgarter Kessel und schiebt die Thermometeranzeige auf 36 Grad. Die Luft im Café des *Eltern-Kind-Zentrums (EKiZ)* im Stuttgarter Westen steht. Alle Fenster und Türen sind offen. Drinnen brutzeln etwa 20 Antikonsumkämpferinnen und -kämpfer. Sie löten, kleben, schrauben und feilen, was das Zeug hält. Kaputte Haushaltsgeräte fangen wieder an zu braten, Erinnerungsuhr beginnen zu ticken, und geliebte Plattenspieler leiern von Neuem. Wer hier mitwerkelt, steckt im *Repair Café*.

Ein Bastler der ersten Stunde ist Tobias Koßbiel. 40 Jahre alt, rasierte Haare, mächtiger Bart. Er trägt seine Lieblingsjeans und dazu sein Lieblings-T-Shirt, auf dem „Action Hero“ geschrieben steht. Er ist gelernter Zimmermann, studierter Bauingenieur, studierter Philosoph und ausgebildeter Yogalehrer. Im Alltag unterrichtet er Ethik und Bautechnik an einer Berufsschule. „Für die Wirtschaft zu bauen, macht keinen Spaß“, erklärt er. „Die Ethik ist ein schöneres Feld.“

Ein Alltagsphilosoph sei er, der vielleicht seinen Schülern mit wissenschaftlichen Texten auf die Nerven gehe, da er gern die Normen unserer Gesellschaft hinterfrage. Koßbiel verfolgt eine Art Praktische Philosophie: Das Leben solle auch drei Generationen später noch wie ein menschliches Leben erscheinen. Es solle allen so gut gehen wie möglich, sagt er. Er versuche seinen Schülerinnen zu zeigen, wie man eine solche Zukunft durch gegenwärtiges praktisches Handeln herbeiführen kann.

Mit dem *Repair Café* zum Beispiel, das er mit seinem Freund Felix Hebler ins Leben gerufen hat. Eins von etwa 200 weiteren in Deutschland. Das erste Treffen dieser Art fand 2009 in Amsterdam statt. Handwerklich Begabte, mit Werkzeugen bewaffnet, kamen zusammen und halfen freiwillig jedem, der seinen geliebten Pullover, Toaster, Wecker oder Spielzeuglaster vor dem Wegwerfen retten wollte. Zusammen reparierten sie Kostbarkeit oder Alltagsding.

Durch Reparieren wird auf neuen Konsum verzichtet und Geld gespart. So werden Bekanntschaften in der Nachbarschaft geschlossen oder gepflegt und die weltweit 40 Millionen Tonnen Elektroschrott jährlich lassen sich ein klitzekleines Bisschen reduzieren.

An diesem Sonntag sind nur 35 Gäste gekommen. Die angesagte Hitze hat viele der sonst gut 150 Reparierwilligen ferngehalten. Ein Glück für Sabine Ostmann, eine 65-Jährige, die zu den Stammgästen zählt. Sie parkt ihren vollgeladenen Bollerwagen, lächelt durch den Raum und beeilt sich, eine Wartenummer zu ziehen. Das muss man nämlich, um Ruhe zu bewahren.

Allein hat sie es nicht geschafft, einen kleinen Fitness-Stepper zum Steppen zu bringen. Tobias stellt seine Thermoflasche ab, die er immer bei sich trägt, und lädt die Dame zum Werkeln ein. Wo könnte der Fehler sein?

Über dieser Frage knobeln noch sechs weitere *Repair-Teams* an den Tischen drumherum – überlegen, wie sie einen alten Dia-Projektor zum Leuchten bringen, einen Fernseher zum flimmern animieren. Wie sie eine verklebte Fernbedienung zum Kommandieren oder ein glänzendes Smartphone zum Kommunizieren überreden. Ein Holzbagger wird gleich eine Anhängerkupplung kriegen.

Für knifflige Aufgaben lassen Gäste und die Sachverständigen vom *Repair-Team* gern ihre Kaffeebecher und Kuchenteller stehen, stecken die Köpfe zusammen, starren gemeinsam in eine winzige Angelegenheit, diskutieren, ruckeln, putzen, entdecken den Fehler, beheben ihn. Das Ding läuft wieder, und alle freuen sich gemeinsam.

Jetzt kann die kleine Französin, Mitte 50, ihre alten Urlaubsbilder wieder an die Wand projizieren. „Wo kann ich hier eine Spende machen?“, fragt sie mit Akzent. Sie kuschelt behutsam ihren Dia-Projektor und marschiert zur Spendenbox. Der Helfer wischt sich die Stirn. Im Schweiß seines Angesichts hat er wieder einen Sieg im Kampf gegen die Wegwerfgewohnheit der westlichen Gesellschaft errungen. Er wedelt sein T-Shirt hin und her, um sich ein wenig Luft zuzufächeln. Dann schaut er sich nach dem nächsten Gerät um, dem er ein Schicksal als in die Welt reisender Elektroschrott ersparen will.

In Computern, Handys und anderen elektronischen Geräten steckt jede Menge Gift – bromierte Flammschutzmittel, PVC oder Schwermetalle wie Blei, Cadmium und Quecksilber. Landen sie erst einmal in der Müllverbrennung oder auf Deponien, gelangen die Giftstoffe in die Umwelt. Ein Teil wird – häufig illegal – nach China, Indien oder Ghana verschifft, wo Arbeiter die ausgedienten Geräte per Hand auseinander nehmen.

Aber nicht nur deswegen werden die Geräte hier repariert. „Es macht Spaß, und es ist interessant“, sagt Till Schüssler. Er studiert Elektrotechnik und hilft auch noch in einem anderen Stuttgarter *Repair Café*. Man lerne immer etwas Neues. „Zumindest lernt man, was kaputtgeht“, schmunzelt er. Und wie einfach es doch manchmal wieder ganzgeht – wenn man sich nur an die Materie traut!

„Und man steht vor seinen Kindern als Superheld da“, freut sich Felix Hebler. Den Lieblingsbagger repariert, das Schmusetier genährt: „Diese Erfahrung wollten wir auch anderen ermöglichen“, erzählt er weiter.

Schon eine Stunde nach der Öffnung sind die ersten Helden geschaffen. Manch einer bollert mit seinem Holzwagen ab, stolz auf die selbstreparierte Ware. Andere geben geschlagen den Kampf auf. So war es vor einiger Zeit mit einer alten Juke-Box. „Das war verrückt. Ein mathematisches Genie. So komplizierte Teile – das haben wir nicht geschafft“, trauert Daniel Hampf und schwärmt weiter von der Musikmaschine, als würde sie gerade noch vor ihm stehen.

Wenn es also mal nicht klappt, gibt es trotzdem noch andere Freuden für die Repariertüchtigen. Sie treffen sich zufällig in der Stadt und freuen sich über ein Wiedersehen. „Man sieht sich, erkennt sich wieder: Ach, hallo!“, erzählt Sabine Ostmann, und winkt erfreut, um zu zeigen, wie es manchmal zugeht.

Die Gründer können getrost stolz sein, denn das *Repair Café* wollten sie auch deshalb eröffnen, weil sie ihr Wohnviertel beleben wollten. „Wir haben bemerkt, dass immer mehr Läden schließen, dass es immer anonym wird. Aber wir wollen unsere Nachbarn besser kennen lernen“, sagt Tobias Koßbiel.

Nur der Orkus sitzt derweil in seiner Unterwelt und ärgert sich, dass ihm die Stuttgarter Reparaturgemeinschaft sein elektronisches Resteessen nicht gönnt.

www.repaircafe.org

www.repaircafe-stuttgart.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/repair-cafe

40 . Nackte Tatsachen auf offener Straße

Anja Humberg, April 2015

Im Kern der Stadt Bohmte ist kein Verkehrsschild mehr zu sehen und keine Straßenmarkierung. Sechs Jahre nach Einführung von „Shared Space“ ist Bohmte staufrei und sicher. Doch bis zur vollständig gleichberechtigten Nutzung des öffentlichen Raums sind noch einige Schritte zu gehen.

Vorfahrt geändert“ warnt ein letztes Verkehrszeichen, bevor der schwarze Teer in rotes Pflaster wechselt und die Straßenmarkierung endet. Weder Schilder noch Ampeln oder Bordsteinkanten ordnen mehr den Verkehr. Wo die Landstraße früher einer schnurgeraden Schneise glich und die Kleinstadt in zwei Hälften teilte, durchschlängelt sie das Städtchen heute. Die Straße ist nicht zu unterscheiden vom Bürgersteig oder vom Parkplatz vor dem Landgasthof. Eine auswärtige Autofahrerin runzelt die Stirn. Ist das hier ein Kreisverkehr? Nein. Gilt rechts vor links? Auch nicht so recht. Sie bremst ab. Schaut sich verduzt um. Irritiert, aber umsichtig setzt sie ihre Fahrt fort. Der niedersächsische Ort Bohmte ist seit dem Straßenumbau unübersichtlicher geworden. Und auf den ersten Blick gefährlicher.

„Wenn ich unsicher bin, verhalte ich mich vorsichtiger“, erklärt Bürgermeister Klaus Goedejohann die Idee hinter dem ungewöhnlichen Verkehrsprinzip. Seine Stadt, eine 13 000-Seelen-Gemeinde im Osnabrücker Land, ist berühmt geworden, nachdem sie vor sechs Jahren, im Mai 2008, als erste deutsche Kommune ihren Schilderwald auf einer Länge von etwa einem halben Kilometer rodete. Seither gibt es in Bohmte keinen Stau mehr. „Der Verkehr fließt“, bestätigt Bäckerin Jutta Lübbert, die das Geschehen von der Ladentheke aus täglich beäugt. Die Landstraße 81 ist der Nabel der Stadt: „Alle müssen über diese Straße“, bekräftigt Gastwirt Friedrich-Wilhelm Asshorn. Kindergarten, Supermarkt und Kirche liegen auf der einen Seite, Wohnhäuser auf der anderen. Seitdem die Verkehrsader unübersichtlicher gestaltet wurde, teilen sich Autofahrer, Fußgänger und Radfahrer die Straße gleichermaßen. Wo vorher eine donnernde Durchfahrtsstraße den Motorisierten Vorrang gab, ist neuer öffentlicher Raum für alle Verkehrsteilnehmer entstanden. Doch bis das letzte Straßenschild abmontiert ist, wird auch in Bohmte noch einige Zeit vergehen. Ihren bizarren Helden haben die Bohmter trotzdem schon gekürt.

Dabei handelt es sich nicht etwa um einen Geistlichen, um einen Politiker oder Umweltschützer. Den Status der Stadtkönigin erlangte der mittlerweile verstorbene Hans Mondermann als Verkehrsplaner. Die Bohmter sind dankbar, dass er sie von ihrem dicksten Problem – dem mörderischen Stau – befreit hat. Ausgerechnet im Straßenverkehr, der von Regeln geradezu übersättigt ist, setzte Mondermann auf „gegenseitiges Kommunizieren“, erinnert sich Bürgermeister Goedejohann. Auf einer Gedenktafel am Straßenrand wird der Vater des „Shared Space“, wie Mondermann sein Konzept nannte, zitiert: „„Shared Space“ sieht den öffentlichen Raum als Spiegel und Fenster unserer Gesellschaft. Hier fahren und zeigen wir, wer wir sind, wie wir miteinander umgehen und was uns wichtig ist.“ Ein Verkehrsplaner spricht Tacheles.

Dass die Sicherheit in diesem Experiment der öffentlichen Gleichberechtigung nicht leidet, davon ist mittlerweile sogar die Polizei überzeugt. Phil Havermann, Polizeiinspekteur vor Ort im Landkreis Osnabrück, zückt die Statistik: Elfmal krachte es 2006, dem Jahr vor dem Umbau. 2012 gab es zehn Unfälle, im Jahr darauf wurden acht in der Statistik geführt. „Tendenz sinkend. Nur Blebschäden!“, versichert er. Verbände wie der ADAC und der Gesamtverband der deutschen Versicherer, die das Bohmter Geschehen aus der Ferne beobachten, warnen unterdes vor Sicherheitslücken. Dabei war die Hauptursache der Karambolagen wohl

lediglich eine unglücklich platzierte Straßenlaterne. Seitdem diese an einem neuen Standort steht, passiert so gut wie nichts mehr. Heute kann Bürgermeister Goedejohann darüber schmunzeln. Und auch der Osnabrücker Verkehrsforscher Wolfgang Bode, der die Bohmter in einer repräsentativen Umfrage befragte, bestätigt: „Das Ziel, Sicherheit durch Unsicherheit zu erreichen, wurde erfüllt.“

Unfallzahlen hin oder her – die Bohmter haben sich an das blanke Pflaster gewöhnt. Das allerdings ist nicht nur eine gute Nachricht, denn langsam fährt dort, abgesehen von Auswärtigen, niemand mehr. Die L 81 ist schließlich keine Fußgängerzone, sondern eine vielbefahrene Ortsdurchfahrt. Die Bohmter lieben nach wie vor ihr Auto und nutzen es gern für kurze Strecken: flink zur Bank, zum Blumenladen oder ins Büro. Etwa 12.000 Fahrzeuge brettern tagein, tagaus bedrohlich durch Bohmte, darunter allein 1.500 Lkw. Radfahrer und Fußgänger sind trotz Shared Space eine Minderheit geblieben.

Zurück auf die Straße: Jemand hupt einen Radfahrer beiseite. Und auch die Bäckersfrau Lübbert empört sich: „Mit meinen Enkelkindern stehe ich oft lange am Straßenrand, bis uns einer rüberlässt. Die Kinder sind einfach zu klein, um Blickkontakt zu den Autofahrern aufzunehmen. Und Hand raushalten, wie sie es in der Schule lernen, funktioniert nicht mehr.“ Gleichberechtigung ade! Wer schnell fährt, hat keine Zeit, dem Nachbarn in die Augen zu schauen, kritisiert auch Arndt Schwab vom fußgängerfreundlichen *FUSS*-Verein die schilderlose Verkehrspraxis. Erst wenn Fußgänger und Radfahrerinnen einen beträchtlichen Anteil am Verkehrsgeschehen ausmachen, könnten sie mit rücksichtsvollem Fahrverhalten der Autofahrer rechnen.

Von Zuständen wie auf asiatischen Megaverkehrsplätzen – die Fußgängerinnen, Rikschas, Laster kreuz und quer, aber unversehrt passieren – träumen auch die Bohmter weiterhin. Trotzdem hat die Pioniergemeinde gut ein Dutzend Kommunen angestiftet, nackte Tatsachen auf ihren Straßen zu schaffen. Auch in England, Dänemark, Schweden, Australien und in den Vereinigten Staaten wird „Shared Space“ inzwischen praktiziert. Doch was sich besonders in der Schweiz und in Holland seit Jahren bewährt hat, fristet in Deutschland bedauerlicherweise immer noch ein Nischendasein. Und wenn es in einer der Ortschaften mit „Shared Space“-Zonen doch mal kracht, herrscht hierzulande nicht selten Ratlosigkeit über die Regellosigkeit. In der Straßenverkehrsordnung zu blättern, hilft da nicht weiter. In Duisburg kassierte ein Richter die „Shared Space“-Zone ein, und in Aachen beerdigte die Straßenplanerin allein aus Sorge vor juristischen Klagen das Projekt noch vor der Realisierung.

Dazu kommt, dass der verkehrstechnische Purismus auch in den Haushaltsbüchern kräftig zu Buche schlägt. 2,1 Millionen Euro kosteten die Befreiung vom Schilderdschungel und der Umbau der Fahrbahn in Bohmte. Die EU steuerte immerhin knapp 600.000 Euro bei. Was spräche angesichts klammer Kassen stattdessen gegen eine günstige Tempo-30-Zone? Allein der Vorschlag, eine Hauptverkehrsader wie die L81 per Anordnung ruhig zu stellen, habe für brausenden Protest gesorgt, erinnert sich Bürgermeister Goedejohann.

Der lässt sich auch von Rückschlägen nicht aus dem Konzept bringen, sondern tüftelt schon am nächsten Schachzug: „Shared Space“ in der ganzen Stadt – von den Bürgern gestaltet. Wer die Menschen auf der Straße fragt, erfährt: Sie haben Lust auf mehr. Die Bohmter merken, dass mit „Shared Space“ das Leben von der grünen Wiese wieder zurückkehrt in den Stadtkern, erklärt Katalin Saary vom *NETZWERK shared space*. Laut Saary kommt dieser Standortvorteil langsam auch bei den Einzelhändlern an. Goedejohann will einen Plan aus der Schublade ziehen können, sobald ein Topf mit frischem Geld auftaucht. So lange zeigt sich in Bohmte ein zweigeteiltes Bild. Nach kurzer Strecke sieht man statt der roten Pflastersteine wieder die übliche Schwarz-Weiß-Straßenoptik. Auf der gewohnten Fahrbahn geht es wie vorgeschrieben mit 50 Sachen vorwärts. Am Zebrastreifen bremsen die Motorisierten ab, damit zwei Passanten die Straße überqueren können. Dann setzen sich Autos und Lastwagen stupide in Bewegung. „Die Leute schalten wieder auf Tunnelblick. Wenn die Ampel grün ist, fährt man los, wie blind“, beobachtet aus dem Fenster seines Rathauses der Bürgermeister, der die Augen noch eine Weile lang auf die Straßen einer Stadt richten wird.

www.bohmte.de.

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:
www.futurzwei.org/bohmte-teil2

41 . Reiseziel postfossil

Ute Scheub, Mai 2012

In Hamburg fahren neuartige Busse der Hochbahn mit Wasserstoff und Brennstoffzellen – und dienen gleichzeitig als Speicher für erneuerbare Energien. Fahrer und Passagiere sind begeistert von der ebenso leisen wie butterweichen Fahrweise.

Das Ding sieht aus wie ein leckerer Apfel, frischgrün, bedeckt mit Wassertropfen. Aber Vorsicht, nicht reinbeißen! Denn unter der knackigen Schale liegt hartes Metall – es handelt sich um einen „SauberBus für die nächste Generation“. Das schöne Äußere verspricht außerdem: „Wasser statt Abgase“. Das heißt erst einmal nicht so viel; nicht alles, was außen grün ist, ist es auch im Kern.

Bitte einsteigen. Der sogenannte Brennstoffzellenhybridbus allerdings hält, was seine verlockende Erscheinung verspricht. Er fährt mit Wasserstoff, seine Abgase bestehen ausschließlich aus Wasserdampf. Seit Februar 2012 fährt er auf Buslinien der Hamburger Hochbahn. Wenn die frische äußere Schale nicht wäre, sähe er aus wie jeder andere Linienbus.

In Hamburg fahren bisher nur zwei dieser Busse, weitere werden gerade auf den Linienbetrieb vorbereitet. „Wir müssen Erfahrungen sammeln und die Technologie weiterentwickeln“, sagt Heinrich Klingenberg, der als Geschäftsführer der Hochbahn-Tochterfirma *hySOLUTIONS* Mobilitätssysteme für die ölfreie Zukunft ausheckt. Bisher ist der SauberBus mit rund anderthalb Millionen Euro pro Stück zwar in etwa fünfmal so teuer wie ein normaler Dieselbus, aber in Serie gefertigt wird der Preis deutlich sinken. Sie seien sehr zufrieden mit den Pilotfahrzeugen, ergänzt Projektbetreuer Joachim Will, dieser hier habe jetzt ein paar Tausend Kilometer zurückgelegt und fahre problemlos seine tägliche Schicht – und künftig sogar zwei Schichten pro Tag.

Losfahren. Wir fahren schon, und niemand hat es gemerkt. Das Fahrzeug gleitet wie durch eine Buttercremetorte, ohne das busübliche Ruckeln und Zuckeln. „Vor allem ältere Fahrgäste, die sich nicht mehr so sicher bewegen können, wissen das zu schätzen“, berichtet Projektbetreuer Will. Zudem ist der Antrieb so leise, dass man ihn fast nicht hört. „Die Leute im Bus fangen an zu flüstern“, lacht Will, „und mit dem Handy telefoniert auch kaum mehr jemand, weil alle anderen mithören können.“

Weiterfahren. Der *SauberBus* schnurrt, die Kulisse der Hafen-City huscht vorbei. Auf einer Anzeigetafel hinter dem Fahrer Stefan Schröder können interessierte Passagiere beobachten, wie das Fahrzeug funktioniert und warum es Hybridbus heißt: Obwohl es von Wasserstoff angetrieben wird, ist es im Grunde ein Elektrobus. In Brennstoffzellen, die zu *stacks* (Stapeln) in Reihe geschaltet sind, reagiert Wasserstoff mit Sauerstoff und wird zu Wasserdampf. Dabei wird elektrische Energie freigesetzt, die über einen Hochvolt-Zwischenkreis die Elektromotoren in den Radnaben versorgt. Diese Motoren wiederum treiben die Räder an – direkt, ohne Umwege, mit einem hohen Drehmoment. „Wenn der Bus nicht stark gedrosselt wäre, würde er an der Ampel jeden Porsche stehenlassen“, sagt Will. „Das ist aber nicht im Sinne unserer Fahrgäste.“

Bremsen. Die Ampel springt auf Rot, der Fahrer bremst, die Motoren werden zu Generatoren, mit denen Energie in die bordeigenen Lithium-Ionen-Batterien geleitet wird. Diese dienen als Energiepuffer, entlasten die Brennstoffzellen, erhöhen deren Lebensdauer und reduzieren den Wasserstoffverbrauch. „Die Batterie hat uns einen großen technologischen Sprung nach vorne ermöglicht. Der Vorgänger dieses Busses hat rund 20 Kilogramm Wasserstoff auf 100 Kilometer verbraucht, jetzt sind es nur noch um die neun“, erläutert Will.

Tanken. Der Fahrer steuert eine markante Tankstelle für Wasserstoff an, die dritte in Hamburg. Sie steht unter hohen grauen Säulen mitten in der Hafen-City, zwischen den neuen Gebäuden von Spiegel und ZDF. „Wir sind immer unter journalistischer Beobachtung“, grient Klingenberg. Busfahrer Schröder bringt eine Klemme am Fahrzeug an. „Der Bus muss zunächst geerdet werden, um mögliche statische Aufladungen zu vermeiden“, erklärt der *hySOLUTIONS*-Geschäftsführer, bevor der Fahrer mit einem Tankrüssel die Wasserstofftanks auffüllt. Es zischt nur ein wenig, und nach nicht einmal zehn Minuten ist der Bus vollgetankt.

Ist das nicht gefährlich, wenn Wasserstoff entweicht? „Benzin oder Diesel sind gefährlicher, in ungünstigen Gemischen mit Luft entweichen sie schlecht und bilden zündfähige Mischungen“, sagt Klingenberg. „Wasserstoff dagegen steigt immer sofort nach oben. Das ist einer der Gründe, weshalb die Tanks auf dem Busdach montiert sind. Wasserstoff erfordert zwar eigene Sicherheitsvorkehrungen, ist aber mindestens so gut beherrschbar wie Benzin, Diesel oder Gas.“

Den Wasserstoff erzeugt *Vattenfall* direkt vor Ort, indem Wasser unter Einsatz regenerativ erzeugter Energie in Wasserstoff und Sauerstoff gespalten wird. Der Atomkraftbetreiber *Vattenfall*? Und das soll nachhaltig sein? „Der Wasserstoff wird hier ausschließlich durch erneuerbare Energien erzeugt“, versichert Klingenberg. Und zwar dann, wenn viel Wind weht und sich überschüssige Windkraft im Netz befindet; die zu verbrauchen, fördert die Windkraft, denn bliebe sie ungenutzt, müssten vielleicht sogar Windanlagen abgeschaltet werden. Sauber, das Zusammenspiel zwischen Wasserstoffbus und Wind!

Weiterfahrt. Fahrer Stefan Schröder steigt wieder ein und gibt Gas, nein, Wasserstoff, nein, Strom. Der Bus schnurrt. Und Schröder, früher Gas- und Wasserinstallateur, schnurrt ebenfalls: „Ich fahr das Ding gerne. Wir kriegen so viel positive Resonanz von den Fahrgästen! Manche wollen nur noch damit fahren und fragen, wo und wann der Bus abfährt.“

„Die Kollegen sind begeistert“, sagt auch Joachim Will. „Schon allein aufgrund des ruckfreien Fahrens. Sie steigen nach acht, neun Stunden aus und sagen: Ich könnte noch weiterfahren. Das ist viel weniger anstrengend.“ Will organisiert die Schulungen für die Busfahrer – sie sollen den Fahrgästen die Technologie erklären können. „Wenn die Fahrer das verstehen, identifizieren sie sich“, sagt er. „Bisher haben wir 40 Leute ausgebildet. Aber die Warteliste ist sehr lang – fast alle wollen den *SauberBus* steuern.“ Joachim Will, der früher Elektromaschinenbauer war und seit 25 Jahren bei der Hochbahn arbeitet, findet seinen Job „hochspannend“.

Ankunftsziel postfossil. Der Hamburger Senat habe beschlossen, nach 2020 nur noch emissionsarme Busse einzusetzen, erläutert Heinrich Klingenberg. Darauf müsse sich die Hochbahn einstellen und neue Technologien rechtzeitig erproben. „Wir denken jetzt über einen neuen Betriebsbahnhof für 100 Busse nach, das erfordert schon eine ganz andere Infrastruktur.“ Außerdem sei man mit Kollegen aus London, Vancouver, Mailand und mit der *PostAuto Schweiz AG* im ständigen Informationsaustausch, weil dort auch schon Brennstoffzellenbusse führen.

„Ich gehöre zu den Menschen, die schon immer ohne Auto unterwegs waren“, sagt der Mobilitätsvordenker Klingenberg. „Wir müssen Mobilität neu definieren, weg vom Individualverkehr. Aber wenn wir das tun, dann müssen wir den Fahrgästen auch etwas Attraktives anbieten.“ Der *SauberBus* respektive der öffentliche Nahverkehr als Grünstromspeicher der postfossilen Ära – das klingt in der Tat attraktiv.

www.sauberbus.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/sauberbus

42 . Rote Rüben soll man küssen

Ute Scheub, Mai 2012

Die Gärtnerbetriebe *Rote Rübe* und *Wurzelwerk* werden von ländlichen Kollektiven bewirtschaftet und versorgen städtische Mitesser – nach den Prinzipien der Solidarischen Landwirtschaft. Produzierende und Konsumierende gestalten den Anbau gemeinsam.

Rin in die Kartoffeln. Harald Weinel wirkt nicht wie ein typischer Gärtner. Statt Strohhut und Schürze trägt er strubbeliges schwarzes Kurzhaar, Brille und Sweatshirt. Und er gehört zum dreiköpfigen Kollektiv *Rote Rübe* in der Kommune Niederkaufungen bei Kassel, das nach dem Prinzip der Solidarischen Landwirtschaft arbeitet. Was soll denn das sein? „Ganz einfach“, erklärt der 35-Jährige. Ein Hof versorge sein soziales Umfeld mit Lebensmitteln, und dieses zahle dem Hof einen Festpreis. Das Prinzip der gegenseitigen solidarischen Unterstützung habe für beide Seiten enorme Vorteile.

Und wie funktioniert das konkret? „Zunächst haben wir ausgerechnet, wie viele Menschen wir mit Gemüse versorgen können“, erklärt er. Anbieter sind in diesem Fall neben der *Roten Rübe* auch das *Wurzelwerk* – der Gärtnerbetrieb der 22-köpfigen Lebensgemeinschaft *gASTWERKe*. Was die beiden Betriebe produzieren, reicht für rund 240 Menschen, so die Berechnung. „Dann kalkulieren wir die jährlichen Betriebskosten, also Saatgut, Löhne, Maschinen und Pacht, und unterbreiten das Ergebnis unserer Konsumentengruppe. Und wir reden mit unseren Abnehmern gemeinsam darüber, was und wie viel angebaut werden soll“, sagt er. Je nach Einkommen zahlen die Käufer einen höheren oder niedrigeren Monatsbetrag, im Durchschnitt gut 50 Euro. Das sei weit weniger, als es im Bioladen kosten würde, rechnet der Kollektivgärtner vor. Schließlich ist der Vertrieb in der Solidarischen Landwirtschaft denkbar einfach: Das Frischgemüse wird an mehrere Abholstellen geliefert. In Kassel sind das drei Garagen, andernorts zwei weitere Stellen; außerdem verkaufen *Rote Rübe* und *Wurzelwerk* ihre Produkte auf herkömmliche Weise im eigenen Hofladen.

Die Vorteile dieser Zusammenarbeit stehen für die *Rote Rübe* außer Frage: Die Hofgemeinschaft hat Planungssicherheit, ein garantiertes Einkommen und ist geschützt vor Ernteaussfällen oder willkürlichen Zuckungen des Marktes. Und die Konsumierenden wissen genau, dass ihr Gemüse frisch und gesund ist; wer möchte, kann mit seinen Kindern die Tomaten oder Radieschen auf dem Acker besuchen.

Linsengerichte. Seinen normalen Arbeitstag verbringt der Gärtner Weinel säend und erntend auf anderthalb Hektar fruchtbarem Löß, auf denen er und die anderen beiden *Roten Rüben* eine ganze Palette an Gemüse und Kräutern anbauen. Das Land gehört zur malerischen Gemeinde Niederkaufungen, wo sich die gleichnamige 80-köpfige Kommune 1987 niedergelassen hat – und sich vom eigenen Acker ernährt. „Solch eine Gemüsevielfalt könnten wir nie zu marktüblichen Preisen anbieten, das geht nicht mit großen Maschinen, das ist alles Handarbeit“, sagt Weinel. Heutzutage müsse sich ein Landwirt auf ein oder zwei Sorten spezialisieren, um zu überleben – wer sich diesem Marktzwang verweigere und viele verschiedene Produkte anbaue, sei gezwungen, die für ein Linsengericht zu verkaufen. Auch die *Rote Rübe* musste ihr Gemüse früher im eigenen Hofladen zeitweilig unterhalb der Produktionskosten verhökern. Mit dem System der Solidarischen Landwirtschaft könne das nicht mehr passieren. „Wer einmal damit angefangen hat“, sagt Harald Weinel deshalb, „der will nie wieder was anderes machen.“

Wen der Hafer sticht. Die meisten Höfe, die Solidarische Landwirtschaft praktizieren, sind Familienbetriebe. „Wir sind fast die einzige Kommune, die das macht“, erklärt Gärtner Weinel – aber im Wendland gebe es noch mindestens eine weitere. SoLaWi, wie ihre Fans dazu sagen, wird inzwischen bundesweit von 23 Höfen praktiziert, Tendenz steigend; der älteste ist der seit 1988 auf diese Weise wirtschaftende *Buschberghof* nahe Hamburg. Das ist jedoch nichts im Vergleich zu Japan, wo das System der *Teikei* (Partnerschaftshöfe) inzwischen sogar ein Viertel aller Japaner versorgt.

Auch in den USA gibt es inzwischen rund 2.500 Höfe, die dort *community-supported agriculture* (von der Gemeinschaft unterstützte Landwirtschaft) heißen. In Frankreich wiederum nennt man sie *association pour la maintenance de l'agriculture* – AMAP (Verbund zum Erhalt der Landwirtschaft). Angesichts des allgemeinen Hofsterbens fühlte sich der südfranzösische Zweig von *attac* im Jahr 2001 vom Hafer gestochen und gründete den ersten AMAP-Hof nahe Aubagne in der Provence. Ein 2004 ebenfalls in Aubagne ins Leben gerufenes internationales Netzwerk der Solidarhöfe lässt deren Zahl seitdem europaweit in die Höhe schnellen. 2011 entstand daraus in Deutschland das *Netzwerk Solidarische Landwirtschaft*.

Rumgurken I. „Auch wir machen das erst seit zwei Jahren“, sagt Harald Weinel. „Ehec-Plagen und anderes können uns nichts mehr anhaben. Und Nichtgenormtes, wie krumme Gurken, muss nicht mehr weggeschmissen werden.“ Anders als bei üblichen Abo-Kisten, in die auch „fremde“ Früchte gepackt würden, wenn die Kundschaft laut danach krähe, böten sie wirklich nur das an, was gerade auf dem Acker reif sei.

Wie ein Storch im Salat. Salat, findet Harald Weinel, sei ein „schwieriges Produkt“, noch schwieriger als Gurken. Ständig gebe es zu viel oder zu wenig, und seine Frische welke schnell dahin. Der Vorteil der Solidarischen Landwirtschaft, fügt er schnell hinzu, sei aber auch, dass eine mögliche Überproduktion kollektiv und mit einem gewissen Spaßfaktor beseitigt werden kann: „Wir rufen schon mal dazu auf, gemeinsam Tomaten einzukochen oder Sauerkraut zu stampfen. Vor allem den Kindern macht das Gemantsche einen Heidenspaß.“

Rumgurken II. Ungenormt wie die Gurken ist auch Weinels alternative Lebensgemeinschaft, die nach 25-jähriger Existenz in der Gemeinde Niederkaufungen akzeptiert und fest verankert ist. Der frühere Bürgermeister Günther Burghardt findet es „erfreulich“, dass die Bürger sähen, „es gibt noch was anderes als den Singverein und die Kneipe“. Die Kommune sorgt für Touristen aus dem In- und Ausland und hat zudem eine ganze Reihe von Jobs und Betrieben geschaffen: die von *Bioland* zertifizierte Ökogärtnerei der *Roten Rübe* nebst Hofladen, eine Obstmanufaktur, ein Planungsbüro für ökologisches Bauen, eine Schreinerei und Metallwerkstatt, die *Kita Wühlmäuse*, eine Tagespflege für Demenzkranke, ein Tagungshaus und eine Küche. Außerdem verfügt die Gemeinschaft über einen ganzen Fuhrpark von Elektrofahrzeugen vom E-Bike bis zum Lastenfahrzeug, mit denen man probeweise in der Gegend rumgurken kann. Holterdipolter auch über Wurzelwerk und abgeerntete Felder von roten Rüben.

www.kommune-niederkaufungen.de

www.solidarische-landwirtschaft.org

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/niederkaufungen

43 . Schweres Gepäck fürs Geschäft

Annette Jensen, Oktober 2014

In Berlin gibt es einen Botendienst ohne Chef, der nur mit Fahrrädern und einem E-Auto unterwegs ist: das *Fahrwerk Kurierkollektiv*.

Neben dem Schreibtisch lagern Felgen und andere Ersatzteile, an der Wand hängt ein Bild von einem indischen Händler, der gefühlt unzählige Töpfe auf seinem Lastenrad transportiert. Ohne Zweifel: Hier arbeiten passionierte Radler. Auf dem aktuellen Kalenderblatt brausen Biker ästhetisch-halsbrecherisch durch schöne Landschaften, während der Blick aus dem Fenster an der Wand eines Berliner Hinterhofs hängenbleibt. Wunsch und Wirklichkeit, Träume und Tatsachen – und der Abstand dazwischen – sind beim *Fahrwerk Kurierkollektiv*, dem einzigen selbstorganisierten Kurierdienst in Berlin, ein ständiges Thema.

Patrick Vobis ist von Anfang an dabei: Er hatte keine Lust mehr auf Chefs, die sich auf seine Kosten eine goldene Nase verdienen, und auf ein Unternehmen, dem die Umwelt schnuppe ist. Ein paar Jahre lang war er für zwei große Botendienste geschuftet. Bezahlt wurde pro Auftrag, 37 Prozent ging als Provision ab. Seine Chefs heizten die Konkurrenz unter den Boten an; das fand Vobis abstoßend. Dass bei den etablierten Kurierdiensten oft tonnenschwere Autos durch die Gegend fahren, um einen wenige Gramm leichten Briefumschlag zu transportieren, ging ihm ebenfalls gegen den Strich. „In meiner Generation ist Umweltschutz doch inzwischen selbstverständlich, zumindest bei den Leuten, die ich kenne“, sagt der 32-Jährige, der selbst dann, wenn er stundenlang im Büro arbeitet, seine steifen Fahrradschuhe mit Spikes nicht auszieht.

Zuerst waren sie ein lockeres Grüppchen von Fahrradkurieren, das überlegte, wie es besser ginge. Die Treffen wurden regelmäßiger. Sie beschlossen, ein Unternehmen zu gründen, bei dem sie alles nur mit ihrer Körperkraft transportieren und für schwere oder sperrige Gegenstände ein Lastenrad benutzen. 2009 meldeten sie ein Gewerbe an und nannten es *Fahrwerk Kurierkollektiv*. Bis heute trifft sich alle zwei Wochen das derzeit rund 20-köpfige Kollektiv, zu dem gegenwärtig vier Frauen zählen. Weil sie an jedem Werktag zwischen 7.30 und 20 Uhr abholen und liefern, kann das Plenum nur sonntags stattfinden. Die Bezahlung ist leider nicht gut, deswegen die Fluktuation hoch; Vobis ist inzwischen der einzige verbliebene Gründer.

Bei *Fahrwerk* wird jede Arbeitsstunde gleich bewertet: egal ob jemand etwas transportiert, den Papierkram erledigt, die Aufträge koordiniert oder an der Website bastelt. Der Verdienst erreicht allerdings bis heute noch nicht einmal das Niveau des von der Bundesregierung angepeilten Mindestlohns von 8,50 Euro, vor allem, weil die „Fahrwerker“ zu wenig Aufträge haben. Längst nicht immer ergeben sich günstige Wegeketten so wie bei den Großen. Bis zu 140 Leute haben diese im Einsatz und können dadurch wesentlich kürzere Zeiten zwischen Anruf und Abholung anbieten. Bei *Fahrwerk* dauert es in der Regel 30 Minuten, bis jemand vorbeikommt; das finden viele Auftraggeber zu lang. Auch der vergleichsweise günstige Preis kann das häufig nicht ausgleichen. Man lebt in eiligen Zeiten. Vor allem aber haperte es lange am Marketing. Das wird gerade intensiviert, um *Fahrwerk* bekannter zu machen.

Von der Idee, dass alle alles tun müssen, hat sich das *Fahrwerk*-Plenum bald verabschiedet: Nicht jeder hat die Fähigkeit, den Überblick über bis zu 30 parallele Aufträge zu halten und angemessen zu entscheiden, wann ein Auftrag lieber an einen anderen Anbieter weiterverkauft wird. Deshalb sitzt Vobis relativ häufig an einem der beiden Koordinatorenplätze, die in eine Ecke des engen Büros hinter einem Regal eingequetscht sind. Auf den Bildschirmen sind Kolonnen bunter Felder zu sehen – rechts die Tabelle für die Aufträge, links die für die Fahrer. Im Moment kurven acht Leute durch die Berliner Straßenschluchten, ab und zu klingelt das Telefon, oder der

Funkspruch eines Radlers aus den Weiten des Berliner Straßennetzes schallt durch den Raum: „Ich hab den Umschlag abgegeben. Wohin jetzt?“ Im Moment herrscht Flaute; der junge Basecap-Träger am Schreibtisch rät zu einer Pause. „Lass es dir gut gehen. Ist doch ganz schön da am Prenzlauer Berg“, schickt er hinterher.

Lange haben die Fahrwerker diskutiert, ob sie doch Autos einsetzen sollten. Schließlich sind einige Aufträge selbst für das Lastenrad zu groß oder zu schwer. „Das war wie bei den Fundis und Realos. Manche waren völlig dagegen, andere waren pragmatisch“, fasst Vobis die Quintessenz der endlosen Debatten zusammen. Schließlich einigte man sich auf die Anschaffung eines Elektroautos. Wirklich rechnen sich die monatlich 600 Euro dafür aber nicht – vor allem weil der Kiste im Winter nach spätestens 70 Kilometern der Saft ausgeht und sie dann erst einmal für fünf bis sechs Stunden an der Ladesäule verschrauben muss.

Auch wenn er oft weniger verdient als früher, nach einer Fünf-Tage-Woche auf dem Rad müde ist und die Plenen auch nicht immer amüsant findet, will Vobis auf keinen Fall zurück zu einer großen Kurierfirma mit ausgeprägter Hierarchie und Arbeitsteilung. Doch auch der Kollektivbetrieb liefe erst richtig optimal, wenn er genug Aufträge für jeweils 20 Radkuriere hätte. Denn dann bräuchte niemand mehr für einen Hungerlohn arbeiten. Außerdem dämmert es Vobis, dass er nicht jahrzehntelang mit durchschnittlich 30 Stundenkilometern durch die Stadt flitzen kann. Deshalb denkt er über neue Geschäftsfelder für das *Fahrwerk* nach. Warum nicht mit einer Radwerkstatt zusammenarbeiten und daneben vielleicht ein faires Café betreiben? Sicher ist: Die Themen auf den sonntäglichen Treffen werden den Fahrradfreaks nicht ausgehen.

Dezember 2017: Und es rollt: Nähme man die Entwicklung des *Fahrwerks Kurierkollektivs* als Anzeichen für einen gesellschaftlichen Wandel, man könnte direkt optimistisch werden. Erste Festanstellungen. Verdopplung der Radelnden. Und das alles inzwischen mit Mindestlohn. Dank treuer und stetig wachsender Stammkundschaft hat man sich auf den Straßen Berlins ordentlich Respekt erstrampelt. Selbstredend wird getreu dem Motto „Stillstand ist Rückschritt“ das Angebot fleißig ausgebaut: Die Anzahl der Lastenräder hat zugenommen, ein zweites Elektro-Auto wurde angeschafft und wem Berlin als Ziel nicht reicht, der oder die kann mit dem Kurierkollektiv seine Pakete sogar weltweit zustellen lassen. Bald soll dies komplett klimaneutral geschehen. Das einstige Experiment besitzt mittlerweile Modellcharakter: Die zweite Filiale in Leipzig öffnet in Kürze. Und Patrick Vobis? Ist selbstverständlich auch noch dabei.

www.fahrwerk-berlin.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:
www.futurzwei.org/fahrwerk

44 . Strategen der Ermutigung

Alexander Kleinschrodt, Mai 2017

Wenn ein Stadtquartier verfällt, klagen meist alle, aber niemand glaubt, etwas ändern zu können. Auch der Verein *Die Urbanisten* in Dortmund kann nicht zaubern – allerdings sind seine Mitglieder ziemlich gut darin, den Stadtbewohnern zu zeigen, was alles geht, wenn nur genug Menschen mitmachen beim Neuorganisieren und Gestalten der Stadt.

Den Anfang muss man sich wohl etwa so vorstellen: Eine Gruppe von acht Freunden trifft sich in einem alternativen Dortmunder Kulturzentrum. Irgendwann stellen sie fest, dass sie alle ein Interesse teilen. Sie sind fasziniert von dem Stadtraum, der sie draußen tagtäglich umgibt. Sie fangen an, Graffiti zu dokumentieren, wollen damit die Mühen sichtbar machen, die Sprayer aufbringen, um sich eine Gegend als ihr persönliches Revier anzueignen. Auf einer Internetplattform mit Karte und Zeitachse ließen sie alles erkundbar werden. Ein schönes Projekt, da waren sich alle einig. Doch es war ihnen längst nicht ambitioniert genug. Vilim Brezina, der diese Zeit selbst nur aus Berichten kennt, erklärt sich das so: „Die Vorstellung davon, was den Lebensraum gestalten alles heißen könnte, ist mit der Zeit immer größer geworden.“ So kam die Gruppe irgendwann zu ihrer großen Frage: „Wie wäre das denn, wenn alle den öffentlichen Raum als ihr erweitertes Wohnzimmer begreifen?“

Dieses Fragen und Wollen hat schließlich den Verein *Die Urbanisten* hervorgebracht, der den Dortmundern ermöglichen will, gemeinnützig, selbständig und ganz konkret an der Veränderung der Stadt mitzuwirken. Seine Mitglieder bilden ein fachübergreifendes Team, das Sozialpädagogen, Designerinnen, Gärtner, eine Kulturmanagerin, einen Künstler und andere Berufe vereint. Vilim Brezina ist Raumplaner, wie auch mehrere andere im mittlerweile 33 Personen starken Verein. Ein wenig überrascht seine Ansicht, es sei gut gewesen, dass *Die Urbanisten* anfangs ohne Planungsexperten wie ihn ausgekommen seien: „In der Stadtplanung gibt es Standardverfahren, die regeln, wer wann, wo und wie auf den Raum zugreifen darf. Das haben wir so schon im Studium verinnerlicht. Vielleicht wären wir gar nicht auf die Ideen gekommen, wie sie *Die Urbanisten* jetzt ausmachen“, sagt er und lächelt.

Charakteristisch für *Die Urbanisten* ist ihre Überzeugung, dass die Städterinnen und Städter ein natürliches Interesse an einem intakten Umfeld haben, als Einzelne jedoch selten Ideen ausprobieren, welche die Lebensqualität erhöhen könnten. Auch die Stadtverwaltungen sind manchmal ratlos, wenn ein Quartier verblasst und langsam verfällt. In solchen Momenten kommen *Die Urbanisten* ins Spiel. Sie wollen nicht als innovative Macher auftreten, sehen sich aber als Ermöglicher und Begleiterinnen. Deswegen haben sie keine Scheu, auf schon bewährte Mittel des urbanen Wandels – wie beispielsweise gemeinschaftliches Gärtnern in der Stadt – zu setzen.

So gibt es jetzt im Dortmunder Brunnenstraßenviertel den „Bürgergarten Kleine Heroldwiese“. Bereits 2012 legten einige *Urbanisten* zusammen mit spontan Begeisterten auf einer Brache in der Nähe provisorische Beete an, um für das Urban Gardening zu werben. Einige Kilometer entfernt ist ein zwischen ehemaligen Industriehallen eingezwängter Spielplatz aufgefrischt worden, mitsamt bemalten Hauswänden und essbarer Beetbepflanzung. An Projekten wie diesen können die Dortmunderinnen und Dortmunder nicht nur – wie es heute oft heißt – partizipieren, es sind ihre eigenen Unternehmungen geworden. *Die Urbanisten* geben Anregungen, holen Genehmigungen ein und helfen mit ihrem vielfältigen professionellen Wissen. Und sie

verbreiten nützliche Instrumente, wie den bereits im Hamburger Gängeviertel erprobten *Leerstandsmelder*, mit dem ungenutzte Immobilien für Wohnprojekte oder Arbeitsräume ausfindig gemacht werden können. Oder sie tüfteln ein Aquaponik-System aus, eine kombinierte Fisch- und Pflanzenzucht in Kreislaufwirtschaft, die bald an einer Schule für den anschaulichen Unterricht bereit stehen und später einmal in größerem Maßstab auch zur Versorgung genutzt werden soll.

Bis sich der Dortmunder „von umme Ecke“ zur Tätigkeit anregen lässt, dauert es mitunter aber etwas. Vilim Brezina will nicht respektlos sein, spricht dann aber doch über das, was er als „alte Ruhrgebietsmentalität“ bezeichnet: „Hier wurde früher alles von den großen Unternehmen oder der Kommune bereitgestellt und organisiert, deswegen hat man wohl Bedenken, selbst im öffentlichen Raum sichtbar zu werden.“ Diese Lethargie aufzubrechen, das sei nicht immer leicht. Die Anfänge aber sind gemacht. Im Dortmunder Union-Viertel, wo *Die Urbanisten* hinter den Schaufenstern eines zum Büro umgebauten alten Ladens sitzen, aber auch anderswo im sich stetig wandelnden Ruhrgebiet.

Denn der Erfolg der *Urbanisten* zeigt sich auch daran, dass inzwischen regelmäßig die Stadtverwaltungen der Region anklopfen und um Beratung bitten – die Kompetenz des Stadtverwandlungs-Teams aus Dortmund hat sich herumgesprochen. So rief man *Die Urbanisten* zum Beispiel nach Oberhausen. Seit dort in den 1990er Jahren am Stadtrand ein als „Neue Mitte“ gebautes Riesen-Einkaufszentrum eröffnete, verödet der eigentliche Stadtkern zusehends. Nun geht es darum, die Marktstraße wiederzubeleben, die einstige Flaniermeile der Stadt mit vielen kleinen Einzelhändlern. Die Strategie der *Urbanisten* fasst Brezina mit „Kaffee, Kuchen und Ideen“ zusammen. Sie begannen, einen Austausch zwischen Stadt, Immobilieneigentümern und Bürgern zu organisieren. Oberhausen kam in Gang, aber das ist eine eigene Geschichte.

Worum es dem Verein geht, lässt sich gut anhand des Projekts „Energieverteiler“ verstehen. Es nimmt die Ästhetik von Dortmunder Strom- und Verteilerkästen aufs Korn. Mehr als 40 solcher normalerweise einheitsgrauen Boxen wurden unter der Anleitung des *Urbanisten* Florian Artmann bereits künstlerisch umgestaltet. Ihm ging es dabei allerdings nicht um die Selbstverwirklichung als Künstler, denn die Entwürfe für die visuelle Generalüberholung der Technik-Gehäuse reichten die Anwohner ein. Artmann und seine Kollegen halfen bei der Realisierung und setzten daher auch Ideen jenseits ihres eigenen Geschmacks um. Jeder Elektrokasten wurde so zu einem Gemeinschaftswerk.

Manche Kästen stehen jetzt blumig-bunt im Stadtbild, einer tarnt sich als Bierkastenstapel – natürlich mit heimischen Marken – und auf einem anderen spiegeln zahllose Augen den Blick der Passanten zurück. Zugleich ist „Energieverteiler“ kein verkapptes „Unser Dorf soll schöner werden“-Programm. „Jeder Kasten ist ein Projekt für sich“, weiß Artmann inzwischen; das gemeinsame Malen und Sprayen versteht er als Demonstration von Gestaltungsspielraum. „Immer wieder wundern sich die Leute, was man alles in der Stadt machen kann, wenn man denn nur will. Solche Aha-Erlebnisse zu teilen, das hält einen bei der Stange“, sagt der gelernte Sozialpädagoge und freut sich über die Begeisterung, die er hervorlocken konnte. Anderswo, da ist er sicher, wird sich die bürgerschaftliche Energie verselbstständigen und noch ganz andere Spielfelder erobern. Wenn dieses Freisetzen von Kräften in größerem Stil gelingt, wäre auch das Ziel der *Urbanisten* erreicht: Man wird diesen Zustand daran erkennen, dass es den Verein gar nicht mehr braucht – denn die Städte werden voller *Urbanisten* sein.

www.dieurbanisten.de

www.energieverteiler.org

www.leerstandsmelder.de/dortmund

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/die-urbanisten

45 . Superwohnort, nicht nur für Supermenschen

Claudia Thöny, Oktober 2013

Wer in der Wohnsiedlung Burgunder in Bern Bümpliz wohnt, bekennt sich zu einem Leben ohne Auto. Ein Privileg, finden die 156 Bewohner der ersten autofreien Siedlung der Schweiz.

„Das ist die heutige Ernte aus unserem Schrebergarten.“ – Maddalena Tognola deutet auf die Arbeitsfläche in ihrer Küche, wo ein paar Brokkoli, Tomaten und Zucchini darauf warten, gekocht zu werden. Den Schrebergarten teilen sie und ihre Lebenspartnerin sich mit anderen Bewohnerinnen ihres Hauses. Teilen und Teilhaben gehören zur Philosophie der *Wohnsiedlung Burgunder* im Berner Vorort Bümpliz, ebenso wie ökologisch bewusstes Wohnen. Wer hier lebt, besitzt kein Auto. Dieses Versprechen besiegeln die Bewohnerinnen und Bewohner der ersten autofreien Siedlung der Schweiz mit ihrer Unterschrift im Mietvertrag.

Das Gebäudeensemble an der Burgunderstraße unterscheidet sich auf den ersten Blick nicht von anderen modernen Wohnkomplexen. Die drei schnörkellosen grauen Häuser mit den großen Balkonen formen zusammen ein U. Das Gemeinschaftshaus, ein renovierter Fachwerk-Altbau, ist der charmante Kern der Siedlung. Darin befinden sich ein Kinderhort und ein Gemeinschaftsraum. Das Gebäude ist umgeben von viel Grün: Raum für Begegnung. Auf dem Sandplatz spielen gerade ein paar Kinder, Mütter und Väter unterhalten sich. Man grüßt und kennt sich. Maddalena Tognola, die aus einem der italienischsprachigen Südtäler der Schweiz stammt, schätzt dieses Dorfplatz-Ambiente. Nach und nach kommen ihre Nachbarn von der Arbeit – meistens mit dem Fahrrad, das sie in einem der Fahrradunterstände abstellen. Komisch eigentlich, dass die kleinen Gebäude an Eingänge von Parkgaragen erinnern.

Für so manchen leidenschaftlichen Autofahrer mag das Autobesitzverbot im *Burgunder* radikal klingen. Die Idee des autofreien Bauens ist aber nicht nur die Konsequenz einer politisch-ökologischen Haltung, sondern vor allem die Antwort auf eine gesellschaftliche Realität: 50 Prozent der städtischen Haushalte in der Schweiz besitzen kein Auto. Trotzdem gilt noch immer das Baugesetz, nach dem jedes Grundstück eine bestimmte Anzahl von Parkplätzen haben muss. Die Folge in den Städten: ein Überfluss an Parkraum. Hanspeter Bürgi schüttelt den Kopf: „Natürlich mieten dann auswärtige Pendler die leeren Parkplätze, anstatt mit dem öffentlichen Verkehr anzureisen. Das untergräbt die städtische Verkehrspolitik.“ Der Architekt der *Siedlung Burgunder* und Experte für nachhaltiges Bauen hat wenig Verständnis für das Parkplatz-Baugesetz. Er selbst ist aus dem vier Kilometer entfernten Stadtzentrum mit dem Fahrrad zur Siedlung gelangt.

Nur wenige Gehminuten vom *Burgunder* entfernt befinden sich Haltestellen, von denen alle paar Minuten S-Bahnen, Busse oder Trams in die Innenstadt fahren. Und wenn es mal gar nicht ohne Auto geht, leihen sich die Bewohner den Wagen der siedlungseigenen Carsharing-Station. Die ideale Anbindung an den öffentlichen Verkehr war sicher ein Grund, weshalb es beim Bau der Siedlung gelang, der Pflicht zum Bau von ober- und unterirdischen Parkräumen zu entgehen. Ein nennenswerter Sieg gegen die sonst strengen Bauvorschriften. Errungen haben ihn zwei gemeinnützige Wohnbaugesellschaften, die sich für ökologischen und gemeinschaftlichen Wohnraum einsetzen. Als Projektträger und Finanziers des *Burgunder* haben sie sich 2006 dafür entschieden, ihn als autofreie Siedlung zu planen. Dass die Stadt Bern bereits ein Jahr später grünes Licht gab, findet Bürgi immer noch erstaunlich. Sicherlich waren Zeitpunkt und Ort für diesen pionierhaften Plan ideal,

denn Bern, mit seiner rot-grünen Regierung, positioniert sich selbst als „Energistadt“. Für ihre Zusage verlangte die Stadt die Garantie, dass die Mieterschaft tatsächlich keine Fahrzeuge besitzt. So wurde die 2010 fertiggestellte *Siedlung Burgunder* zum Schweizer Vorreiter autofreien Wohnens.

Im Treppenhaus unterhält sich Maddalena Tognola mit einer Nachbarin, die ebenfalls zum Schrebergarten-Team gehört. Jemand hat vergessen, die Werkzeugkiste zu schließen, nun steht sie unter Wasser. Kein Drama. Die Südschweizerin ist eine Frau, die anpackt, organisiert, Lösungen sucht. Als Präsidentin des Hausvereins nützen ihr diese Eigenschaften. Die studierte Biologin identifiziert sich stark mit dem Anspruch, dass die Mieter die Siedlung selber verwalten. „Doch das Recht der Selbstverwaltung ist auch eine Pflicht. Es läuft nicht automatisch, und hie und da sind auch erzieherische Maßnahmen nötig.“ Und regelmäßige Mietervereinsitzungen. Darin debattieren die Bewohnerinnen und Bewohner über korrektes Mülltrennen, zu laute Sohlen und andere Knackpunkte des Zusammenwohnens. Vom Gelingen des Miteinanders zeugen aber Initiativen wie die Ressourcenliste am Schwarzen Brett, die zeigt, wer was auszuleihen hat, oder der wöchentliche Besuch des Biobauers, der seine Hofprodukte direkt in der Siedlung verkauft.

Die Mehrheit der Mieterinnen und Mieter zeigen Eigeninitiative und schätzen den Austausch mit den Nachbarn. Es gebe aber auch solche, die sich wenig einsetzen, sagt Tognola, ohne vorwurfsvoll zu klingen. „Unser Modell der Partizipation hat auch Platz für Menschen, die sich weniger engagieren wollen oder können, wie beispielsweise ältere Menschen. Man muss kein Supermensch sein, um hier leben zu dürfen.“ Das ist ihr wichtig, schließlich solle das Modell keine Sonderzone sein, die andere ausschließt. Vom Leben im *Burgunder* ausgeschlossen sind allerdings jene, die sich die Mietpreise auf Mittelschichtniveau nicht leisten können. Eine Durchmischung der Bewohner, die durch verschiedene Wohnungstypen gefördert werden sollte, findet deshalb bisher nur auf Ebene der Generationen statt. Dennoch: Im Vergleich zu Neubaumieten in anderen Vorstadtgegenden liegen die Quadratmeterpreise im erschwinglichen Bereich.

„Eine Siedlung ökologisch, sozial und wirtschaftlich nachhaltig zu gestalten ist ein Balance-Akt, der von Kompromissen lebt“, weiß Architekt Hanspeter Bürgi aus Erfahrung. Energetisch und ökologisch schneidet der *Burgunder* sehr gut ab. Die Energie- und Emissionswerte der Siedlung entsprechen den zertifizierten Standards Minergie P sowie Minergie P Eco und stimmen mit den Zielen der *2000-Watt-Gesellschaft* überein. Mit der im Bau befindlichen Photovoltaik-Anlage werden sie sich künftig sogar noch verbessern. Dennoch gibt es noch Luft nach oben: Während die Energiebilanz der Infrastruktur vorbildlich ist, könnten die Heiz- und Strommesswerte der Mieter etwas besser sein. Auch diese Sache nimmt Tognola in die Hand und informiert ihre Mitbewohner jeweils über deren individuellen Verbrauch. Allein das Bewusstmachen habe schon den einen oder anderen „Mehrverbraucher“ zu Verhaltensänderungen bewogen, erzählt die Präsidentin des Hausvereins.

Der Einsatz für den *Burgunder* lohnt sich auch auf anderen Ebenen: Indem die Initianten der Siedlung erfolgreich an Gesetzen gerüttelt haben, konnten sie demonstrieren, dass es möglich und wünschenswert ist, den sonst für Autos reservierten Raum selbst zu nutzen. So ist der *Burgunder* ein Mutmacher für alle, die sich für zukunftsfähiges Wohnen einsetzen. Und die Chancen, dass dieses Modell in der Schweiz wortwörtlich Fuß fasst, stehen gut, denn hier sind gemeinnützige, oft innovative Wohnbaugesellschaften weit verbreitet und verankert. Für die Mieterin Maddalena Tognola allerdings ist die *Siedlung Burgunder* viel mehr als eine Fußgängerzone – nämlich ein Zuhause.

www.npg-ag.ch/projekte/siedlung-burgunder

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:
www.futurzwei.org/wohnsiedlung-burgunder

46 . Tintenkillerfreie Zone

Anika Meier, Mai 2017

„Hefte raus, Klassenarbeit!“ Die Realität an Deutschlands Schulen ist häufig trist und einfalllos. Die *Evangelische Schule Berlin Zentrum* macht da nicht mit und überlässt den Kindern das Wort. Eine Anleitung in sieben Lektionen.

Lektion 1

Es riecht nach Farbe, PVC und Kantinenessen: nichts Besonderes in einer Aula. Aber: „Ein Paradigmenwechsel geht durch Deutschlands Schulen“, verspricht Margret Rasfeld. Die Leiterin der *Evangelischen Schule Berlin Zentrum (ESBZ)* hat zu einer revolutionären Veranstaltung geladen: *Schüler schulen Lehrer*. Dafür finden sich Lehrkräfte aus Berlin und dem Umland zusammen und erfahren von Rasfelds Schülerinnen und Schülern, was guten Unterricht ausmacht. „Dieser Paradigmenwechsel speist sich aus den sich ändernden Herausforderungen: Mit dem Umbau der Arbeitswelt, dem demographischen Wandel, der Ressourcenverknappung und dem Klimawandel werden die Menschen von morgen zu kämpfen haben, und darauf sollte man sie so früh wie möglich vorbereiten“, beschreibt Rasfeld den Auftrag des Schulsystems. Den können nur Schulen erfüllen, die bereit seien, die Lernenden ernst zu nehmen. Mathe und Englisch blieben notwendig, zentraler aber sei die Verknüpfung von emotionaler, kognitiver und kreativer Intelligenz. Eine Intelligenz des Handelns. Kernauftrag der Schule sei es schließlich, mündige, selbst denkende Bürger zu schaffen. So mündig, dass sie schon als Jugendliche in der Lage sind, mit gestandenen Pädagogen über deren Handwerk zu debattieren. Hier, an der *Evangelischen Schule Berlin Zentrum*, läuft etwas radikal anders, da kann einem auch der alt-vertraute Schulgeruch nichts vormachen.

Lektion 2

Man kennt das: Die meisten deutschen Schulen funktionieren nach dem Prinzip der Exklusion, umgesetzt in Form eines Drei-Schulen-Systems, das Lernen getrennt nach Jahrgangsstufen und Fächern. Vermittelt wird ausschließlich Information, was dem industriellen Zeitalter womöglich angemessen war, aber „jetzt brauchen wir Denker und Macher“, erklärt Margret Rasfeld. Dafür setzt ihre Schule auf Konfrontation statt Isolation. Hier wird in der Mittelstufe jahrgangsübergreifend unterrichtet, um die Heterogenität der Persönlichkeiten und Sichtweisen zu fördern. Noten werden erst ab der neunten Klasse vergeben, vorher erfolgen Bewertungen nur in Worten. Frontalunterricht gibt es nicht, stattdessen sogenannte Lernbüros, in denen die Schülerinnen und Schüler selbst festlegen, womit sie sich befassen. „Ich find’s super, dass ich hier wählen kann, was ich wann und wie lerne“, sagt ein Achtklässler stolz, „das motiviert total“. Die Beschäftigung mit den Inhalten funktioniert über persönliche Beziehungen, die Kinder erklären sich den Lernstoff auch gegenseitig. Der Wahlfreiheit liegt ein einheitliches Pensum zugrunde; dessen einzelne Bausteine allerdings sind individuell bearbeitbar. So wird an der *ESBZ* bereits seit 2006 gelernt. Die Schule hat Gebrauch gemacht von dem Bewegungsspielraum, den sie als nicht-staatliche Schule genießt – sie untersteht einem freien kirchlichen Träger.

Lektion 3

Um autonome, denkende Individuen anzuregen, müsse man wegkommen vom „Als-ob-Lernen“, weg von rein kognitiver und hypothetischer Arbeit, bekräftigt Rasfeld: „Denn etwas hängen bleibt nur, wenn Kinder auf eigene Faust lernen und man sie gleichzeitig in sozialer Verantwortung übt“. Das bewerkstelligt ihre *ESBZ* mit dem

Projekt *Verantwortung*, das zuerst 1999 an einer Schule in Essen als separates Schulfach eingeführt wurde. Dabei widmen Siebt- und Achtklässler wöchentlich jeweils zwei Stunden ihrer Schulzeit einem ehrenamtlichen Projekt ihrer Wahl. Sie helfen in Asylheimen, führen alte Leute spazieren oder melken Kühe. Die Kinder fühlen sich gebraucht und wichtig, übernehmen eben Verantwortung; diese Erfahrung dringt tiefer als jede Matheaufgabe.

Lektion 4

Die Zukunft der Erde ist ungewiss. Im Projekt *Herausforderung* werden Schülerinnen und Schüler der Mittelstufe genau darauf vorbereitet. Drei Wochen jedes Schuljahrs begeben sich die Jugendlichen in die Welt hinaus. Dabei wandern sie etwa durch Korsika, schlagen sich im Teutoburger Wald durch oder paddeln auf der Lahn, inklusive wilden Campens. Hier lernen sie, mit Unsicherheiten und Umbrüchen umzugehen, aus Fehlern zu lernen und Grenzen zu erkennen. Eine kesse Neuntklässlerin streicht ihren Pony zurück und reflektiert: „Einer hat im Wald eine Allergie entwickelt und musste dann wieder zurück. Aber das war auch okay. Erst fühlte er sich wie ein Loser. Dann hat er kapiert, dass man vom Scheitern viel lernen kann.“

Lektion 5

Die Lernenden haben die Grundsätze ihres außergewöhnlichen Schulalltags längst verinnerlicht: „Feedback und Selbsteinschätzung sind wichtig, auch für spätere Herausforderungen“, erklären zwei Achtklässler pointiert. An der ESBZ führen die Lernenden ein Logbuch, in dem sie penibel Wünsche und Kritik notieren, und welche Bausteine sie schon abhaken konnten. Jeden Tag gibt es eine Klassenstunde, in der die persönlichen Beziehungen gestärkt werden. Und dann gibt es noch „Frau V.“ – die Vollversammlung, bei der regelmäßig ernst gemeinte und ernsthaft angenommene Lobhudelei erfolgt. „Das hat was,“ überschlagen sich die Stimmen der ESBZ-Schüler. Man fühle sich gesehen, ja, wertgeschätzt. Manchmal fließe auch eine Freudenträne. Wer jetzt denkt, Jugendliche müssten sich bei sowas doch gegenseitig auslachen, täuscht sich. Die Routine der gegenseitigen Beobachtung und Bestätigung nutze sich nicht ab, sondern führe die Schüler dichter zusammen: „Mobbing gibt es an unserer Schule nicht“, beteuert ein zartes Mädchen.

Lektion 6

Neuntklässlerin Anna verrät noch mehr: Textmarker und Tintenkiller sind hier verboten. „Bisschen doof“, sagt sie, „aber Nachhaltigkeit muss sein.“ Auch beim Essen und den Arbeitsmaterialien. Trotzdem gebe es natürlich auch hier Probleme und typische Teenie-Eskapaden. „Man darf nicht zu viel erwarten“, ulkt Anna, „wir hören auch mal Scheiß-Musik.“ Die anwesende Lehrerschaft schmunzelt. Heißt das etwa: aus den Handys dudeln nicht nur Beethoven und die Beatles, sondern auch Justin Bieber und Taylor Swift? Hier wird keine Elite herangezüchtet, aber auch keine ewig Körner kauenden Leon-Maltes und Zoë-Tabeas à la „Tanze deinen Namen“.

Lektion 7

Beim Ausspruch „Anlachen statt Auslachen“ wird die Stimmung in der Aula unruhig. Die von anderen Schulen zum Schüler-Lehrgang entsandten Pädagogen lächeln müde. „Wie soll das gehen?“, tuschelt ein Lehrer. „An unserer Schule kann ich froh sein, wenn ich mal nicht angegriffen werde. Verbal oder körperlich.“ Drogen und Gewalt seien an vielen Schulen ein Dauerproblem, das sich nicht wegwünschen lässt. „Anlachen statt Auslachen“, das funktioniere nur auf Privatschulen, wo die ohnehin bildungsnahen Schüler hingingen. Doch Moment, ein Blick auf die Schulbeiträge der ESBZ macht schnell deutlich: diese Privatschule ist bezahlbar. Laut Schulgeldregelung kostet sie pro Kind 30 Euro im Monat. Machbar. Die zentrale Idee der revolutionären Schule ist es, soziale Herkunft und Leistungserfolge voneinander zu entkoppeln. Aber die Schule hat begrenzte Kapazitäten, „die Nachfrage ist viel höher als bedient werden kann, Tendenz steigend“, bekräftigt Schulleiterin Rasfeld.

Weiterführende Übungen

„Lernen und Lehren sind anders möglich, auch an staatlichen Schulen“, beharrt Margret Rasfeld. Natürlich bieten Schulen in freier Trägerschaft mehr Spielraum als ihre staatlichen Halbschwestern, bei denen der Teufel häufig in Bürokratietails lauert und den eigentlichen Bildungsauftrag erschwert. Dennoch ruft Rasfeld auf zum Versuch, in selbstregulativen Lernarrangements zu unterrichten. Möglich sei das prinzipiell überall. „Doch dafür bedarf es an Mut, Empathie und Struktur. Nur so können Demokratie und Verantwortung, Kernaufträge der Institution Schule, gelernt und gelebt werden“, schließt Rasfeld. Und jetzt alle!

www.ev-schule-zentrum.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:
www.futurzwei.org/esbz

47 . Unternehmer mit Karotten locken

Annette Jensen, Januar 2012

Um Unternehmer zu energiesparenden Investitionen zu verpflichten, stürme *Carrotmobber* die Geschäfte. Spaß macht diese Zusammenrottung für einen guten Zweck außerdem.

Davon träumt jeder Einzelhändler und jede Wirtin: Die Bude ist voll, die Leute konsumieren wie noch nie, und ununterbrochen klingelt die Kasse. Genau dieses Erlebnis verschaffen *Carrotmobber* Geschäftsleuten: Sie mobilisieren Kundschaft über *twitter*, *facebook* und ganz traditionelle Plakate – und verlangen dafür vom Unternehmer, dass ein erheblicher Teil des Umsatzes in seine eigenen Energiesparmaßnahmen fließt. Die schonen nicht nur das Klima, sondern senken auch die Strom- und Heizkosten des Ladens – was den Unternehmer dann erneut erfreut.

Der *Luftikus* im Frankfurter Gallusviertel ist keineswegs eine Szenekneipe. Doch anders als vielen anderen Gaststättenbetreibern leuchtete dem Wirt Andreas Eberbach die Idee sofort ein. Seine Küche war gut vorbereitet, als am verabredeten Tag um 19 Uhr viermal so viele Leute wie sonst zum Essen hereinstürmten. Viermal so viele Leute wie sonst verlangten Eintopf und Eier mit grüner Sauce; über 1.750 Euro flossen in die Kasse. Die investierte Eberbach vollständig in einen neuen Gasherd – wie verabredet und wie es ihm der Energieberater geraten hatte. Den hatten die *Carrotmobber* ebenfalls für Eberbach organisiert; die Kosten übernimmt bei kleinen Unternehmen zum größten Teil die staatliche KfW-Bank.

Maike Thalmeier aus Frankfurt hat in ihrer Freizeit schon mehrere *Carrotmobs* mitorganisiert. „Ich hab’ einfach Lust, nicht nur zu protestieren, sondern was konkret zu bewegen“, beschreibt die selbständige Eventmanagerin ihre Motivation. Dass sie dabei noch nette Menschen kennenlernt, sei ein angenehmer Nebeneffekt. Ähnlich äußert sich der Programmierer Bernd Früchtnicht aus Hamburg. „Man soll ja das ganze Negative in der Welt nicht vergessen, aber hier kann ich mal was Positives tun.“ In locker organisierten Regionalgruppen überlegen die *Carrotmobber*, in welcher Branche die nächste Aktion stattfinden soll. Dann veranstalten sie einen Wettbewerb: Das Unternehmen, das den höchsten Umsatzanteil investieren will, bekommt den Zuschlag.

Buch- und Klamottenläden, Kioske und Supermärkte haben auf diese Weise bereits in neue Kühlschränke, Energiesparlampen und Zeitschaltuhren investiert und ihre Energiebilanz dauerhaft verbessert. Häufig erfährt eine ganze Reihe der Kunden durch die Aktion auch erstmals von der Existenz eines Ladens – und kommt danach vielleicht auch wieder. „Der ganze Medienauflauf ist dann noch ein zusätzlicher Vorteil“, meint Volker Wiem, Mitinhaber eines carrot-gemobbten Hamburger *Edeka*-Geschäfts.

Die Aktionsform erfunden hat Brent Schulkin, Student im kalifornischen Stanford. Er hatte sich zuvor an mehreren – mäßig erfolgreichen – Boykottaktionen beteiligt und daraufhin überlegt, wie Unternehmen einfacher zu gesellschaftlich erwünschtem Verhalten motiviert werden könnten. Da kam ihm der Gedanke mit dem Esel und der Karotte. Um das störrische Tier voranzutreiben, kann man entweder von hinten mit einem Stock auf den Esel einprügeln – oder von vorn ihn mit einer Möhre locken. Und schon hatte seine Idee einen Namen: *Carrotmob*.

www.carrotmob-macht-schule.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:
www.futurzwei.org/carrotmob

48 . Urbane Landwirtschaft auf Rädern

Trish Riley, November 2015

Eine radelnde Truppe aus freiwilligen Helfern in Orlando, Florida, unterstützt die Einwohner dabei, Lebensmittel für den Eigenbedarf anzubauen – in ihren Vorgärten.

Das Lächeln auf Heather Groves Gesicht wetteifert mit dem Strahlen der Sonnenblumen um sie herum. „Sonnenblumen sind unglaublich – sie entziehen dem Boden tatsächlich Giftstoffe“, freut sie sich, während sie einen Garten der Initiative *Fleet Farming* präsentiert. Ein von Grove organisiertes Team von Freiwilligen hat die Minifarm, die sie „Farmlette“ nennen, auf einem Grundstück ihres Viertels errichtet. „Uns ist die Qualität unserer Erzeugnisse sehr wichtig. Ich will nicht, dass die Leute glauben, lokal angebautes Obst oder Gemüse sei minderwertig.“

Grove leitet eine Crew von zehn bis zwanzig Freiwilligen, die sich an jedem zweiten Sonntag mit dem Fahrrad auf den Weg macht und elf solcher Minifarmen bewirtschaftet. Das Team kümmert sich um den Ort Winter Park, der an Orlando grenzt und in dem einzigartige Bungalows Straßen säumen, die sich wie Rankengewächse in alle Richtungen schlängeln. „Parzelle um Parzelle verbreiten wir unsere Vorstellung von urbaner Landwirtschaft“, erklärt Grove.

Die *Fleet-Farming-Initiative* in Orlando geht auf John Rife zurück, der den *East End Market* betreibt, ein kulinarisches Zentrum der Gemeinde. In einer umgebauten Kirche beherbergt der Markt Verkaufsstände mit allen Produkten rund um Nahrungsmittel – von lokal angebaute Obst und Gemüse und frischgebackenem Brot bis zu Sushi, Getränken aus eigener Herstellung und Aufklärungsmaterialien. „*East End* ist unser Spielplatz – ein Sandkasten für Ideen“, sagt Rife, der seine *Fleet-Farming*-Idee einer Gruppe von Anwohnern vorstellte, die sich monatlich auf dem Markt trifft. Diese Zusammenkünfte werden von der lokalen Nonprofit-Organisation *IDEAS* organisiert, die Nachhaltigkeitsprojekte in der ganzen Welt finanziert und Interessenten an einen Tisch bringt, die sich für regionale Anliegen engagieren wollen.

Fleet Farming basiert auf einem von Curtis Stone entwickelten Modell, der ein urbanes Landwirtschaftsprojekt im kanadischen British Columbia unterhält. Die Floridianerin Heather Grove erläutert, man habe Stones Konzept in Orlando ein wenig modifiziert, die Fahrradbrigade und zusätzliche Permakultur-Techniken eingeführt und damit *Fleet Farming* noch nachhaltiger gemacht. Das Nachbarschaftsprojekt will Ressourcen wie Wasser und Benzin, die sonst für die Rasenpflege gebraucht werden, für den Anbau von Nahrungsmitteln verwenden, denn die Stadt Orlando sei mittlerweile zu einer Lebensmittelwüste geworden. „Wir helfen beim Benzinsparen: Amerikaner verbrauchen für Rasenmäher etwa drei Milliarden Liter Brennstoff pro Jahr. Wir finden, dass die 40 Millionen Liter Rohöl, die der Tanker Exxon Valdez verloren hat, schon katastrophal waren. Aber allein 65 Millionen Liter gehen beim Betanken von Rasenmähern daneben!“, führt Grove aus. „Zudem ist Rasen die Nutzpflanze in den USA, die am meisten bewässert wird, fast doppelt so viel wie Mais. Um unseren CO₂-Ausstoß noch weiter zu senken, fahren wir mit dem Fahrrad. Und durch die Aufklärung der Gemeinschaft, die wir als Familie ansehen, ziehen wir neue Gärtner heran.“

Fleet Farming wurde 2014 gegründet und betreibt nun elf Minifarmen von ungefähr 30 bis 140 Quadratmetern Größe. Grove und ihr Team kümmern sich zweimal im Monat um drei bis fünf nahe beieinander gelegene Grundstücke. Die Radler pflanzen Gemüse, Blumen und andere Erzeugnisse, ernten sie später und verkaufen sie schließlich auf einem lokalen Bauernmarkt. Die Eigentümer der Grundstücke können einen Teil der Ernte

behalten oder werden am Verkauf beteiligt. Obwohl Grove keinen Bedarf an weiteren Privatgrundstücken für zusätzliche Minifarmen hat, erhielt sie mehr als 200 Anfragen von interessierten Eigentümern. „Das läuft nur über Mundpropaganda“, berichtet Grove. „Wir bieten den Leuten den Luxus wunderschöner Gärten, ohne dass sie dafür etwas tun müssen. Wir wollen ihnen beibringen, wie man Nahrungsmittel anbaut und sie auf dem Markt verkauft.“

Grove ist eine energiegeladene, zierliche Frau von 26 Jahren, die Geografie und Umweltwissenschaften studiert hat. Doch sie verfügt auch über den wirtschaftlichen Hintergrund, um so eine Idee zum Blühen zu bringen. Ihren Angaben zufolge hat sich *Fleet Farming* bereits ab dem ersten Jahr rentiert, obwohl es sich um ein Nonprofit-Unternehmen handelt. Derzeit erarbeitet sie ein Materialpaket für die Expansion ihrer Initiative. Es enthält Basis-Bausteine für den Aufbau eines Geschäfts, wie Marketingmaterial, Logos, Vorlagen für Verzichtserklärungen und Verträge, außerdem Informationen über partnerschaftliche Zusammenarbeit, Vertrieb, Lagerung und Buchhaltung. *Fleet Farming* wird das Paket online für 75 Dollar zur Verfügung stellen, eine Stunde Beratung inklusive.

John Rife, der Ziehvater von *Fleet Farming* in Orlando, beschreibt sich als Vorzeige-Yuppie. Ursprünglich trat er in das Immobiliengeschäft seiner Familie ein. „Jahrelang saß ich am Schreibtisch und verdiente viel Geld, aber das hat mich nicht erfüllt.“ Ihm wurde bewusst, dass er mehr vom Leben wollte. „Wenn die Leute mich heute fragen, was meine Wachstumsstrategie sei“, berichtet Rife, „frage ich zurück, warum sie das wissen wollen.“ Inzwischen widmet er sich einer völlig anderen Art von Wachstum: Er brachte einen eigenen Bauernhof zum Wachsen und engagierte sich zunehmend in der Bewegung für lokale Lebensmittel. Deren Anhänger setzen Schweiß anstelle von Geld als Eigenkapital ein. „Das ist der eigentliche Dreh- und Angelpunkt. Es ist ein von einer Gemeinschaft betriebener Wertaustausch, der nicht monetär ist.“

Rife sagt, er wolle andere zu der Erkenntnis führen, dass es mehr im Leben gibt, als nur dem Geld nachzujagen. „Ich bringe Steine ins Rollen“, konstatierte er am Rande des *Florida Food Summit*, einer Veranstaltung, die er finanziell unterstützt, um eine Vielzahl von *Farmpreneurs* zusammenzubringen – so nennt er Personen, die neue Modelle des Lebensmittelanbaus umsetzen. „Es liegt mir zutiefst am Herzen, jungen Unternehmern zu helfen, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Etwas bewirken zu können, erfüllt einen mit Freude.“

Mit 40 gehört Rife zur Generation X, und sein Aussehen täuscht nicht über seine Interessen hinweg. Seine junge, gesunde Erscheinung mit gepflegtem Kurzhaarschnitt passt weder zu dem Stereotyp eines erfolgreichen Geschäftsmanns noch zu dem eines New-Age-Hippiefarmers. Stattdessen scheint er den aufkommenden Typus jener Führungspersönlichkeiten zu verkörpern, die folgende Qualitäten in sich vereinen: ein Gespür für die sich wandelnden Bedürfnisse der Erde und der Gesellschaft, ökonomisches Wissen und schließlich Erfolg als Grundlage von Zuversicht, Neues zu wagen. Vielleicht sind ebenjene Qualitäten auch das, was er an Grove am meisten bewundert.

„Heather ist eine Verändererin“, sagt Rife. „Ich bin sehr beeindruckt von der Generation Y und ihrem Willen und Wunsch, etwas zu bewirken.“ Und er führt weiter aus: „Diese Kohorte zeigt eine viel größere Bereitschaft als jede andere Generation, mit der ich es zu tun hatte, Zeit, Mühe, Energie und Geld einzusetzen um – ihrer Ansicht nach – die Welt zu einem besseren Ort zu machen und aktiv nach Lösungen für Probleme der Nachhaltigkeit und des verantwortungsvollen Umgangs mit der Umwelt zu suchen.“ Da die Organisation *IDEAS* der Treffpunkt der Generation Y ist, erschien sie ihm als der fruchtbarste Boden für seine *Fleet-Farming*-Idee. Das Konzept sei nicht zuletzt dadurch attraktiv, dass es für viele verschiedene Bevölkerungsgruppen praktikabel sei, erläutert Rife. „Dafür muss man nicht überdurchschnittlich gebildet sein – eine Wiese in eine Salatbeet zu verwandeln, erfordert keinen Dokortitel.“

Aktivistin Heather Grove ist sich sicher, dass die *Fleet-Farming*-Initiative ohne die große Unterstützung, die ihr Team von der Gemeinde erhält, nicht funktionieren würde. „Das spornt mich an“, meint sie. „Es geht einfach um die Menschen, die willens sind, diese Zeit zu investieren und die Arbeit auch zu machen. Für mich hat es einen Wert, meine Arbeitskraft kostenlos zur Verfügung zu stellen, weil mich das glücklich macht. Wir machen alle immer weiter, denn wir helfen dabei, die Welt zu verändern.“

www.fleetfarming.org

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTUREPERFECT unter:
www.goethe.de/ins/cz/prj/fup/de14856376.htm

49 . Urbane Wälder statt Schutt und Ödnis

Annette Jensen, Oktober 2015

Die Stadt Leipzig verwandelt Brachflächen in wildwuchernde urbane Wälder, die die gleichen Funktionen wie Parks erfüllen, aber günstig in der Pflege und gut für das Klima sind. Die Idee stammt von der städtischen Angestellten Regina Dietrich, die ebenso geduldig wie fröhlich durch die Institutionen marschiert.

Regina Dietrich strahlt. Schmetterlinge tänzeln zwischen blühenden Wildkräutern, die Bäume hinter dem Maschendraht sind längst höher als sie selbst. Bis 2005 residierte hier in Leipzigs Osten der städtische Gartenbaubetrieb; ein Großteil des 3,8 Hektar großen Geländes war mit Werkstätten, Gewächshäusern und Bodenplatten versiegelt. Davon ist heute fast nichts mehr zu sehen: Nur einige Pflasterwege sind erhalten, ein paar Betonelemente wurden zu Sitzgelegenheiten umfunktioniert. Ein Hochsitz ermöglicht den Blick über die Wipfel und an manchen Stellen haben Anwohner schon einen Durchschlupf in der Umzäunung geschaffen, denn die Stachel- und Johannisbeersträucher zwischen dem kniehohen Gras sind einfach zu verlockend. „Ich finde das in Ordnung – schließlich ist das hier ein Gelände, das die Menschen bald offiziell für sich nutzen können“, sagt Dietrich. Im kommenden Monat wird das Forstamt den Zaun abbauen; dann muss der weltweit erste urbane Wald ohne Schutz vor Mensch und Hund klarkommen.

Die 59-jährige Landschaftsplanerin mit dem blonden Zopf, den wachen Augen und der festen, ruhigen Stimme wirkt viel jünger als sie ist. Als sie Mitte der 1990er-Jahre in der Leipziger Stadtverwaltung anfang, merkte sie bald, dass in ihrem Instrumentenkasten etwas fehlte. Leipzig hatte nach der Wende über 70.000 Einwohner verloren. Viele Betriebe mussten dicht machen, riesige Wohnblocks rotteten vor sich hin oder fielen der Abrissbirne zum Opfer. So entstanden Leerräume, die nicht selten als Müllkippen missbraucht wurden – Unorte für die Nachbarschaft. Zugleich schienen diese Brachen ungeeignet für traditionelle städtische Grünflächen wie Kleingärten, Parkanlagen oder Stadtwald: Leipzig hat nicht viel Geld für die Pflege, auch eine aufwändige Bodenaufbereitung kommt nicht in Frage. Viele Flurstücke sind außerdem stark von der vormaligen Bebauung überformt, im Untergrund liegen Leitungen und Rohre, obendrauf Schienen, Schotter und Schutt. Zugleich aber gibt es ohne Zweifel großen Bedarf an neuen Grünflächen, denn der immer dichtere Verkehr führt in der sächsischen Großstadt regelmäßig zu Überschreitungen der Grenzwerte für Feinstaub und Stickoxide, und die absehbar steigenden Temperaturen erfordern mehr kühlende Luftschneisen. Und nicht zuletzt: Leipzig will anziehend wirken. Das ist in den vergangenen Jahren ja auch gelungen; „Hypezig“ lockt inzwischen viele vor allem junge Menschen an.

Jahrhundertlang hatte sich die Stadt in die Landschaft gefressen – nun sollte die Natur wieder stärker in der Stadt wuchern können, sinnierte Dietrich. Preisgünstig und pflegeleicht müsste die Neugestaltung sein und trotzdem die Erholungsfunktionen eines Parks erfüllen. Langsam reifte in ihr die Idee des urbanen Waldes, sie begann zu recherchieren. Ihre Kollegen vom Forstamt erklärten ihr, dass ein stabiles Waldklima mit entsprechenden Bodenorganismen und Tieren erst entstehen könne, wenn die Flurstücke mindestens 30 Meter breit und mindestens einen halben, möglichst aber drei Hektar groß seien. Zugleich fordert das Forstgesetz, dass zwischen Gebäuden mit Heizung und Waldrand ein Mindestabstand einzuhalten ist. Auch andere Vorschriften, Richtlinien, Gesetze sind zu beachten: Wasserleitungen dürfen nicht von starken Baumwurzeln zugewuchert werden, bei Hochsitzen im Stadtgebiet sind Sicherheitsvorschriften wie bei Spielgeräten einzuhalten und, und, und ...

Dietrich ließ sich dennoch nicht abschrecken und regte bei einem Fachgespräch mit dem *Bundesamt für Naturschutz* an, Stadtumbau und Naturschutz nicht wie bisher völlig getrennt zu betrachten, sondern zu integrieren – und tatsächlich wurde 2007 ein entsprechender Fördertopf eingerichtet. Nun galt es, ihre Vorgesetzten zu überzeugen, dass sie einen Antrag für eine Voruntersuchung stellen durfte. Das gelang, und so begutachteten sie und ein Kollege rund 1.500 Flächen im Stadtgebiet. Die Recherche wurde mit Preisen ausgezeichnet und das *Bundesamt für Naturschutz* plädierte ausdrücklich dafür, nun in die Umsetzung zu gehen. Zusammen mit Wissenschaftlerinnen wählte Dietrich drei Modellflächen aus, die repräsentativ für Stadtbrachen sind: ein aufgegebenes Gewerbegebiet, einen alten Bahnhof sowie ein Gelände, auf dem kurz zuvor ein riesiger, elfstöckiger Plattenbau mit dem Kosenamen „Eiger-Nordwand“ gestanden hatte. Ziel war es, aus den Einzelfällen möglichst viele Erkenntnisse zu sammeln, die auch anderswo nützlich sein können: Welche Bäume kommen ohne Wässerung und mit dem oft stark verdichteten Untergrund gut klar? Wie schafft man es, die Anwohner zu Schützerinnen und aktiven Nutzern der Flächen zu machen? Wie entwickelt sich das kleinräumige Klima?

Was dann begann, beschreibt Dietrich als „spannenden, kraftzehrenden Prozess und ständigen Hürdenlauf“. Weil ein erheblicher Teil der Immobilien nicht der Kommune gehörten, musste sie die Stadtverordneten überzeugen, Mittel für den Kauf in den Haushalt einzustellen. „Geld für Gewerbeansiedlungen auszugeben, ist selbstverständlich – aber für Grün? Das fällt vielen schwer“, sagt sie.

Regina Dietrich hörte geduldig zu, sprach mit Abgeordneten aller Parteien, Verwaltungskolleginnen, Bürgern und Wissenschaftlerinnen, war über Richtlinien und Gesetze informiert und nahm die Anliegen, Bedenken und Wünsche aller Beteiligten ernst. Viele Politiker konnte sie damit überzeugen, dass Leipzig mit den urbanen Wäldern gegenüber der EU belegen kann, etwas gegen die hohen Luftbelastungen und fürs Klima zu tun. Dietrich verhandelte mit den angrenzenden Betrieben, studierte die Trampelpfade der Anwohner und befragte diese nach ihren Wünschen und Vorschlägen. Im sozialen Brennpunkt Grünau sind deshalb zwischen dem sprießenden Wald und einem Supermarkt auch eine Streetball-Anlage und eine Sprungwand für Skater entstanden.

„Der urbane Wald ist eine Gemeinschaftsleistung“, betont Dietrich – doch ganz ohne Zweifel ist sie die treibende Kraft. Auf jeder der Infotafeln zum urbanen Wald steht ihr Name und ihre Telefonnummer: Für die Sorgen und Wünsche der Anwohnerinnen und Waldspaziergängerinnen hat sie stets ein offenes Ohr. Nicht selten radelt sie auch am Wochenende mit der Heckenschere bei einer der drei Modellflächen vorbei; einen Großteil der rund 1.500 begutachteten Standorte hat sie in ihrer Freizeit angeschaut. Schließlich sind ihre sonstigen Aufgaben im Amt durch das Projekt nicht reduziert worden. Im Gegenteil: Ihre Abteilung ist in den vergangenen Jahren deutlich geschrumpft und der Arbeitsberg somit gewachsen. Doch meckern und klagen gehört nicht zu Dietrichs Naturell. Sie konzentriert sich lieber auf die Freude an dem, was stetig wächst – seien es Bäume, die wieder steigenden Einwohnerzahlen ihrer Stadt oder das Interesse am urbanen Wald. Sogar aus Südkorea bekommt sie mittlerweile Anfragen. Regina Dietrich strahlt.

www.leipzig.de/news/news/zweiter-urbaner-wald-schnauer-holz-in-grnau-freigegeben

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:
www.futurzwei.org/urbane-waelder

50 . Von welchen, die loswandern, die Welt zu verändern

Astrid Emmert, März 2016

Zum dritten Mal werden im Sommer 2015 rund 150 bildungsbewegte und –geplagte junge Menschen aus ihrem Schul- oder Uni-Alltag ausbrechen, um sich auf Wanderschaft gen Berlin zu begeben. Das Motto der *Funkenflieger*: den Bildungsweg selbst in die Hand nehmen oder besser: auf andere Füße stellen.

Am Anfang der *Funkenflug*-Bewegung stand der Wunsch zweier junger Regisseure, die transformative Kraft bewegter Bilder zu erforschen. Anders gesagt: Wie können Filme dazu beitragen, die Welt in einen besseren Ort zu verwandeln? Als eine mögliche Antwort auf diese Frage, drehten Krishna Saraswati und Jan Raiber Filme über Menschen, die den Mut hatten, für ihre Träume einzustehen. Mit diesem Material tingelten sie 2012 durch Schulen und Universitäten. Denn dort galt es aus Sicht der jungen Männer, den Keim für eine bessere Gesellschaft zu legen. Raibers Augen leuchten, wenn er an diese Zeit zurückdenkt: „Wir waren ganz baff von all den Ideen, die sich an der einfachen Frage entzündeten, was die Leute gerne an ihrer Schule oder Uni verändern würden.“ Gleichzeitig erkannte der Filmemacher, dass Schüler und Studierende in unserem Bildungssystem am wenigsten zu sagen hätten. „Als letztes Glied in der Nahrungskette“, wie er sagt, müssten sie die Entschlüsse von oben einfach schlucken. „Ist es nicht absurd, dass Bildung nicht von denen gestaltet werden kann, die sie vor allem betrifft?“, fragt Raiber.

Dieser Widerspruch ließ die zwei Regisseure nicht mehr los, und langsam setzte sich in ihren Köpfen ein Gedanke fest: Man stelle sich vor, es ist Schule und keiner geht hin! Stattdessen brechen alle zu einem Sternlauf gen Berlin auf, lassen die starren Strukturen, den Leistungszwang, das ständige Bewerten und Vergleichen hinter sich und nehmen sich Zeit für die wirklich wichtigen Fragen: Was will ich lernen? Welche Fähigkeiten, welches Wissen will ich mir aneignen und auf welche Weise? Was bedeutet Bildung – für mich und für die Gesellschaft? Und flugs saßen Raiber und Saraswati wieder in Klassenzimmern und Seminarräumen. Statt der Filme aber stellten sie diesmal ihre Idee vor. Das Feuer war sofort entfacht und die Initiatoren erkannten für ihre eigene Arbeit, dass es wohl sinnvoller wäre, die Welt zu verändern und das zu filmen, als mit Filmen allein die Welt zu verändern. Denn alles was die Zuhörerinnen wissen wollten war: „Und wann geht’s los?“

Bis sich die ersten *Funkenfliegerinnen* und *-flieger* tatsächlich auf den Weg machten, dauerte es dann noch bis zum Frühsommer 2013; schließlich musste eine Menge vorbereitet werden. Schon das gestaltete sich für die rund 100 Beteiligten als ein Prozess der Selbstermächtigung: Wanderwillige aus Schulen und Universitäten fanden sich in Ortsgruppen zusammen, bestimmten ihre jeweilige Laufroute, organisierten Elternabende für besorgte Erziehungsbevollmächtigte und verhandelten mit Lehrerinnen und Schulleitungen darüber, wie lange sie das Klassenzimmer gegen die freie Natur eintauschen dürfen. Manche Schüler wurden ganze sechs Wochen vom Unterricht freigestellt, andere steckten sich den Lernstoff in den Wanderrucksack, bereiteten sich während des Unterwegsseins auf ihr Mathe-Abi vor oder führten ein Reisetagebuch für den Deutschunterricht. Etliches konnte aber nicht im Vorfeld geplant werden, denn der Flug eines Funkens ist schwer vorherzusehen. Wo würden sie übernachten? Und würde ihr Plan aufgehen, unangekündigt Schulen zu besuchen, um ihre Idee weiterzutragen?

Doch sieh an: Ein Ort zum Schlafen fand sich immer. „Die Menschen sind viel freundlicher, als man denkt!“, freut sich Raiber über seine Zeitgenossen. Gut 100 Schulen öffneten den Wandersleuten auf ihrem Weg nach Berlin die Tore. „Das Schöne an sprühenden Funken ist ja, dass sie jederzeit auf andere Menschen überspringen können“, erklärt er den Weg der Verbreitung. „Wie sehen eure Wünsche aus?“, fragten die wandernden *Funkenflieger* in Klassenzimmern und draußen auf der Straße. Und sie verteilten Zettel, die sie später samt darauf notierten Wünschen wieder einsammelten. In krakeliger Schrift steht auf einem geschrieben: „Ich will mich nicht mehr mit meinen Klassenkameraden messen müssen.“ Woanders fordert eine flotte Feder: „Schüler als Schulminister, nicht irgendwelche Politiker!“

Irene Nenoff-Herchenbach, heute 27 Jahre alt und gerade dabei, ihre Diplomarbeit in Psychologie zu schreiben, lief die ersten beiden Jahre als *Funkenfliegerin* von Leipzig aus nach Berlin. Im Gepäck hatte sie ihre zwei kleinen Kinder und eine gehörige Portion Mut, um die vermeintlichen Sicherheiten des Alltags hinter sich zu lassen. „Die Erfahrung, jederzeit loslaufen zu können, hinterließ ein unbeschreibliches Freiheitsgefühl“, erzählt Nenoff-Herchenbach voller Begeisterung. „Nichts muss, alles kann‘ ist seitdem unser Leitfaden für den Alltag geworden.“ Ihre heitere Gelassenheit verrät, wie wohltuend es sein kann, sich von vorgegebenen Strukturen und Konventionen – zum Beispiel Kinder schon früh in staatlichen Institutionen unterzubringen – zu lösen.

Den wandernden *Funkenfliegerinnen* geht es weder um einen rein individuellen Reifeprozess, noch vertreten sie ein ausschließlich politisches Anliegen. Vielmehr zeigen die Erfahrungen der ersten Wanderungen, dass das eine vom anderen nicht zu trennen ist. So war das Laufen für Irene Nenoff-Herchenbach zu Beginn vor allem eine Zeit der Selbstreflexion, die sie jedoch immer mehr dazu brachte, das deutsche Bildungssystem zu hinterfragen. Initiator Raiber, der natürlich auch seine Wanderschuhe schnürte, hingegen erlebte den umgekehrten Wandel: „Für mich stellte der Lauf zuerst einen politischen Akt für das Recht auf selbstbestimmtes Lernen dar. Bis mir nach und nach immer bewusster wurde, dass ich erst einmal mich selbst transformieren muss, um für die große Veränderung kämpfen zu können.“

Bei sich selbst anfangen! Überhaupt mit etwas anfangen! Darin spiegelt sich wider, was die circa 500 *Funkenflieger*, die sich untereinander gar nicht alle kennen, wohl am ehesten vereint. Auch Nenoff-Herchenbach sieht das so: „*Funkenflug* ist wie ein Trampolin: Jeder kommt mit seinem eigenen Anliegen, mit seinen Fragen und Projektideen, und bekommt dafür während des Laufens und in der Gemeinschaft neue Impulse.“ Von diesem Trampolin-Effekt kündeten Projekte wie der *Fahrradbus* – ein gemeinschaftlich entwickeltes Muskelkraftmehrpersonenfahrzeug – oder das *Freie Uniexperiment* – eine Initiative, die Rahmenbedingungen für ein selbstgestaltetes, gemeinschaftliches Studium aufbaut – die aus dem und durch das *Funkenflug*-Netzwerk entstanden sind. Und wer weiß, welche Wirkkraft die bisher gesammelten 3.000 Wünsche noch entfalten werden, wenn sie – so ist der Plan – zu Beginn des dritten *Funkenflug*-Lauf im Mai 2015 in verschiedenen Medien veröffentlicht werden.

Präsentiert, reflektiert und gefeiert werden die über drei Jahre gesammelten Wandererfahrungen dann Mitte Juni 2015 in Berlin; genauer gesagt: im FEZ, wo zwei Wochen lang die Funken schlagen werden. Ein offener Ort, genauso wie es jedem und jeder offen steht, sich als Teil des *Funkenflug*-Netzwerkes zu verstehen. Aber Vorsicht, denn das könnte bedeuten, dass man sich mit Rucksack und in Wanderschuhen auf der Straße wiederfindet. Denn wenn der Funke überspringt, bringt er Gesichter zum Leuchten, Gedanken zum Tanzen und manchmal eben auch Füße zum Wandern.

Juli 2017: Und die Funken fliegen weiter: Seit zwei Jahren fand zwar kein Lauf nach Berlin mehr statt, und das Kernteam musste sich eingestehen, dass manche große Idee nicht realisierbar war. Die Mühlen der Veränderung im Bildungssystem mahlen eben langsamer als die Füße der *Funkenflieger* laufen. Und dennoch wurde vieles in Bewegung gesetzt: Auf Krishna Saraswatis Initiative entstand in Schwäbisch Gmünd eine Jurte mit Terrassenlandschaft, die nicht nur dem *Funkenflug*-Netzwerk als Treffpunkt und Bildungsort dient, sondern auch einen Naturkindergarten beheimatet. Jan Raiber hat mit zwei weiteren *Funkenfliegerinnen* die *Wanderuni*

gegründet. Und wer weiß, welche Feuer die Funken andernorts noch entzündet haben? Das Netzwerk jedenfalls ruft weiter auf: Bringt euch und etwas in Bewegung!

www.funkenflug.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:
www.futurzwei.org/funkenflug

51 . Was in der Zwischenzeit geschieht

Josefa Kny, Januar 2018

Seit sieben Jahren dehnt die *ZwischenZeitZentrale Bremen* Zeit und Raum. Dank ihr wurden mutige Experimente zu Institutionen und wollen andere Städte wissen, wie die Hansestadt klug zwischennutzt.

Im Universum der Zwischenzeit ist viel Platz. Da kann man sich ausprobieren, etwas Aufregendes beginnen. Man kann daran die Lust verlieren und zurückkehren ins normale Leben. Oder es macht wahnsinnig viel Freude und man bekommt mit Glück sogar die Gelegenheit, weiterzumachen und dauerhaft davon zu leben.

Die ehemalige Wurstwarenfabrik im Bremer Stadtteil Hemelingen ist seit knapp zwei Jahren so ein Ort im Zwischenzeituniversum. In ihrem Verwaltungsgebäude residiert in der obersten Etage inmitten alter Finanzamtsmöbel die *ZwischenZeitZentrale* (ZZZ). Von hier aus gucken Daniel Schnier, Oliver Hasemann, Sarah Obwald und Anne Angenendt über das leerstehende Wurstimperium. In dessen Büroturm haben mittlerweile 50 Menschen von 18 bis 70 Jahren mit ihren Projekten Unterschlupf gefunden: vom Upcycling-Taschendesigner über Filmerinnen und – passenderweise – die Rapper *Wurst & Feinkost* bis zur Bremer Willkommensinitiative. Dass sie alle hier für wenig Miete ihrem Tun nachgehen können, haben sie den Damen und Herren von ganz oben zu verdanken: Die *ZwischenZeitZentrale* vermittelt Leerstand und Brachflächen auf Zeit an experimentierfreudige Menschen.

„Eigentlich gibt es für jeden Raum einen Nutzer“, sagt Oliver Hasemann im knarrenden Drehstuhl. Gerade sind die vier Zetts dabei, den früheren Wurstfabrikverkauf auf dem Gelände für ein Fairkaufhaus nutzbar zu machen. Ganz einfach sind die Vermittlungen aber nie: Eigentümerinnen und Nutzer haben je ganz eigene Vorstellungen, der Gesetzgeber fragt nach Sicherheit, Brandschutz und Zugänglichkeit. Die Vermittlungsfälle unterscheiden sich, doch gemein ist den meisten, dass die *ZwischenZeitZentrale* als Bindeglied und Vertrauensgarant zwischen allen Beteiligten auftritt. Ergibt sich etwas Langfristiges aus der Zwischennutzung, gründen die Nutzer oft Firmen oder Vereine, um selbst Verträge unterschreiben zu können.

Der Urknall des Bremer Zwischenzeituniversums passierte im Jahr 2009. Angefangen als ein Vorzeigeprojekt der „Nationalen Stadtentwicklungspolitik“, einer Initiative mehrerer öffentlicher Institutionen Deutschlands, steht die *ZwischenZeitZentrale* seit 2012 komplett unter der Obhut der Freien Hansestadt Bremen. „Wir sind mitten in der Wirtschaftskrise gestartet“, erzählt Schnier. Damals schrumpfte die Nachfrage, der Leerstand wuchs, die Freiräume waren in jeder Hinsicht groß. Heute ist das anders: „Die niedrigen Baukreditzinssätze lassen das Interesse an Immobilienkäufen steigen“, beobachtet er. Und so wird Leerstand in Bremen zwar weiter als ein Möglichkeitsraum begriffen – dass man ihn nicht verstecken muss, hat erst die ZZZ der Stadt beigebracht – , zunehmend aber als einer für zahlungskräftigere Käuferinnen und Mieter.

Das Universum der Zwischenzeit ist also auch bedroht. Der *Lloydhof* zum Beispiel, früher ein Stern am Bremer Einkaufszentrumhimmel, steht seit Jahren fast leer. Die Stadt erwarb das Gebäude 2013 und sucht seitdem einen Investor, der sich schwer finden lässt – mehrere sind schon abgesprungen. Lange gab sie daher der ZZZ die Freiheit, die Ladengeschäfte in diverse Formen der Nutzung zu bringen. Gut 23 Projekte fanden dank Schnier, Obwald, Hasemann und Angenendt für kurze oder längere Zeit ein Obdach im *Lloydhof*. Jetzt hat die lokale Wirtschaftsinitiative einen anderen Plan: mehr Einzelhandel, mehr Manufaktur und ach ja, mehr Einnahmen. Da können die wenigsten, die sich in leerstehenden Ladengeschäften ausprobieren, mithalten.

Die vier Damen und Herren von *Wedderbruuk*, die ihr auf Möbel und Wohnaccessoires spezialisiertes Secondhandgeschäft mit Anschubhilfe der ZZZ nun schon seit rund drei Jahren im *Lloydhof* betreiben, dürfen noch bleiben – auch weil sie zufällig ins neue Geschäftskonzept passen. Fast alle anderen Zwischennutzungen mussten nach und nach ausziehen. Aber auch *Wedderbruuk* zitterte schon mehrfach: „Weil wir einen Zwischennutzungsvertrag haben, erfahren wir frühestens drei Monate vor Ablauf, ob wir bleiben dürfen“, erklärt Mitinhaber Tilman Schwake.

Auch Christian M. Leon probierte sein Café und Veranstaltungsort Noon zunächst als Zwischennutzer im *Lloydhof* aus. Weil die Theaterleute vom *Kleinen Haus* bald nicht mehr ohne den Kaffee leben konnten, den er mit seinen guatemaltekischen Verwandten direkt handelt, fragten sie ihn, ob er ins Theaterfoyer ziehen wollte. Für Leon bedeutete das: raus aus dem Experimentierraum und ernst machen. Ähnlich war es für Kathrin Vorsmann: Aus der Zwischennutzungs-idee, eine Anlaufstelle für Selbstmacherinnen und Selbstgemachtes aus der Region zu begründen, ist in den letzten Jahren die *Glasbox* geworden, ein Laden mit Kleidung, Schmuck und feinem Schnickschnack, das Wert auf Handarbeit und Bio-Materialien legt. Es läuft gut für die Selbstständigen, der ZZZ-vermittelten Testphase sei Dank.

Bremen, das sollte bis hierhin deutlich geworden sein, ist ein Knotenpunkt im Zwischenzeituniversum. Eineinhalb Jahre lang war die Stadt deshalb Vorbild für gelungene Freiraumpolitik in einem EU-Projekt. Rom und andere zeigten sich wissbegierig, von der *ZwischenZeitZentrale* zu lernen. Im aktuellen Folgevorhaben sucht die ZZZ gemeinsam mit anderen Städten Strategien, um lang- und kurzfristige Nutzungen von Leerstand in Europa so zu verankern, dass Verwaltungen, Eigentümer und Nutzerinnen miteinander glücklich werden: „Eine Frage ist, wie Städte Zwischennutzungen noch besser absichern können“, erklärt Oliver Hasemann. Eine andere, wie man Leben in verlassene kleinteilige Areale bringt: „Viele Eigentümerinnen und Eigentümer sind eher skeptisch. Da hören wir in Bremen oft: ‚Wir sind gerade in Verhandlungen.‘ Auch wenn der Laden schon ewig leersteht“, ergänzt Daniel Schnier im Wurstturbüro. Aktuell ist in Bremen auch die Frage, wie man temporäre Infrastrukturen schafft, die die Bedürfnisse von Geflüchteten erfüllen und später anders genutzt werden können. Die ZZZ veranstaltete jüngst einen Workshop zum Thema „urbane Labore“ und meinte damit Experimentier Räume für neue Arbeits- und Integrationsmodelle.

Der beherzte Sprung ins Zwischenzeituniversum bringt auch für Eigentümer viele Vorteile: Die laufenden Kosten kommen rein, jemand passt auf und pflegt Räume oder Flächen. Und die Öffentlichkeit beginnt sich zu interessieren. Das frühere Büro der ZZZ, die alte Zollabfertigung, ist nun eine Systemgastronomie. „Wir gentrifizieren so viel wie möglich“, sagt Hasemann und meint das nicht ernst. Doch den Zetts ist bewusst, dass experimentelle Zwischennutzungen immer auch ein Spagat sind zwischen Aufwertung, die Vorhandenes nutzt und die Nachbarschaft belebt, und solcher, die die Preise hebt. Für Bremen zeichnet sich letztere Entwicklung noch nicht ab, vor allem weil die Objekte meist ein Stück weit außerhalb der sogenannten Szeneviertel liegen.

Saust man mit Daniel Schnier durch die Stadt, wird deutlich, dass er nicht bürokratisch vermittelt, sondern Bande knüpft, Aufbruchsstimmung verbreitet und die Mission hat, Freiräume zu schaffen. „Wir machen Übersetzungsarbeit“, fasst Hasemann das schnörkellos zusammen. Hoffentlich noch lange. Die Förderung der Stadt lief erst einmal im August 2016 aus. Ohne sei es schwierig, denn die ZZZ sei ein Instrument und kein Geschäftsmodell, findet Schnier. Plan Z ist noch nicht ganz ausgeklügelt. Aber das Zwischenzeituniversum ist bekanntlich eines der unbegrenzten Möglichkeiten.

www.zzz-bremen.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:
www.futurzwei.org/zwischenzeitzentrale-teil2

52 . Weder Hülle noch Fülle

Karoline Walter, April 2015

unverpackt kiel ist das erste Lebensmittelgeschäft Deutschlands, das vollständig auf Einwegverpackungen verzichtet. Gegründet wurde es vor einem guten Jahr von der Südfranzösin und Wahl-Kielerin Marie Delaperrière.

Vor dem Wind ist hier kaum etwas sicher. Immer wieder kommen Böen und stoßen die Tür des kleinen Ladens auf, so dass die junge Kassiererin aufstehen und sie wieder schließen muss. Sie nimmt es norddeutsch-gelassen; schließlich hat der Wind auch sein Gutes – bisweilen wirbelt er Leute herein. Zwei blonde junge Mädchen zum Beispiel, Studentinnen, vielleicht noch Schülerinnen. Neugierig schauen sie sich um, betrachten die Spender mit ihren bunten Inhalten, die aus Bohnen, Nüssen und allen möglichen Getreidesorten bestehen.

Im hinteren Teil des Ladens bereitet Marie Delaperrière derweil einen Kaffee zu. Bald solle hier eine richtige Café-Ecke entstehen, erklärt die Inhaberin von *unverpackt kiel*. Der verpackungsfreie Supermarkt hat erst vor einem knappen Monat neue Räumlichkeiten bezogen. Der alte Laden war zu klein geworden, obwohl es *unverpackt kiel* erst seit einem guten Jahr gibt. Im Februar 2014 war er in aller Stille eröffnet worden; weitgehend unbemerkt von den großen Massenmedien. Ganz anders als ein Berliner Laden gleichen Konzepts, der ein halbes Jahr später ins Leben gerufen wurde und ein riesiges Medienecho hervorrief. Vielleicht der Hauptstadtbonus. Mit der Lebensmittelbranche hatte Marie Delaperrière ursprünglich nicht viel am Hut. Eigentlich komme sie aus dem Projektmanagement, erzählt die zierliche, langhaarige Französin. In Frankreich studierte sie Sprachen, Logistik und BWL, bevor es sie aus beruflichen Gründen nach Deutschland verschlug. Schon lange störte sich Marie Delaperrière an den Unmengen von Verpackungsmüll, die man tagtäglich anhäuft. Als Mutter dreier Kinder fragte sie sich immer öfter, was man zukünftigen Generationen da eigentlich für eine Welt hinterließe. Schließlich las sie von Bea Johnson, einer US-Amerikanerin, die mit ihrer Familie seit 2008 keinen Hausmüll produzierte – allen Widerständen der Wegwerfgesellschaft zum Trotz. Delaperrière überlegte, dass es wohl noch besser wäre, erst gar keinen Müll ins Haus zu lassen und gründete einen Laden, der einfach nichts Verpacktes anbietet.

An der Kasse verstaut ein Mann seine Einkäufe in einem kleinen Rucksack: Lauch, Gurken und eine Dose mit Reis. Wer bei *unverpackt kiel* einkauft, muss seine eigenen Behälter mitbringen; wer keine hat, kann man im Laden auch wiederverwendbare Boxen und Einmachgläser erstehen. Weil die Waren hier offen angeboten werden, lässt sich genauso viel einkaufen, wie gerade gebraucht wird. So wie in den Kaufläden von früher, wo man sich die gewünschten Zutaten für das Mittagessen oder einen Kuchen noch vom Verkäufer abwägen und über die Theke reichen ließ. Damals war es vor allem aus wirtschaftlichen Gründen wichtig, passgenaue Portionen kaufen zu können. Heute ist die Verschwendung von Lebensmitteln in Deutschland vor allem ein ökologisches Problem. 18 Millionen Tonnen Lebensmittel landen hier jährlich auf dem Müll, weil die meisten schlecht planen, zu viel auf einmal kaufen oder vergessen, was noch alles im Kühlschrank wartet.

Marie Delaperrière möchte der Vergeudung entgegenwirken und Essen wieder einen neuen Wert verleihen. In ihrem Laden führt sie daher auch regelmäßig Verkostungen durch. Delaperrière ist leidenschaftliche Köchin; das Ausprobieren neuer Rezepte macht ihr großen Spaß – da zeigt er sich also doch, der persönliche Bezug zum Thema Lebensmittel. Die Kostproben sollen zum Selberkochen anregen und das Publikum mit unbekanntem

Produkten vertraut machen, mit alten einheimischen Gemüsesorten etwa, die zu Unrecht in Vergessenheit geraten sind. Denn zum ganzheitlich-ökologischen Konzept von *unverpackt kiel* gehört es auch, bevorzugt Ware aus der Region zu beziehen. Dogmatisch ist Delaperrière da allerdings nicht, es gibt auch Überseeprodukte. Kaffee zum Beispiel, allerdings nur fair gehandelten.

„Wenn ich bei allem ganz streng wäre – also alles regional, saisonal und dabei auch noch ohne Verpackung anbieten würde – hätte ich vielleicht drei Produkte“, erklärt sie lachend. Gegenüber einem konventionellen Supermarkt ist die Warenpalette von *unverpackt kiel* ohnehin schon eingeschränkt. Delaperrière kauft nur Dinge, die sie im Großgebäude beziehen kann. Denn es wäre ja nicht Sinn der Sache, die Produkte in Plastik eingeschweißt zu kaufen und nachher klammheimlich wieder auszupacken. Molkereiprodukte und Fleisch beispielsweise sind aus hygienischen Gründen problematisch. Joghurt und Milch bietet *unverpackt kiel* in Pfandgläsern an, für Käse, Fleisch und Fisch sucht Delaperrière derzeit noch nach Lösungen. Bis dahin wäre es ihr am liebsten, wenn nebenan einfach ein Metzger oder ein Fischgeschäft einziehen würde, so dass die Kunden alles beieinander hätten. Marie Delaperrière ist auch ganz Geschäftsfrau. Trotz etlicher Auflagen und Vorschriften, die es zu meistern und beachten gilt, erweitert Delaperrière laufend ihr Sortiment. Gestartet ist sie mit 250 Produkten, heute verkauft sie über 400.

In *unverpackt kiel* kann man zwar nicht alles kaufen, dafür sind die Dinge, die es gibt, umso liebevoller präsentiert. In helle und saubere Flechtkörbchen gebettet wirken die Äpfel, Karotten und Blumenkohlköpfe beinahe wie Ostergeschenke. Außerdem finden sich hier auch Spezialitäten, die kaum ein Supermarkt zu bieten hat. Vor allem hinter den kleinen Glasklappen des Süßwarenregals verbergen sich wahre Schätze, die ein Hauch von Nostalgie und Jahrmarkt umweht. Nougat mit Rumrosinen zum Beispiel oder getrocknete Himbeeren in Schokolade. Ein vielleicht fünfjähriger Junge, der vermutlich gerade die Zahlen gelernt hat, liest seiner Mutter laut die Preise vor. Sie sind natürlich in Euro angegeben. Auf die Münzen aus Toffee sind allerdings noch die Schemen von Markstücken geprägt.

Die beiden blonden Mädchen haben sich inzwischen für einen Einkaufsgutschein und einen Brotbeutel mit Klettverschlüssen entschieden, eine Art Butterbrotpapier aus Stoff. Es soll ein Geschenk für eine Freundin werden. Eigentlich hatten sie sich ja nur mal umsehen wollen und Schutz vor dem stürmischen Wetter gesucht. Aber so ist das nun mal mit dem Wind, er bringt die Dinge und Menschen in Bewegung. Wie gut, dass er hier fast immer weht.

www.unverpackt-kiel.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:

www.futurzwei.org/unverpackt-kiel

53 . Wir sind die Stadt

David Keller, November 2015

Wie sieht die Stadt der Zukunft aus, wenn es nach den Ideen und Bedürfnissen ihrer Bevölkerung geht? Der Verein *Nexthamburg* hat ein demokratisches Forum geschaffen, das den Weg zu einer vielstimmigen und originellen Stadtplanung aufzeigt.

Unweit der U-Bahnstation Gänsemarkt, mitten in der Hamburger City, prallen städtebaulich Welten aufeinander: Hier liegt das historische Gängeviertel, von dem nur noch ein paar wenige Gebäude zeugen. Es sind die letzten, die 2009 durch eine engagierte Bürgerinitiative vor dem Abriss bewahrt werden konnten. Gegenüber den mit Street Art und Graffiti versehenen Fassaden dieses Altbau- und Fabrikensembles strecken sich moderne Hochhäuser aus Naturstein und Glas in die Höhe.

Wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass *Nexthamburg* seine Zelte genau hier aufgeschlagen hat, wo Denkmalschutzfragen, Forderungen nach kreativer Zwischennutzung und der Anspruch auf Bürgerbeteiligung den kühlen Fronten der "Boomtown Neustadt" gegenüberstehen. Seit 2012 ist *Nexthamburg* in einem Ladenlokal der "BrahmsQuartier" genannten Wohntürme zu Hause, auf der Demarkationslinie zwischen Alt und Neu. "Hier entsteht die Stadt von morgen", klebt es programmatisch auf einem der Panoramafenster. Blickt man durch die Scheibe, wird klar, was damit gemeint ist: Die Wände des hellen und weitläufigen Raumes sind mit Stadtplänen, architektonischen Entwürfen und Skizzen gespickt, große Tische laden zum Diskutieren ein, und zahlreiche Sitzgelegenheiten aus umfunktionierten Europaletten verraten, dass dieser Ort viel mehr ist als ein herkömmliches Büro. Die Räume von *Nexthamburg* sind experimentelle Werkstatt, Bürgerforum und Kultursalon in einem. Was hier Gestalt annimmt – auf Papier, in Modellen, Zeichnungen oder Gedankenexperimenten –, sind Zukunftsentwürfe für die Hansestadt, gemeinsam erarbeitet mit denjenigen, die es am besten wissen sollten: den Menschen vor Ort.

Wem gehört die Stadt? Mit welchen Herausforderungen sind Bürger, Politikerinnen, Planer konfrontiert? Und wie kann urbanes Leben im 21. Jahrhundert angesichts knapper Ressourcen, Klimawandel und drohender Überalterung aussehen? Diese Fragen trieben den Urbanisten Julian Petrin und den Softwareexperten Rajiv Patwardhan im Frühjahr 2009 um, als die Stimmung in der Hamburger Bevölkerung angesichts explodierender Mieten und damit verbundenen Gentrifizierungsängsten auf einen Tiefpunkt zusteuerte. Vor allem die fehlende Einbindung der Einwohner in Fragen der Stadt- und Quartiersentwicklung sowie die Verordnung von Bauvorhaben "von oben herab" stießen bei den beiden auf Empörung. Zusammen mit Architektinnen, Soziologen und Medienmachern gründeten Petrin und Patwardhan *Nexthamburg* – ein unabhängiges Crowdsourcing-Projekt, das die Einwohner als lokale Experten ihrer Stadt ernst nehmen möchte. Auf einer eigens entwickelten Internetseite werden Hamburgerinnen und Hamburger dazu eingeladen, Lösungen für 35 wichtige Zukunftsaufgaben der Hansestadt vorzuschlagen, Visionen für ein zukünftiges Hamburg zu entwickeln und mit anderen in Dialog zu treten. Öffentliche Aktionen und zahlreiche Workshops, in denen die Vorschläge diskutiert werden können, runden das Online-Angebot ab.

"Seit den 1980er Jahren gibt es in der Stadtplanung ein Partizipationsdilemma, und genau das wollen wir unter Einbezug moderner Kommunikationsmittel beseitigen", fasst Petrin das Anliegen zusammen. "Die Leute möchten ihren städtischen Lebensraum mitgestalten, warten aber nicht mehr auf eine Einladungsgeste vonseiten der Politik." Zeugnis davon gibt die hohe Beteiligung an der *Nexthamburg*-Visionsentwicklung: Seit dem Programmstart haben Tausende Ideen eingereicht oder die Beiträge anderer kommentiert; über 5000

Personen waren bei den Veranstaltungen vor Ort dabei. Den bisherigen Höhepunkt bildete das Zukunftscamp Hamburg im Ohnsorg-Theater: Sechs Tage lang suchten Interessierte im Februar 2012 nach Lösungen für die Zukunftsprobleme der Stadt und diskutierten diese mit Experten.

Doch bei Einzellösungen sollte es nicht bleiben: Wie würde Hamburg im Jahr 2030 aussehen, wenn man die Ideen der Community zu einem Gesamtbild zusammenfügte, fragte sich das mittlerweile 25-köpfige Vereinsteam. Aus den Beiträgen entwickelten sie eine kondensierte, aber vielschichtige Bürgervision. "Die ist gewissermaßen unser Parteiprogramm", erklärt Petrin, "und ein gemeinschaftlich entwickeltes Gegenstück zu der politisch verordneten Stadtplanung." Die Ideen reichen von einer Belebung des vernachlässigten Industrie- und Hafengebiets Steinwerder bis zur Errichtung des künstlichen Hügelstadtteils Monte Altona, dessen komplette Versorgungsstruktur unter die Erde gelegt werden könnte. Dass nicht alles ohne weiteres umsetzbar ist, gehört dazu. "Wenn wir aber Kreativität ernst nehmen, brauchen wir einen geschützten Ort, wo auch ausgefallene Konzepte systematisch betrachtet werden können", beharrt Petrin. *Nexthamburg* will ein solcher Ort sein – und über das Modell einer bloßen Denkfabrik hinausgehen. "Wir sehen uns als Think-Do-Tank und möchten ganz konkret etwas bewegen", erklärt der 46-Jährige. Vorerst bewegt der Verein die Gedanken der Hansestadt – er hat sich als Mittler zwischen Politik und Bevölkerung etabliert.

Auch andere Städte sind auf den Geschmack der Partizipation gekommen: 2013 wurden in Kassel und Karlsruhe, angeleitet von den Hamburger Vorreitern, lokale Crowdsourcing-Plattformen gestartet. Neben einer Projektstelle in Zürich gibt es mit *Nextbangalore* und *Nextsavamala* nun auch Schwesterninitiativen in Indien und Belgrad. "Wäre ich eine Stadt, ich würde mir so etwas wie *Nexthamburg* bauen", lacht Petrin. "Das Wissen und die Ideen, die hier entstehen, sind doch eine tolle Ressource – das muss die Politik erkennen." Wenngleich online wie offline unterwegs, erreicht *Nexthamburg* allerdings nicht alle, die die Stadt ihr Zuhause nennen: Besonders engagiert sind bislang junge Menschen, die sich für urbane Lebensformen begeistern, und Personen zwischen 50 und 70, denen es eher um sozialpolitische Visionen geht. Damit auch andere Stimmen Gehör finden, ist das Team hin und wieder mit einem Stand in Einkaufszentren vertreten, um dort die Passanten nach ihrer ganz persönlichen Stadtvision zu fragen. "Wir orientieren uns am Modell des Community Organizing, wollen uns aber auch nicht aufdrängen", beschreibt Petrin diesen Balanceakt.

Wie müsste die ideale Stadt denn nun aussehen? Das zu beurteilen möchte sich Julian Petrin, der schon als Kind Stadtplaner werden wollte und über eine Bauzeichnerlehre mit anschließendem Ingenieursstudium seinen Wunsch Realität werden ließ, nicht anmaßen. "Mir ist wichtig, dass eine Stadt vielschichtig ist und für unterschiedliche Menschen als Lebensraum funktioniert. Städte müssen offen bleiben und Optionen zur Mitgestaltung bieten." Nicht Ausschluss, sondern Anschluss für möglichst viele, so lautet die Devise. *Nexthamburg* öffnet die Türen der Stadt und versucht jene, die zuzufallen drohen, mit einem demokratischen Ideenpool offen zu halten.

www.nexthamburg.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:
www.futurzwei.org/nexthamburg-teil2

54 . Wir sind Verbindung

Toni Lodeiro, Oktober 2017

Eticom ist eine Seltenheit unter den spanischen Telefon- und Internet-Anbietern: Die Mitglieder der gemeinnützigen Genossenschaft setzen auf Unternehmenspraktiken, die dem Gemeinwohl dienen.

Zwei Nachrichten waren der Auslöser dafür, dass sich Adriana B. im Herbst 2016 einen Ruck gab und über die Telefon- und Internetgenossenschaft *Eticom* informierte. Zum einen kam ans Licht, dass der ehemalige Präsident des weltweit tätigen spanischen Telekommunikationskonzerns *Telefónica* (mit den Marken *Movistar*, *O2* und *Vibo*) Druck auf Politiker ausübte, um die Bildung einer aus fortschrittlichen Parteien bestehenden Regierungskoalition in Spanien zu verhindern. Zum anderen streikten die Angestellten der Telemarketing-Branche, um auf ihre prekären Arbeitsverhältnisse aufmerksam zu machen, und baten die Bürger um ihre Unterstützung: Massenweise Anrufe bei Callcentern von *Movistar* und *Vodafone* sollten diese zusammenbrechen lassen.

Solche Nachrichten nähren in Spanien das Misstrauen gegenüber großen Unternehmen. Die Bürger sind empört angesichts von Millionengewinnen, äußerst zweifelhafter Arbeitspraktiken, politischer Einflussnahme und der hohen Zahl von Verbraucherreklamationen.

Diese Empörung verschärfte sich 2011, als eine schlagkräftige soziale Bewegung (die sogenannte *Bewegung 15M* oder *Bewegung der Empörten*) die spanische Gesellschaft aufwühlte. Auf dem Höhepunkt der Bewegung kam es zu einem Ansturm auf die Filialen der Bank *Triodos*. Die Bank war zu diesem Zeitpunkt die größte ethische Bank des Landes. Ende 2011 hatte das Institut 60.000 Kunden. Anfang 2016 waren es schon 200.000.

Mittlerweile ist die spanische Gesellschaft nicht mehr ganz so aufgewühlt wie 2011. Dennoch können Alternativen wie die ethischen Banken zuversichtlich in die Zukunft blicken. Für viele Bürger ist es inzwischen normal, sich nach anderen Möglichkeiten umzusehen, die eher ihren Wertvorstellungen entsprechen. Die beeindruckenden Wachstumszahlen ethischer Banken sind bei Telefon- und Internetgenossenschaften allerdings nicht zu erwarten. *Eticom* ist noch nicht besonders alt – die Genossenschaft gibt es erst seit 2014, und Ende 2016 hatte sie etwa 3.000 Verträge. Zurzeit bietet die Initiative nur mobile Telefon- und Internetdienste über das Mobilnetz von *Orange* (weitere Netzbetreiber in Spanien sind *Movistar*, *Vodafone* und *Yoigo*). Bald sollen aber auch Festnetzdienste angeboten werden.

Carme P. gefällt *Eticom* vor allem, „weil die Preise nicht nur wettbewerbsfähig sind, sondern gleich bleiben; weil es bei Verträgen keine Mindestlaufzeit gibt; weil man nicht von Werbung oder irreführenden Angeboten belästigt wird und weil der Umgangston offen und freundlich ist. Außerdem kann man sich sicher sein, dass alle Zahlungen dazu dienen, den Service zu verbessern.“

Eticom-Mitglied Andrea C. findet es „ungemein befriedigend, ein Projekt zu unterstützen, das dem Gemeinwohl dient und bei dem man Teil einer Gemeinschaft ist. Man nimmt nicht nur eine Dienstleistung in Anspruch, sondern kann auch über die Arbeits- und Geschäftspraktiken mitbestimmen. Man vertraut einer Einrichtung, die ähnliche Wertvorstellungen hat“.

„*Eticom* will positive soziale und ökologische Effekte erzielen und das Wirtschafts- und Telekommunikationssystem über den Konsum verändern“, erklärt der Vorsitzende von *Eticom* Oscar Rando. Die Genossenschaft hat transparente Arbeitspraktiken: „Der durchschnittliche Monatslohn der derzeit sechs Mitarbeiter liegt bei 1.300 Euro (in 12 Monatszahlungen)“, so Rando.

Der vollständige Name des Projektes lautet *Eticom – Somos Conexión*. Der zweite Teil des Namens, der als „Wir sind Verbindung“ übersetzt werden kann, ist laut Rando eine „klare Anspielung auf *Som Energia*“, eine Ökostromgenossenschaft mit inzwischen mehr als 40.000 Verträgen: „Wir sind Energie“. Sie hat „Maßstäbe gesetzt und zahlreiche ähnliche Projekte inspiriert, die nicht auf Wettbewerb, sondern auf Kooperation basieren“, etwa *Eticom* oder der Ableger *Som Mobilitat*. Alle erwähnten Initiativen sind Teil des übergreifenden Netzwerks für Solidarökonomie *Economía Solidaria*, einer Bewegung aus Hunderten von Einrichtungen und Unternehmen, die sich an den zuvor genannten Prinzipien orientieren.

Für Noè M. stand die Sache fest: Er entschied sich für die weitreichendste Form der Beteiligung und wurde Genossenschaftsmitglied von *Eticom*. Dabei muss man 100 Euro als Genossenschaftskapital einzahlen. Wenn man die Genossenschaft verlässt, erhält man das Geld wieder zurück. Jedes Genossenschaftsmitglied hat fünf Telefonanschlüsse. Die Telefonanschlüsse, die Noè nicht nutzt, stellt er Freunden und Bekannten zur Verfügung. „Viele Leute wollen es ausprobieren, aber nicht Genossenschaftsmitglied werden. Über Soziale-Netzwerk-Seiten biete ich die Anschlüsse Bekannten an, die ich nicht so oft sehe und mit denen ich nicht so oft über dieses Thema spreche.“ Die Mitbestimmung bei Entscheidungen der Genossenschaft ist jedoch nur den Mitgliedern vorbehalten.

Eticom gehört dem „Interkooperations-Projekt“ *mésOpcions* an, das die Angebote verschiedener Genossenschaften bündelt (neben *Eticom* die zuvor genannte *Som Energia* oder etwa *Fiare*). „Für nur sechs Euro im Monat hat man Zugang zu Produkten und Dienstleistungen verschiedener Projekte der Solidarökonomie und muss nicht gleich Mitglied jeder einzelnen Genossenschaft werden“, so der Koordinator von *mésOpcions* Jordi Rojas.

Alle Initiativen haben den gleichen Grundgedanken. Es geht nicht darum, einfach nur den Anbieter zu wechseln. Es geht darum, sich an einem Projekt zu beteiligen, das Teil eines alternativen Ökosystems ist und zuverlässige und nachhaltige wirtschaftliche Alternativen aufzeigt, bei denen die Menschen im Mittelpunkt stehen.

www.eticom.com

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTUREPERFECT unter:

www.eticom.futureperfectproject.org

55 . Zeit für Long-Minute Reisen

Cecilia Antoni, September 2014

Das Leben ist zu kurz, um schnell zu reisen. Doch lang genug, um riesige ökologische Fußabdrücke zu hinterlassen. Reisen mit Zeit und kleinem, noch dazu kompensiertem CO₂-Ausstoß im Gepäck bietet die Agentur *Langsamreisen* von Arne Gudde.

Nächste Woche geht es los: von Hamburg in die Dominikanische Republik und Kolumbien, durch den Panamakanal weiter nach Peru bis nach Chile und denselben Weg wieder zurück. 56 Tage non-stop, fast ausschließlich auf hoher See. Ohne Touri-Schnickschnack und ohne Schlips und Kragen wird der knapp 70-jährige Kunde von Arne Gudde als Passagier auf der „Balthasar Schulte“ über die Meere gleiten. Seine Reisebegleiter werden 4.250 stählerne Container und rund 25 Mann Besatzung sein. Vielleicht wird der ein oder andere Passagier in einem der Häfen zusteigen; Platz für insgesamt sechs gibt es auf dem 261 Meter langen Koloss. Die drei täglichen Mahlzeiten in der Offiziersmesse sind das einzig offizielle Programm für den Freizeitseefahrer. Die restliche Zeit steht ihm zur eigenen freien Gestaltung. Und genau diese Zeit scheint eine Qualität zu haben, die süchtig macht. Den älteren Herren zieht es bereits zum dritten Mal aufs Frachtschiff, und jedes Mal werden seine Reisen länger und: langsamer.

Dafür ist Arne Gudde, Betreiber und Gründer von *Langsamreisen*, verantwortlich. Mit seiner Online-Reiseagentur konzipiert und kombiniert er Reisen auf Fracht-, Post- und Segelschiffen sowie Schienen, die es ermöglichen, jeden Ort der Welt auch ohne Flugzeug und Kreuzfahrtschiff zu erreichen. Diese bewusst CO₂-reduzierten Reiseformen zielen aber nicht nur auf das Einsparen von Emissionen als Selbstzweck ab. „Die Leute hören ja nicht auf zu fliegen, nur weil es nicht gut für die Umwelt ist. Ein Mehrwert muss erkennbar sein“, erklärt Gudde, der nach seinem BWL-Studium knapp zehn Jahre als Berater für strategische Unternehmensentwicklung, im strategischen Management und im Controlling tätig war. Der Mehrwert des langsamen Reisens liege vor allem in den besonderen Erlebnissen durch intensive Naturerfahrungen oder unerwartete Begegnungen mit anderen Menschen, fernab des Massentourismus. „Die einzigartigen Momente entstehen erst“, weiß Gudde von seinen eigenen Reisen, „wenn man sich treiben lassen kann, die urbane Reizüberflutung nachlässt und die Wahrnehmung sich sensibilisiert.“ Genau diese Momente seien es wohl auch, die den Atem rauben, die das Gefühl für die Zeit nehmen, die überwältigen und das Reisen erst zu einer bleibenden Erinnerung machen. Und diese Momente waren dann für Gudde der Grund, ein eigenes Konzept zu entwickeln. Er kündigte seine Festanstellung, nahm sich ein halbes Jahr Zeit herauszufinden, wie ein Reisebüro der entschleunigten Art funktionieren könnte, und gründete 2010 *Langsamreisen*.

Farbiges Prospektmaterial zum Überzeugen braucht der Anfang 40-Jährige nicht. Ressourcensparend finden sich alle Informationen zu Reiserouten, Preisen und berechneten CO₂-Emissionen auf der Webseite mit Schildkröten-Logo. Auch gibt es kein analoges Ladengeschäft, an dessen Fensterscheiben verlockende Angebotszettel kleben, sondern lediglich ein Computer und ein Telefon in einer Bürogemeinschaft in Berlin-Treptow. Von hier werden die langsamen Reisen auf allen Meeren und Schienennetzen der Welt möglich gemacht.

Guddes Kunden sind meist in einem Alter, in dem die persönliche Zeit nicht nur immer schneller zu verrinnen scheint, sondern auch die eigene Endlichkeit absehbarer wird. So pfeift sein überwiegend 60- bis 80-jähriges Klientel auf organisierte Bespaßung und will lieber individuell und freigeistig unterwegs sein. Mit kurzfristigen Planänderungen muss Gudde dabei stets rechnen. Wie zum Beispiel als ein Kunde, der ursprünglich nur den

ersten Teil seiner Weltreise, von Bremerhaven nach New York, mit dem Frachtschiff zurücklegen wollte, sich kurzerhand in den USA überlegte, auch die Strecke nach Neuseeland mit dem Schiff zu fahren. In Neuseeland hat er Gudde wieder kontaktiert, und so ist er letztendlich die gesamte Strecke bis nach Australien, Singapur und zurück nach Europa über ein Dreivierteljahr auf Frachtschiffen unterwegs gewesen.

Den CO₂-Ausstoß pro Kopf und Strecke lässt Arne Gudde über *atmosfair* errechnen und kompensieren. *atmosfair* ist eine Klimaschutzorganisation, die 2003 als Gemeinschaftsinitiative des Reiseveranstalters *forum anders reisen* und der Umwelt- und Entwicklungsorganisation *Germanwatch* entstanden ist und aktiven Klimaschutz betreibt. Durch die Zahlung eines freiwilligen, emissionsabhängigen Klimaschutzbeitrags werden Solar-, Biomasse-, Wasserkraft- und Energiesparprojekte in Ländern unterstützt, in denen bislang kaum erneuerbare Energien erzeugt werden. 23 Euro pro Tonne Kohlendioxid werden für die Kompensation angesetzt. Zurück zu unserem 70-jährigen Abenteurer: Flöge er von Hamburg nach Santiago de Chile, entstünden Emissionen von über 4,5 Tonnen, einschließlich Kondensstreifen, Ozonbildung und anderer Effekte, die sich durch einen Betrag von 104 Euro ausgleichen ließen. Mit der Frachtschiffreise, die er stattdessen antritt, kommt er für die gleiche Strecke auf 0,081 Tonnen, was mit gerade mal 1,87 Euro zu Buche schlagen wird.

Zu einem „No-Go“ haben sich für Gudde die sehr schönen und beliebten Hurtigrutener Postschiffreisen entwickelt. Die einst traditionelle Transportverbindung entlang der norwegischen Westküste richtete sich zunehmend an Touristen; heute habe sie Kreuzfahrtschiffcharakter und einen entsprechend hohen CO₂-Ausstoß. So eine Entwicklung ist dem Reiseunternehmer Grund genug, sie aus dem Programm zu nehmen. Denn bei Langsamreisen werden bis auf Segelschiffreisen keine Transportmittel angeboten, die nur aus touristischen Gründen unterwegs sind. Weil mehr als 90 Prozent unserer Konsumgüter auf dem Seeweg befördert werden, gibt es auch immer mehr Frachtschiffe, auf die man „aufspringen“ kann. Paradoxerweise bieten gerade diese eine gute Möglichkeit, die Erde nicht als Ware, sondern als Geschenk zu sehen.

Gratis ist das Mitfahren auf Frachtschiffen dennoch nicht. Im Schnitt kostet eine Passagierkabine, die oft größer ist als die eines Kreuzfahrtschiffs, zwischen 90 und 120 Euro pro Tag und Person. Je nach Schiffstyp gibt es Fitnessraum, Schwimmbad, Sauna und Fernsehraum an Bord. Auf Handyempfang, Internet und einen Arzt muss man hingegen verzichten. Deshalb muss, wer über 65 Jahre alt ist, vor dem Boarding ein ärztliches Attest vorlegen. Die Passagiere können sich auf dem Schiff frei bewegen, auch den Kapitän auf der Brücke besuchen oder Blicke in den Maschinenraum werfen.

Wenn der 70-jährige Seewolf nach knapp zwei Monaten auf der „Balthasar Schulte“ wieder in den Hamburger Hafen einläuft, werden viele neue Erinnerungen in seinem Gepäck sein, die nichts wiegen, aber ewig bleiben. Ganz ohne Jetlag.

www.langsamreisen.de

Diese „Geschichte des Gelingens“ findet sich im „Zukunftsarchiv“ von FUTURZWEI unter:
www.futurzwei.org/langsamreisen